Philos. Pr. 1013.
Reich
Philos. Ethica popul. 2213.
R
<36619819100019 S
<36619819100019
Bayer. Staatsbibliothek

Die Sprache.

Von

*** und J. C. F. Reich.

Eure Rede sey allezeit lieblich und mit Salz gewürzt, daß ihr wisset, wie ihr einem jeglichen antworten sollet.

Paulus.

R
2213.

Berlin, 1789.
bey Gottlieb August Lange.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Ich würde das Publikum betrügen, wenn ich sagen wollte, daß ich dieses Buch auf dringendes und anhaltendes Bitten meiner Freunde herausgebe. Denn ich habe mich mit niemand meines Vorhabens wegen besprochen. Ich will mich also auch nicht auf Kosten anderer rechtfertigen, wenn das Publikum meine Arbeit nicht so gut aufnimmt, als ich hoffe und wünsche. Ein Wunsch, der einem Schriftsteller sehr natürlich ist.

Ich habe bey der Herausgabe dieses Werks keine andere Absicht, als denen, die es lesen werden, einigermaßen nützlich zu seyn, indem ich sie an der Aufmerksamkeit und an den beständigen Ueberlegungen Theil nehmen lasse, deren ich mich seit einigen Tagen bedient habe und noch täglich bedie-

ne, um beständig Herr über meine Sprache zu seyn. Denn eine beständige Bemerkung hat mich gelehret, daß nichts gefährlicher ist, als wenn man seine Zunge nicht gut zu regieren weiß, und daß dieses viel zu dem Guten und Bösen beytrage, das wir empfinden. Unsere Fehler entstehen gemeiniglich aus unsern falschen Urtheilen; unsere falschen Urtheile aus unsern falschen Begriffen und Vorstellungen; und diese, aus dem Umgang, den wir mit einander durch die Sprache haben. Die Zunge ist gleichsam das Ruder unserer Aufführung; es ist nur ein kleiner, aber doch der wichtigste Theil des Schifs, weil es demselben die Richtung giebt. Bey gehöriger Aufmerksamkeit werden wir finden, daß unsere Reden größtentheils die Quelle unserer angenehmen oder unangenehmen Schicksale sind. Unsere Worte sind sehr oft die Ursache, daß wir geliebt oder gehasset, geschäzt oder verachtet, gefürchtet oder zurückgesezt werden. Sie dienen zu unserer Erhöhung oder Erniedrigung; sie verschaffen uns Reichthümer, oder stürzen uns in Armuth;

muth; sie machen, daß man uns gerne sieht, oder unsern Umgang vermeidet. Mit einem Wort, unser Werth wird fast allezeit nach unsern Worten bestimmt. Man glaube also nicht, daß Eigenliebe, Schreibsucht, oder die Begierde von mir reden zu hören, mich gereizt haben, dieses Buch bekannt zu machen. Meine Absicht ist nur, andern die Regeln zu zeigen, die ich mir in Ansehung der Sprache vorgeschrieben habe; wer sie nicht für gut findet, der braucht sie nicht zu befolgen. Ich sage das, was ich denke; nicht das, was ich glaube, das andere durchaus denken sollen. Man siehet hier meine Gedanken, meine Reflexionen, meine Meynungen; diese werden nur für diejenigen entscheidende Urtheile seyn, deren Gedanken, Reflexionen, Meynungen, mit den meinigen übereinstimmen. Es sind nicht sowohl Lehren, die ich andern gebe, als vielmehr ein Verzeichniß der Lehren, die ich mir selbst gegeben habe und auszuüben mich bemühe. Hält man sie für gut, muß man denn nicht eben so, wie ich, sorgfältig seyn, sie gehörig

anzuwenden? Niemand hat ein Privilegium das ihn davon frey spricht, der Wahrheit, der Billigkeit und der Vernunft zu folgen, sie mögen ihm gezeigt werden, von wem es wolle.

Man weiß, was Tugend und Laster ist; man kennet das Gute und das Böse; man siehet allenthalben Bücher, die uns lehren, wie man denken, reden und handeln müsse. Hier findet man Karaktere und Schilderungen der Sitten; dort Reflexionen und Bemerkungen über das Verhalten der Menschen; hier Vorschriften für das bürgerliche Leben; dort Rathgebungen, Vorschläge, Maximen, die auf die Pflichten aller Stände gehen. Wo sind aber die Ausübungen aller dieser schönen Vorschriften? Wo findet man Schriftsteller, die es öffentlich zeigen, daß sie selbst ihre Rathgebungen und Vorschriften in Uebung zu bringen sich bemühen, um durch ihr Beyspiel zu beweisen, daß es möglich und leicht sey, ihnen zu folgen? Nichts ist leichter, als reden; daher sehen wir auch große und schöne Redner. Nichts

ist

ist schwerer, als Thun; daher sehen wir auch sehr wenig Thäter. Man muß es also nicht übel aufnehmen, wenn ich, indem ich zeige, wie man die Zunge regieren müsse, zugleich aufrichtig sage, was ich thue, um die meinige zu regieren. Ich will meine Leser nicht überreden, zu glauben, daß mein Verhalten eine treue Uebung der Regeln sey, die man mir mündlich gesagt hat, oder die ich in Büchern oder durch eigenes Nachdenken gefunden habe; ich will ihnen nur sagen, was ich gethan habe, um allen diesen Unterricht nützlich anzuwenden. Zu meiner Beschämung gestehe ich, daß ich von der mir vorgesetzten Vollkommenheit sehr weit entfernt bin; das erkenne ich von ganzem Herzen; diese Erkenntniß ist mir aber um so viel heilsamer, da sie für mich eine neue Reizung ist, es immer weiter in der Ausübung der Regeln, die man hier finden wird, zu bringen.

Ich rede in diesem Buch oft von mir selbst nicht, weil ich glaube, daß das Publikum sich darum bekümmere, mich kennen zu lernen, oder, weil ich mich demselben be-

kannt zu machen wünsche, — ich wünsche vielmehr aufrichtig, verborgen zu bleiben — sondern nur deswegen, weil ich ihm die Reflexionen und Uebungen mittheilen will, deren dieses Ich sich bedient hat und noch täglich bedient, als der besten Mittel, um mit Ueberlegung zu reden, oder mit Klugheit zu schweigen. Beschweret man sich darüber, daß ich zu viel von mir rede, so beschwere ich mich meinerseits darüber, daß man nicht genug von sich selbst rede. Die Reden eines Schriftstellers würden mich mehr rühren, wenn er sagte: „Auf diese Art mache „ich es, wenn ich diesen Fehler vermeiden, „jene Vollkommenheit erlangen will“; als wenn er sagt: Thut dieses, thut jenes, ohne mir durch seine eigene Erfahrung zu zeigen, daß es leicht sey, seinem Rath zu folgen. Ich betheure also, daß ich nicht im geringsten aus Stolz von mir selbst rede; ich finde mich zu weit von den Vollkommenheiheiten entfernt, die ihn entschuldigen könnten. Findet man aber dieses Ich beleidigend, glaubt man, daß ich das nicht ausübe,

übe, dessen Ausübung ich von mir versichere; so untersuche man nur, ohne die Zeit mit tadelnden Urtheilen über mich zu verderben, ob das, was ich sage, sich thun und mit Nutzen thun lasse. Wenn ich das Urtheil höre: Diese und jene Schriftsteller geben schöne Lehren, aber sie üben sie nicht aus; so sage ich: Gut, so müssen wir sie ausüben; sie geben sie uns ja nur in dieser Absicht. Man macht gewiß nicht so viel leere Ausflüchte, wenn man aufrichtig an seine Vervollkommung denkt.

Ich habe dieses Buch gebildet, und dieses Buch bildet mich täglich, jemehr ich über den Inhalt desselben nachdenke, desto mehr bessere ich an mir, desto vollkommener werde ich. Vielleicht wirkt die Eigenliebe diesen Nutzen, durch das gute Vorurtheil, das ich von meiner Arbeit habe; doch, es mag seyn, der Nutzen ist doch da. Kann man seine Eigenliebe besser anwenden, als wenn man sie gebraucht, besser zu werden? Bey dieser nützlichen Anwendung, die mich vervollkommnet, finde ich mich doch noch so unvollkommen, daß ich

mich ganz zu verbergen wünschte, wenn ich es könnte. Denn ich kann mich nichts, als einer immer mehr und mehr abnehmenden Unvollkommenheit rühmen.

Man findet hier keine abstrakte metaphysische Lehren, keine für das wirkliche Leben unbrauchbare Vorschriften, keine Vorstellungen von so erhabenen Vollkommenheiten, welche zu erreichen man beynahe verzweifeln muß; sondern ganz gemeine Wahrheiten, und praktische Vorschriften die allen denen faßlich sind, welche sie auszuüben versuchen wollen.

Wenn indessen mein Buch niemand des Lesens werth hält, so werde ich mich mit meiner guten Absicht trösten und mit dem Nutzen, den die darin enthaltenen Gedanken mir täglich bringen. Ich werde niemanden der Unbilligkeit beschuldigen; nur zu mir selbst werde ich sagen, daß ich mich betrogen habe, da ich glaubte, ein Werk zu liefern, das nützlich und brauchbar seyn könnte. Ich will mich lieber auf das Urtheil des Publikums, als auf mein eigenes verlassen. Man ist gememeiniglich ein sehr schlechter Richter in seiner eigenen Sache.

Finden

Finden die feinen Sprachverständigen, hier nicht die Ordnung, die Zierlichkeit und die richtig abgemessenen Ausdrücke, die sie verlangen, so werde ich zufrieden seyn, wenn sie mich nur verstehen, — und das wird nicht schwer seyn; wenn sie nur zugeben, daß das was ich sage, gut sey auszuüben, und wenn sie es wirklich ausüben. Mehr wünsche ich nicht, und sie glaube ich, haben auch nichts mehr zu wünschen. Wollten sie wohl eine gute Lehre der Moral verwerfen, wegen eines kleinen Sprachfehlers? Man suche hier also keine Regeln der zierlichen Sprache, sondern der vernünftigen Sprache. Die erste werde ich nicht gänzlich hindansetzen; aus der zweyten aber werde ich meine Hauptsache machen.

Vielleicht wird man einige Gedanken bemerken, die man sonst schon gefunden hat, und deren Urheber ich nicht anzeige. Da ich seit einigen Jahren beständig mit der Absicht lese, um zu lernen, wie ich mich im Umgange mit andern Menschen gehörig betragen soll, so zweifle ich nicht, daß man viel Spuren davon bemerken wird. Ich gebe von ganzem Herzen diese

Ge-

Gedanken denen wieder zurück, welchen sie gehören; und gern wollte ich ihre Eigenthümer nennen, wenn ich mich nur erinnern könnte, von wem ich sie hergenommen habe. Aber, ich habe sie so oft wieder in mir erneuert und durchgedacht, daß ich die Quelle, woraus ich sie geschöpft, vergessen habe und mir einbilde, daß es meine eigenen sind. Diejenigen also, welche lieber eine Kritik über Bücher machen, als sie nützen, mögen sich hüten, daß sie nicht, indem sie mich tadeln wollen, Leute angreifen, die geschickter sind, als ich. Montagne sagt hievon: „Ich verheele mit Vorsatz den „Urheber dieser Gedanken, um die Verwegenheit der gleich fertigen Urtheiler im Zaum „zu halten, die alle Arten von Schriften anfallen .... Ich wünsche, daß sie auf meiner Nase dem Plutarch einen Nasenstüber „geben und in mir dem Seneka schimpfen „mögen.“

Inhalt.

Inhalt.

Vorbericht.

I. Von der Sprache im gesellschaftlichen Umgang überhaupt. = = Seite 1

II. Die Sprache des Schwätzers. = = 24

III. Die Sprache des Stillschweigenden oder desjenigen, der wenig spricht. = = 36

IV. Die Sprache des Witzlings. = = 44

V. Die Sprache des Possenreißers. = 50

VI. Die Sprache des Spötters. = 53

VII. Die Sprache des Disputirenden. = 61

VIII. Die Sprache des Eigensinnigen. = 76

IX. Die Sprache des Unbesonnenen. = = 79

9. Gedanken zum Trost in der Arbeit. 285

10. Gedanken über die Furcht. 288

11. Gedanken zum Trost in der Armuth. 292

12. Gedanken um den Tod ohne Furcht zu sehen. : : 309

Die

Die
Sprache.

I.
Von der Sprache im gesellschaftlichen Umgang überhaupt.

1.
Der gesellschaftliche Umgang macht die Gelehrsamkeit vollkommen und angenehm.

Nichts ist unausstehlicher, als ein Gelehrter, der, in seiner Studierstube eingesperrt, keinen Umgang mit Menschen gehabt hat, und der sich einmal von ohngefähr in einer Gesellschaft von Leuten siehet, die gelehrt und zugleich mit

den feinen Sitten bekannt sind. Er spricht entweder kein Wort, oder wenn er redet, so geschiehet es auf eine so trockne, båurische, unanståndige und ångstliche Art, daß jeder, der es hôret, nicht weis, was und wie er ihm antworten soll. Man muß dem gesellschaftlichen Umgang entweder ganz entsagen, oder, wenn man daran Theil nehmen will, wenigstens zu dem Vergnûgen, das man davon erwartet, etwas beyzutragen wissen. Untersuchet, wenn ihr wollet, in eurer Studierstube die abstraktesten Wahrheiten der Metaphysik; prediget sie aber nicht in Gesellschaften mit der Hofnung, daß man eben so aufmerksam seyn werde, sie zu hôren, als ihr gewesen seyd, um sie euch begreiflich zu machen. Wollet ihr durchaus davon reden, so bemûhet euch, sie so verståndlich vorzutragen, daß sie nicht mehr Aufmerksamkeit fodern, als man bey solchen Gelegenheiten auf sie wenden kann, da die Anwesenden, sehr eifrig auf ihre Freyheit, sich vor einer allzulangen Rede außerordentlich fûrchten und ûberhaupt alles zu vermeiden suchen, was einigen Zwang mit sich fûhret. Werde ich durch meine Reden andern verdrieslich, so wird man mir, ich mag noch so viel Gutes sagen, kein Gehôr geben; die Langeweile, die ich andern mache, wird alles, was ich sage, unangenehm machen. Wenn man in Gesellschaften

ten seyn will, so muß man gesellig seyn, und das lernt man nur durch öftern Umgang. Der gesellschaftliche Umgang ist das große Buch der Welt, welches den Gebrauch der andern Bücher lehret. Ohne ihn ist die Wissenschaft rauh und von Reizungen entblößet. Das Studiren vermehrt die Gaben der Natur; der gesellschaftliche Umgang aber macht sie brauchbar. Die Gelehrtesten vervollkommnen ihre Kenntnisse sehr in diesem Umgang, weil sie dabey Gelegenheit haben viel Schwierigkeiten zu entdecken und zu heben, die ihnen in ihrer Studierstube nie einfallen würden. Oft habe ich in gesellschaftlichen Unterredungen meine Unwissenheit in Ansehung gewisser Wahrheiten erkennen gelernt, welche ich bey meinem besondern Studiren völlig begriffen zu haben glaubte. Ich bin auch in dem was ich für mich allein gelernt habe, niemals gewisser, als wenn ich es unter der kritischen Verbesserung solcher Leute, die geschickter sind, als ich, gehörig gefeilet habe. So gewiß ist es, daß der Umgang mit vernünftigen Leuten eine Schule ist, in welcher man das mit Vergnügen lernet, was sie mit Mühe gelernet haben.

2.

Je mehr man im gesellschaftlichen Umgange andern Gelegenheit giebt, zu gefallen, desto mehr wird man ihnen gefallen.

Man giebt andern Gelegenheit zu gefallen, wenn man ihnen Gelegenheit giebt, die guten Talente, die sie besitzen, zu zeigen. Einem einsichtsvollen Manne erkläre man nicht weitläuftig die Dinge, wovon man redet; man sage sie ihm nur halb; man lasse ihm etwas zu errathen übrig. Dieses Betragen wird die gute Meynung, die wir von ihm haben entdecken; und nichts wird seiner Eigenliebe schmeichelhafter seyn. Man kann sich schätzbar machen, wenn man im gesellschaftlichen Umgang viel Witz und Gelehrsamkeit zeigt; man kann aber dadurch zugleich auch viel Misfallen bey andern erregen. Die Zuhörer sehen es gemeiniglich nicht gern, wenn man größere Kenntnisse verräth, als sie selbst haben. Ich, für meine Person zeige nur, daß ich nicht ganz unwissend bin, wenn ich mich in der Gesellschaft solcher Leute befinde, welche nichts vertragen können, was ihnen mit dem Ton eines Lehrers gesagt zu seyn scheint; ich suche mich lieber zu überreden, daß diejenigen, mit welchen ich mich unterhalte, Lehrer sind, die mich unterrich-

richten können. Bey dieser Ueberredung finde ich mehr Vergnügen im Zuhören, als im Reden. Eine Geschichte, die ich erzählen höre, und wovon mir schon ein jeder Umstand bekannt ist, ist mir alsdann weit angenehmer, als sie seyn würde, wenn ich denjenigen, der sie mir erzählet, unterbrechen und ihm anzeigen wollte, daß ich sie schon wisse. Dieß würde ihm unangenehm seyn. Lasse ich ihn aber fortreden, so lasse ich ihm das Vergnügen, zu glauben, daß er mir etwas Neues gesagt habe; und ich bin zufrieden, weil ich versichert bin, daß er zufriedener mit mir ist, als wenn ich es ihm hätte merken lassen, daß ich es so gut wisse, als er. Ueberhaupt hüte ich mich sehr, mich vor andern vorzüglich zu zeigen; ich gebe ihnen vielmehr so viel Gelegenheit, als möglich ist, in solchen Vorzügen in der Gesellschaft zu erscheinen, als sie wünschen, daß andere in ihnen finden sollen. Bey Beobachtung dieser verbindlichen Aufführung wird die Erfahrung uns lehren, daß wir eine Gesellschaft niemals zufriedener verlassen, als wenn wir uns auf irgend eine Art schmeicheln können, daß die andern mit uns zufrieden sind.

3.

Man muß dergestalt Herr über seine Reden seyn, daß man sich, ohne ungeduldig zu werden, kann unterbrechen lassen.

Wenn wir mit andern reden, so müssen wir die Absicht haben, sie entweder zu vergnügen oder zu unterrichten. Warum sollte es uns also verdrieslich seyn, wenn sie uns unterbrechen? Wir müssen denken, daß sie es nur deswegen thun, damit sie das Vergnügen oder den Unterricht vollkommener machen. Freylich kann man uns auch zur Unzeit unterbrechen. Aber, was können wir davon für Schaden haben? Die Zeugen dieser unzeitigen Störung werden uns gewiß Gerechtigkeit wiederfahren lassen; unsere Geduld wird uns eben so sehr ihre Achtung erwerben, als alles Vortrefliche, was wir sagen könnten. Man muß kein Sklave seiner Rede seyn; man muß sie, so zu sagen, immer in seinen Händen haben, um sie nach den zufälligen Umständen der Unterredung zu lenken. Dies ist nicht leicht; aber es wird sich doch thun lassen, wenn der Stolz sich nicht widersetzt.

4.

Höret jemand zu reden auf, so lasse man eine kleine Zwischenzeit verfließen, ehe man etwas sagt, um zu sehen, ob derjenige, der geredet hat, nicht zu dem, was er gesagt, noch mehr hinzusetzen wolle.

Man siehet täglich, daß denen, welche reden, gleich ins Wort gefallen wird. Diejenigen, die dieses thun, handeln gewiß nicht zum Vortheil der gesellschaftlichen Unterredung. Es hat jemand gesprochen, der noch etwas besseres sagen würde, wenn man ihm Zeit ließe Othem zu schöpfen, um seine Rede fortzusetzen. Daher findet man so viel Unvollkommenes in den meisten gesellschaftlichen Gesprächen. Ein jeder ist begierig seine Rolle zu spielen, ohne zu warten bis die Rollen der andern geendigt sind. „In der Schule des Umgangs mit Menschen" sagt Montagne, „habe ich oft den Fehler bemerkt, daß wir, anstatt Kenntniß von andern zu erlangen, uns nur bemühen, uns selbst zu zeigen. Wir sind mehr besorgt, unsere Waare anzubringen, als neue zu kaufen." Um diesen unschicklichen Fehler zu vermeiden, lasse ich denjenigen, der redet, sehr gern Zeit zu reden, ohne irgend eine Be-

gierde zu äußern, nach ihm zunächst zu sprechen; indem ich überzeugt bin, daß ich, wenn ich das letztere thäte, niemals richtig und dem, was er gesagt, gemäs reden würde, weil ich nicht alles wissen kann, was mir zu wissen nöthig ist, wenn ich ihm nicht Zeit lasse, sich zu erklären, und weil ich, von der Begierde zu reden ganz eingenommen, wenig Aufmerksamkeit auf das wenden würde, was er gesprochen hat. Es ist sehr gewiß, daß diejenigen, welche so eifrig sind, die Stelle desjenigen, der geredet hat, einzunehmen, auf seine letzten Worte wenig merken; sie denken nur ans Reden und nicht an das Hören. Eine Ursache, warum man so wenig vernünftige Leute im gesellschaftlichen Umgang findet, ist diese, daß fast jedermann eher an das denkt was er sagen will, als an das, was er eigentlich auf das antworten will, was man ihm sagt.

5.

Man giebt niemals eine richtige Antwort auf das, was man nicht begreift.

Die wenige Aufmerksamkeit verursachet gemeiniglich die Ungereimtheit, die Dunkelheit und die Unordnung der meisten gesellschaftlichen Gespräche. Da man auf das, was gespro-

sprochen wird, wenig Achtung giebt, so höret man nur halb, und doch unterlässet man nicht, mit so vieler Zuversicht zu antworten, als wenn man nichts von dem Vorgetragenen verloren hätte; und also höret man einen beständigen Mischmasch, weil sich niemand verstehet. „Ich „sprach von einer Sichel, sie antworten mir „von einer Striegel,“ sagt Plutarch. Ich habe so oft bemerket, wie lächerlich sich diejenigen machen, die bey ihrer Zerstreuung ungereimt fragen und antworten, daß ich immer auf meiner Hut bin, um nicht in eben den Fehler zu fallen. Ich höre das, was man sagt, mit Aufmerksamkeit an, damit ich sowohl mich selbst belehre, als auch andern nicht beschwerlich werde. Auch hüte ich mich vor einem andern sehr gewöhnlichen Fehler, daß ich mich nicht vordrenge, für einen andern zu antworten, weil ich ihn und die Zuhörer nicht überreden will, daß ich ihm Unfähigkeit zutraue, und weil ich ihnen auch nicht Gelegenheit geben will, bey mir eine stolze Einbildung von mir selbst zu vermuthen. Endlich bemühe ich mich in meinen Antworten keine unnützen Worte zu verschwenden, indem ich mich immer des Raths erinnere, welchen Plutarch giebt, wenn er sagt, daß der Mittelpunkt des Umfangs der Antwort nur das sey, was der Fragende wissen will. Es ist wahr, daß man in gesellschaftlichen Ge-

sprächen nichts mühsam ausgedachtes sagen müsse; aber es ist auch eben so wahr, daß man nichts ganz unüberlegt sagen müsse.

6.

Die Vertraulichkeit ist dem gesellschaftlichen Umgang vortheilhafter, als der Witz.

Herrschet Vertraulichkeit in der Gesellschaft so spricht man frey; man darf die Worte nicht ängstlich abmessen; man sagt sich, was man denkt; die Herzen ergießen sich; die Freymüthigkeit unterhält das Gespräch; es findet sich nichts in uns, wodurch es unterbrochen wird; man setzt die angenehme Unterredung fort, so lange als es nur möglich ist. Will man aber viel Witz und Verstand zeigen, so verursachet die Aufmerksamkeit, die man anwenden muß, bald eine Dürre, die das Gespräch erschöpft. Und eben darum sind die feinsten Unterredungen die angenehmsten, weil sie leichter zu unterhalten sind. Die vorbereiteten und studierten Gespräche hingegen bringen denen, welche hören, so wenig Vergnügen, als sie demjenigen zur Ehre gereichen, welcher redet. Lieber will ich ein Buch lesen, welches ich weglegen kann, wenn ich seiner müde bin.

7. Man

7.

Man muß es sich zu keinem Geschäfte machen, in gesellschaftlichen Gesprächen, die Fehler, die andern entwischen können, mit Tadel zu bemerken.

So aufmerksam ich auch bey gesellschaftlichen Gesprächen bin, so gebe ich mich doch nicht mit der strengen Untersuchung alles dessen ab, was gesagt wird. Solche Gespräche sind ein freyer Umgang, wobey man viel Kleinigkeiten hingehen lassen muß, ohne ihnen den Prozeß zu machen; wie man sie oft ohne Vorsatz sagt, so muß man sie auch ohne Kritik hören.

8.

Denke beym gesellschaftlichen Umgang, daß du Schach spielest, und beobachte also wohl, wie das Spiel stehet, ehe du einen Stein bewegest.

Scherze nicht in einer Gesellschaft, in welcher du betrübte Personen siehest. Moralisire auch nicht immer, wenn du unter vergnügten und fröhlichen jungen Leuten bist. Sey niemals durch solche Manieren und Reden, die mehr schrecken als gefallen, der Freudenstörer

einer

einer Gesellschaft. Eifere nicht wider die Dichtkunst in Gegenwart solcher Leute, welche es sich zum Ruhm anrechnen, daß sie gute Verse machen. Ich will im gesellschaftlichen Umgang lieber von einer Sache, wovon ich gewiß bin, daß man sie gerne höret, als von dem, was mir angenehm wäre, reden. Spricht man von einem unangenehmen Gegenstand, so setzt man sich der Gefahr aus, eben so sehr zu misfallen, als das, wovon man spricht. Ich rede nicht gerne von Wissenschaften vor einem Menschen, der gar keine verstehet. Denn ich will mir, auf Kosten der Unwissenheit eines andern, aus meinen Kenntnissen keine Ehre machen.

9.

Wenn man immer von sich selbst reden will, so macht man, daß endlich übel von uns geredet wird.

Wer immer die Materie und der Gegenstand des Gesprächs seyn will, der giebt Gelegenheit zu glauben, daß man nichts liebe und schätze, als sich selbst; und mehr braucht es nicht, um von niemand geliebt und geschätzt zu werden. Welche schlechte Personen stellen diejenigen in Gesellschaften vor, welche wollen, daß

daß zu der Zeit, da sie blos mit sich selbst beschäftiget sind, sie selbst auch die ganze Beschäftigung der andern seyn! Habe ich im gesellschaftlichen Gespräch kein großes Geräusch gemacht, so kann ich auch sagen, daß ich andern nicht sehr zur Last gewesen bin. Ich rede überhaupt nicht gern von mir. Denn, spreche ich gut von mir, so werde ich mir ein gewisses lächerliches Ansehen geben, welches auch durch das Beste, was ich sagen könnte, nicht wieder vernichtet wird. Spreche ich übel von mir selbst, so wird man mir eine künstliche Verstellung zuschreiben, wodurch ich andere reizen wolle, mir zu widersprechen. Und warum sollte ich auch wohl übel von mir selbst reden? Habe ich nicht aus Erfahrung gelernt, daß es genug andere giebt, die diese Sorge gern über sich nehmen? Was könnte ich also von mir selbst sagen, da ich mich weder loben, noch tadeln will?

10.

Es gehöret viel Klugheit, Vorsicht, Geschicklichkeit und Behutsamkeit dazu, wenn man von jemanden in seiner Gegenwart sprechen will.

Darum spreche ich oft von denen, die gegenwärtig sind, unter dem Namen der Abwesenden

senden oder Todten. Dann kann ich sie loben, ohne den Schein zu haben, als wenn ich ihnen schmeicheln wollte; oder tadeln, ohne sie zu beschimpfen; oder ihnen einen Rath geben, ohne ihren Stolz zu beleidigen.

11.

Man spricht gemeiniglich wenig, wenn eine eitle Einbildung von sich selbst nicht zum Sprechen reizt.

Man thut, glaube ich, denen, welche viel sprechen, kein Unrecht, wenn man ihnen Stolz und Eitelkeit zutrauet. Denn, warum sprechen sie so viel, wenn sie nicht glauben, solche Dinge zu sagen, die würdig sind, gehöret zu werden. Was mich betrift, ich schätze mich so wenig, daß ich mich niemals für eine nothwendige Person zur Unterhaltung gesellschaftlicher Gespräche ansehe. Ich erlaube es denen, welche glauben, daß ich zu viel spreche, von ganzen Herzen, mir keine Aufmerksamkeit zu gönnen, in meiner Gegenwart einzuschlafen, und mich sogar als einen gefährlichen Menschen, der die Ruhe der bürgerlichen Gesellschaft zu stören fähig ist, zu fliehen. Man wird das thun, was ich thun zu können wünschen würde, wenn ich mich in ähnlichen Umständen

ständen befinde; und man wird mich dadurch antreiben, mich zu bessern, und bescheidener und klüger zu werden. Wenn man viel spricht, so muß man so viel Verstand und Witz haben, um ihn immer zu zeigen, daß ich beym Stillschweigen weit besser meine Rechnung finde. Mir sind die Gespräche angenehm, bey welchen ich nicht mehr Witz, als ich habe, zu zeigen gezwungen werde.

12.

Sprich allezeit so, daß man dich so gut verstehe, als höre.

Deutlichkeit in Ausdrücken zeuget von Deutlichkeit in den Begriffen. Das eine sowohl, als das andere, macht das Gespräch angenehm, weil das, was man spricht, verständlich ist. Lieber will ich schweigen, als in unverständlichen Ausdrücken reden. Man muß vornehmlich auf andere sehen, wenn man spricht; denn man spricht nur um gehört zu werden. Spricht man also dunkel und unordentlich, so ist man seinen Zuhörern zur Last, wegen der Mühe, die sie sich geben müssen, das zu verstehen, was man sagt. Diese Mühe geben sie sich aber in der That niemals; sie hören auch, so zu reden, nur mit den Augen, indem

dem sie denjenigen ansehen, welcher spricht, indessen daß ihre Ohren und ihr Geist auf den geringsten Gegenstand aufmerksam sind, der nur einigermaßen fähig ist, sie zu zerstreuen. Weil man immer verständlich sprechen muß, so scheinen mir auch die Kunstworte, die man nicht gewöhnlich gebraucht, in der Sprache des Umgangs übel angebracht zu seyn. Ich höre einen Arzt lieber vom Aderlaß, als vom Phlebotomisiren sprechen. Eben wegen dieser in einem Gespräch nothwendigen Verständlichkeit sind diejenigen im Umgang unerträglich, welche nichts an einander hängendes sagen und von einer Materie auf die andere kommen, ohne eine einzige zu Ende zu bringen.

13.

Hüte dich, im gesellschaftlichen Umgang dich so auszuzeichnen, daß man dich als ein Original ansieht, dessen Kopie zu seyn, man sich schämen würde.

Man sieht nur eine zu große Menge solcher Originale in Gesellschaften. Ich will hier nur einiger gedenken die ich oft bemerket habe und die wegen des Sonderbaren in ihrem Betragen als komische Personen angesehen wurden, die mehr des Gelächters, als der Nach-

ahmung

ahmung würdig waren. Die ersten, die mein Gedächtniß mir wieder vorstellt, sind diejenigen, welche es sich zum Ruhm machen, irgend ein neues Wort, das sie als einen köstlichen Stein aufgelesen haben, bey aller Gelegenheit zu brauchen, weil sie dadurch ihrer Rede eine gewisse Zierde zu geben glauben. So neu es auch ist, wird es doch in ihrem Munde durch die beständige Wiederholung so abgenutzt, daß man das älteste Wort gewiß lieber hören würde. Sie üben sich insonderheit, in einem gewissen ihnen eigenen Ton sich eine Sprache von unrecht angebrachten Worten zu machen. Sie sagen: Ein prächtiges Verdienst, eine prächtige Gewogenheit, eine prächtige Geburt, eine prächtige Macht, und setzen das Wort prächtig zu einer jeden Sache, es mag sich schicken oder nicht; und alles, was groß ist, wird in ihrem Munde prächtig.

Andere Originale sind diejenigen, welche dem, mit dem sie sprechen ganz nahe treten und seine Nase für seine Ohren zu halten scheinen, so daß sie ihm das ganze Gesicht mit ihrem Speichel bespritzen. Tritt man zurück, so avanziren sie und treiben einen endlich in einen Winkel, ohne daß man weiter die Auswürfe ihres Mundes vermeiden kann. Zu einem solchen ungesitteten Menschen könnte man sagen: „Du magst trunken oder nüchtern seyn,

„so sprichst du zu jedermanns Nase. Laß meine „Nase in Friede, wie ich die deinige. Du „wirst mich ohnmächtig machen. Sprich lie„ber mit meinem Ohr; meine Nase ist nicht zum „Hören gemacht.“

Wer zuerst und oft ganz allein lacht, wenn er etwas gesagt hat, der ist auch ein eben so lächerliches, als lachendes Original. Der Beyfall, den man sich selbst giebt, grenzet sehr nahe an dem, was man Albernheit nennet. Es giebt auch solche unzeitige Lacher, die nur darum lachen, damit sie ihre schönen Zähne zeigen können. Die betrübtesten und mitleidenswürdigsten Gegenstände machen ihren Mund lachend, ob sie gleich ihre Augen zum Weinen bewegen. Von einem solchen sagt Katull: „Er ist so unvernünftig, daß er lacht, weil er „schöne Zähne hat. Wenn er einen Missethä„ter zum Gerichtsplatz führen sieht, so bricht „er in ein lautes Gelächter aus. Ein nach„drücklicher Redner mag seine Zuhörer zum „Weinen bewegen; oder eine Mutter mag über „den plötzlichen Verlust eines einzigen Sohnes „schmerzlich betrübt seyn; so kann er sein im„pertinentes Lachen nicht zurückhalten. Kurz, „ohne Zeit, Ort und Sache zu unterscheiden, „lacht er bey aller Gelegenheit, und weis nichts „anders zu thun.“

Auch

Auch diejenigen gehören zu den Originalen, denen man nicht nachahmen muß, welche dem, was man sagt, keiner Aufmerksamkeit würdigen, sondern gleichsam träumend, für sich allein an ganz andere Dinge denken oder zu denken scheinen, als an das, wovon man spricht. Wer sich so in Gesellschaften verhält, der giebt durch diese Abwesenheit des Geistes Anlaß zu dem Gedanken, daß er diejenigen, mit welchen er in Gesellschaft ist, gar nicht schätze. Ich glaube es, und zugleich glaube, daß man solcher Träumer gern los zu seyn wünschte.

14.

Eine Zunge, die unehrbare Worte ausspricht ist der Dollmetscher eines verderbten Herzens.

Freche Reden, unanständige Zweydeutigkeiten und allzu freye Worte kann ich nie anders, als mit Unwillen wider diejenigen, die sie aussprechen, hören. Ich glaube auch nicht verwegen zu urtheilen, wenn ich zweifle, daß diejenigen reine Sitten in ihrer Aufführung zeigen, welche, ohne zu erröthen, sich solche Freyheiten herausnehmen. Ein reines Leben kann gar keine Unreinigkeit dulden. Alles,

was unrein ist, beunruhiget und beleidiget dasselbe. Die Worte sind die Bilder der Gedanken; die Ausdrücke sind Handlungen. Diejenigen, die solche Gespräche, solche Unterredungen unterhalten, wo man sich die Freyheit nimmt, alles zu sagen, ohne der Ehrbarkeit und Schaam zu schonen, können schwerlich unverdorben bleiben, und es wird ihnen unendliche Mühe kosten, dem Reiz zu schändlichen Handlungen zu widerstehen. Denn, da durch ihre Reden die sinnlichsten Ideen in ihrer Seele erwecket werden, so wird zugleich die stärkste Begierde entstehen, ihren Sinnen die Vergnügungen zu verschaffen, die man ihrer Einbildungskraft vorgestellt hat.

15.

Frage nur diejenigen, die du für fähig hältst, dir zu antworten.

Bey den Fragen, die ich thue, mache ich es mir zur gewöhnlichen Regel, nur nach dem zu fragen, wovon ich glaube, daß man es vollkommen wisse. Bey einem so vorsichtigen Verhalten belehre ich mich selbst und mache denen, die mich belehren, Vergnügen. Man muß nicht den guten Ruf anderer einem übeln Verdacht aussetzen; jeder sucht ihn, so sehr

als

als ihm möglich ist, zu bewahren, weil er ein Gut ist, dessen Verlust sehr empfindlich und fast unersetzlich ist.

16.

Eine lächerliche Schaam ist, welche einen hindert, zu fragen, um sich zu unterrichten.

Man muß sich niemals schämen, es zu erkennen zu geben, daß man nicht die stolzen Gedanken von sich selbst habe, zu wissen, was man nicht weis; und eben so wenig muß man sich schämen, klüger werden zu wollen. Das wird man nie, wenn man mehr scheinen will, als man ist.

17.

Die übertriebenen Ausdrücke, da man eine Sache zu sehr vergrössert, sind allemal demjenigen, der sie gebraucht, nachtheilig, indem sie einen eingeschränkten Verstand und einen schlechten Geschmack verrathen.

Wenn ein junges Kind, während der Jahre seiner Kindheit, nur einen einzigen Menschen

von einer gewöhnlichen Größe sähe, so würde es ihn gewiß für einen Riesen halten, indem es ihn nur mit sich selbst vergleichen würde. So geht es gewissen kurzsichtigen Köpfen. Weil die gemeinsten Dinge ihnen außerordentlich scheinen, so reden sie davon mit übertriebenen und hyperbolischen Ausdrücken. Sind es die engen Schranken des Verstandes, die sie zu dieser ausschweifenden Sprache verleiten, so müssen sie wenigstens erwarten, daß diejenigen, welche sie hören, sie entweder für Lügner oder für Thoren halten. Der handelt als ein Weiser, der niemals in Superlativen redet. Denn diese Art zu reden beleidiget immer die Wahrheit oder die Klugheit. Der Erfolg dieser übertriebenen Ausdrücke ist fast immer der Absicht desjenigen, der sich ihrer bedienet, entgegen. Denn seine Furcht, daß er nicht genug sagen möchte, um andere zu überreden, macht, daß er zu viel sagt, als daß man ihn glauben könnte. Weise Leute sehen das, was man zu groß vorstellet, eben so an, als die Wunder und alle außerordentliche Dinge; sie glauben sie nicht gleich. Da sie gemeiniglich gute Haushälter in Ansehung ihres Glaubens sind, so gestehen sie ihn nur ausgemachten und unwidersprechlichen Wahrheiten zu; und sehr oft verdient das Außerordentliche bestritten zu werden.

18.

Das Stillschweigen ist die Sauvegarde der Unwissenheit.

Wenn ich eine Sache, wovon man spricht, nicht recht weis, so ist meine erste Regel, daß ich stillschweige. Die Eitelkeit mag mich noch so sehr reizen, zu sprechen; ich schweige doch. Der Unwissende kann bey solcher Gelegenheit vom Stillschweigen einen ihm vortheilhaften Gebrauch machen; denn man wird ihn eher seiner Bescheidenheit wegen loben, als ihm Unwissenheit zutrauen können.

II.

Die Sprache des Schwätzers.

1.

Es ist sehr schwer, ja beynahe unmöglich, viel zu sprechen und zugleich nur das zu sprechen, was schicklich ist.

Zu dem letztern gehöret Ueberlegung und richtige Beurtheilungskraft, und diese fehlt einem jeden Schwätzer, da man doch in der That ohne dieselbe nicht wissen kann, wann, wie, warum man reden muß? Kann jemand der viel spricht sich nun aber wohl in dem Ungestüm der Schwatzhaftigkeit, die Zeit nehmen, alles dieses zu untersuchen? Er ist nur der einzigen Aufmerksamkeit fähig, so viel Zeit, als möglich ist, dazu anzuwenden, daß er sich in Reden ergieße, die er nicht zurück halten kann, ohne sich eine ihm unerträgliche Gewalt anzuthun. Wenn er nur spricht; zu welchem

Zweck er spricht, darum bekümmert er sich nicht. Er will nur sprechen, das ist ihm genug; das ist sein Steckenpferd. Ein solcher Schwätzer erzählte mir das erste Mal, da er mit mir sprach, umständlich die Geschichte seines Lebens; und ohne zu fragen, ob ich es wissen wollte, sagte er mir das Vergangene, das Gegenwärtige, das Zukünftige, was er gewesen, was er jezt sey, was er noch zu seyn hoffe. Er machte mir sein Haus, seine Verwandten, seine Geschäfte, seinen Herrn bekannt, ohne mir Zeit zu lassen, ein Wort zu antworten. Aber, da er mir mehr sagte, als ich hören wollte, so entdeckte er mir auch mehr, als er entdecken wollte; sein erstes Gespräch mit mir zeigte mir, daß er ein Narr sey.

2.

Wer zu viel spricht, der verräth sich oft selbst.

Es ist das gewöhnliche Schicksal der Schwätzer, daß sie selbst ihre geheimsten Angelegenheiten nicht verschweigen können. So vorsichtig sie auch sind, ist es doch sehr schwer, daß bey dem Strome von Worten, der aus ihrem Munde gehet, nicht irgend eines entwischen sollte, wodurch sie das entdecken, was

sie ihres Vortheils wegen verschweigen sollten, insonderheit, wenn sie mit Personen reden, welche geschickt genug sind, ihrer Schwatzhaftigkeit Fallen zu legen, damit sie sie überraschen. Da ein Schwätzer fähig ist, seine eigenen Geheimnisse zu verrathen, so werde ich mich sehr hüten, ihm die meinigen anzuvertrauen; man kann nicht behutsam genug bey solchen Leuten seyn. Eben dieser ihrer Unbesonnenheit wegen danke ich auch keinem Schwätzer für die Vertraulichkeit, deren er mich würdiget, weil ich glaube, daß er es mehr aus Lust zu sprechen, als aus einem aufrichtigen Zutrauen zu mir thut. „Ich sage Ihnen das als ein Geheimniß; reden Sie „ja mit niemanden davon, ich bitte Sie,“ spricht ein Schwätzer zu mir, und macht mich beynahe taub, da er mir zu nahe ins Ohr redet. Er geht hierauf weg, und sagt eben das eben so leise allen Ohren, die er antrift. Ich werde gewiß sein Geheimniß sehr treu bewahren; denn, wem könnte ich es sagen, der es nicht von ihm eher, als von mir erfahren hätte?

3.
Die Schwätzer sind gemeiniglich sehr verächtliche und sehr verachtete Leute.

Die Schwätzer sind sehr verächtlich, weil sie nur wegen ihres schlechten Verstandes, aus Unbesonnenheit, aus Mangel an Ueberlegung oder aus Schwachheit Schwätzer sind. Ihre Schwachheit zeigt sich in ihrem Unvermögen, dem Lauf ihrer Rede Einhalt zu thun; ihre Unbesonnenheit in der Unfähigkeit, eine nothwendige Behutsamkeit zu beobachten; ihre Unbedachtsamkeit in der beständigen Vergessenheit des Wohlanständigen in Gesprächen; ihr schlechter Verstand in ihren eingeschränkten Einsichten die ihnen nicht erlauben, bis in das Innere derer zu dringen, die sie hören, um einzusehen, wenn es sich schickt, zu reden oder zu schweigen. Bey solchen Eigenschaften muß man gewiß in der Welt verächtlich seyn. Die Schwätzer werden auch sehr verachtet; man würdiget sie nicht einmal so viel, daß man sie höret; man hält ihre Reden der Aufmerksamkeit nicht werth. Ist man gezwungen, bey ihnen auszuhalten, so lange als sie sprechen, so zieht sich die Seele derer, die ihr Geschwätz zu hören scheinen, in sich selbst zurück und denkt an eine ganz andere Sache, als von welcher

cher sie reden. Sie können nicht nur niemand finden, der sie hören will, sondern es glaubt ihnen auch niemand; und also ist die Verachtung gegen sie so groß, daß man sogar die Wahrheit verachtet, die aus ihrem Munde gehet. Man hält einen Schwätzer immer für einen Lügner, weil man glaubt, daß er, bey seiner Begierde zu sprechen lieber Lügen sagen, als stillschweigen wird, wenn er keine Wahrheiten zu sagen hat.

4.

Ein Schwätzer redet immer, wenn man ihn gleich nicht höret, und er höret auch nicht, wenn man mit ihm spricht.

Die Schwätzer scheinen ihre Ohren in Zungen verwandelt zu haben; deswegen ist ihr Fehler auch fast allezeit unverbesserlich. Man kann sie in der That nicht anders bessern, als wenn man mit ihnen redet, um sie zu belehren; sie hingegen sind weit davon entfernt, diese Belehrung zu hören, indem sie selbst immer reden wollen. Indem ein Schwätzer diejenigen, die ihn hören, ungeduldig macht und ihren Unwillen wider sich reizt, und indem sie seine Sätze und Maximen bestreiten, so begnüge ich mich damit, daß ich, in mich selbst gekehrt,

kehrt, in dem Abscheu, den ich von Natur gegen seinen Fehler habe, mich bestärke. Ich gewinne durch meine Betrachtungen bey mir mehr, als sie durch ihre Vorstellungen bey ihm gewinnen.

5.

Die Schwätzer machen sich eben so furchtbar, als verächtlich.

Man vermeidet sie so viel als möglich ist; man denket an seine Entfernung, sobald man sie erscheinen sieht. Jeder schweigt stille, aus Furcht, ihnen Gelegenheit zum Sprechen zu geben; man bedenkt aber nicht, daß sie auch dann nicht schweigen, wenn sie niemand reden hören. Ich habe oftmals gesehen, daß, sobald ein Schwätzer nur den Mund zu öfnen anfängt, diejenigen, die der Wohlstand nicht zwingt, ihm Gesellschaft zu leisten, so plötzlich sich wegbegaben, als wenn sie von einem Ungewitter bedrohet würden. So siehet man die Seeleute sich in Sicherheit setzen, um einem Sturm zu entkommen, von dem sie bey dem Geräusch eines Gefahr drohenden Windes überfallen zu werden fürchten. Die Schwätzer aber bemerken die Furcht gar nicht, worin sie andere setzen; so sehr sind sie von der Wuth

zu sprechen besessen; einer Wuth, die sich auch in dem Eifer zeigt, womit sie denen üble Nachrichten ankündigen, welchen ihrer Ruhe wegen daran gelegen ist, daß sie sie nicht wissen. Man fürchtet so gar ihre Tafel, so gut man auch an derselben schmauset; weil man gemeiniglich mit einem Kopfweh davon aufstehet, das nicht so sehr durch ihren Wein, als durch das beständige Geräusch ihres Mundes verursachet worden. Hiezu setze man noch die Vorsicht, die man beobachten muß, um wider die verschiedenen Bewegungen ihrer Hände auf seiner Hut zu seyn, indem sie sich derselben bedienen, um eine Aufmerksamkeit zu erzwingen, die man ihnen nur durch Vertheidigung seines Körpers zugestehet. Wenn ein schwatzhafter Mensch sich bey einem Kranken befindet, wie viel muß der leiden, der nichts als Ruhe und Stille wünscht? Es giebt deswegen Leute, die zu ihrer Gesellschaft lieber einen bösen, aber im Reden mäßigen und bescheidenen, als einen sonst guten Menschen, der aber ein Schwätzer ist, haben wollen.

6.

Diejenigen, welche zu viel sprechen, machen, daß das Gute ihrer Handlungen verlohren gehet.

Man rechnet ihnen eine gute Handlung nicht mehr an, wenn sie zu viel davon gesprochen haben. Denn man argwohnt, daß sie nur deswegen eine gute That gethan haben, damit sie neuen Stoff zu ihrem Geschwätz haben; und da dieses andern sehr ungelegen ist, so darf man sich nicht wundern, wenn die Handlung, die es hervorbringt, auch nicht angenehm scheint. So kann ein Schwätzer das Beste, was er thun kann, verderben. Man muß in der That ein großer Feind seiner selbst und anderer seyn, wenn man sich selbst so sehr schaden und zugleich aller Welt zur Last seyn kann.

7.

Es giebt wenig Schwätzer, die nicht zugleich sehr neugierig sind.

Weil sie allenthalben, wo sie sich befinden, viel Worte machen wollen, so müssen sie wohl den Stof dazu recht angelegentlich aufsuchen. Sie spüren daher auf allen Seiten den verborgensten

genſten Geheimniſſen in den Familien nach, damit ſie ſie hernach durch ihre Geſchwätzigkeit bekannt machen können; und wenn ſie von andern keine wiſſen, ſo werden ſie lieber ihre eigenen ausſchwatzen, als ſchweigen. Zuerſt reden ſie von andern, hernach von ſich ſelbſt, wenn andere ihnen keine Materie verſchaffen; und wenn ſie nichts mehr zu ſagen wiſſen, ſo nehmen ſie zu Erdichtungen ihre Zuflucht, damit es ihnen nur nicht an Worten fehle. Aus dieſer Aufführung kann man leicht ſchließen, daß die Neubegierde ihre Leidenſchaft ſey, und daß das, was ſie erfahren durch den Ueberfluß ihrer Worte ſehr erweitert werde.

8.

Ein Schwätzer vergißt zu handeln, weil er ſo ſehr mit Reden beſchäftigt iſt.

Man ſehe einen Schwätzer in einer Geſellſchaft; er kann ſie nicht verlaſſen, weil er nicht aufhören kann zu ſprechen. Sein Bedienter, ſein Kammerdiener, ſein Schreiber, ſein Haushofmeiſter, ſein Kaſſirer ſogar, kommen einer nach dem andern und ſtellen ihm vor, wie nothwendig es ſey, ſein Geſpräch zu endigen, damit er ſeine wichtigſten Angelegenheiten beſorgen könne. Niemand kann ihn zum Schweigen

gen bringen; und wenn er die Gesellschaft verläßt, so geschiehet es nur dann, wenn er siehet, daß diejenigen, welche er mit seinem Geschwätz ermüdet hat, ihn verlassen wollen. Doch, das siehet er fast niemals; denn so lange nur jemand ihn zu hören scheint, bildet er sich immer ein, daß man es wünsche, ihn sprechen zu hören. Endlich kömmt er zu Hause an, und auch da arbeitet er nicht eher ernstlich, als bis niemand mehr da ist, mit dem er sprechen kann. Seine Zunge ist sein Steuerruder, sein Regierer, seine vornehmste Triebfeder. Es scheint, daß er nur deswegen denkt, nur deswegen handelt, nur deswegen gehet, damit er sprechen könne; und daß er weder gehen, noch handeln, ja auch sogar, wenn es möglich wäre, nicht denken würde, wenn er nicht hofte, sprechen zu können.

9.

Man spricht viel, wenn man wenig überleget.

Wie viel Fehler würde man an sich selbst verbessern, wenn man sich zum Nachdenken und zur vernünftigen Ueberlegung gewöhnte. Denn dadurch lernet man das Böse besser kennen; man entdeckt die Quellen desselben; man siehet die Folgen davon ein; man erkennet die damit

verbundenen Gefahren und die Mittel, sie zu vermeiden. Wenn ein Schwätzer sich Zeit zur Ueberlegung nähme, so würde er den Grund seiner Schwatzhaftigkeit, die unordentliche Eigenliebe oder den unerträglichen Stolz, der ihn zum zu vielem Sprechen reizt, endecken. Denn, wenn er nicht so sehr von sich eingenommen wäre, oder wenn er sich nicht für ganz unfähig hielte, Misfallen zu erregen, so würde er gewiß nicht so viel sprechen. Wenn ein Schwätzer vernünftig überlegte, so würde er die Folgen seiner Schwatzhaftigkeit einsehen; diese sind Unwillen, den er bey andern erreget, Zeitverlust, Verachtung, die er sich zuziehet, und Spöttereyen über ihn. Diese übeln Folgen würden ihn die Aufmerksamkeit auf das gewöhnliche Schicksal anderer Schwätzer kennen lernen. Wenn ein Schwätzer vernünftig überlegte, so würde er die Gefahren einsehen, worein er sich, durch seine Unbesonnenheit in seinen eigenen Angelegenheiten und durch seine Untreue in Ansehung der ihm anvertrauten fremden Angelegenheiten, stürzen könne. Wenn ein Schwätzer vernünftig überlegte, so würden ihm die Mittel nicht unbekannt bleiben, diese Gefahren, diese Spottreden, diese Verachtung zu vermeiden; er würde also nicht ohne vernünftige Veranlassung sprechen; er würde niemals eilen, auf die Fragen, die man an ihn thut, zu antworten; er würde

noch

noch weniger die Antwort, die ein anderer geben soll, ihm vor dem Mund wegnehmen; er würde lernen, sich von Zeit zu Zeit solchen Gesprächen zu entziehen, die ihm am meisten gefallen und ihn am stärksten zum Sprechen reizen, damit er sich nicht so oft Gelegenheit verschaffe, wegen dessen, was er sagt, gelobt zu werden, damit dieses Lob ihm nicht Freude mache und damit die Freude, die gemeiniglich geschwätzig ist, ihn nicht noch geschwätziger mache; er würde auch die Gelegenheiten fliehen, von denen er voraus sähe, daß sie ihm zur Schwatzhaftigkeit verleiten könnten; er würde, so oft als er nur könnte, mit Leuten umgehen, deren Ansehen Stillschweigen und Zurückhaltung einflößet; er würde allezeit, ehe er spräche, zu sich selbst sagen: „Wird das, was ich sagen „will, mir nicht schaden? Wird es denen, die „mich hören, nützlich oder angenehm seyn?“ Kurz, je mehr er nachdenken wird, desto mehr wird er einsehen, was er thun müsse; und je mehr er sich durch diese Kenntnisse leiten lässet, desto weniger Gefahren wird er sich aussetzen.

III.

Die Sprache des Stillschweigenden oder desjenigen, der wenig spricht.

1.

Diejenigen, die wenig sprechen, brauchen wenig Gesetze.

Da die meisten Gesetze und Vorschriften uns gegeben sind, um in dem Umgang mit Menschen unsere Aufführung gehörig einzurichten, und die Worte oft Unordnungen in Gesellschaften verursachen, so ist es gewiß, daß wir diese Gesetze und Vorschriften um so viel weniger nöthig haben, je weniger wir sprechen. Die Aufmerksamkeit auf unsere Pflichten die das Stillschweigen uns zu haben erlaubt, hilft sehr viel zur guten Erfüllung derselben; da hingegen die Zerstreuung, welche viele Worte verursachen, sehr viel beyträgt, sie in Vergessenheit zu bringen. Man giebt sich selbst ein sehr

ver=

vernünftiges Gesetz, wenn man sich Stillschweigen gebietet und es zu rechter Zeit beobachtet. Es giebt gewisse so natürliche und der Vernunft so gemäße Verbindlichkeiten, daß man sie bald und ohne Mühe erkennet, wenn man lieber denkt, als redet.

2.

Man muß erst mit sich selbst sprechen, ehe man mit andern spricht.

Wenn man mit andern spricht, ohne so lange geschwiegen zu haben, bis man sich selbst von demjenigen unterrichtet, was man zu sagen hat; so läuft man große Gefahr, es zu bereuen, daß man geredet hat. Wie oft geschiehet es, daß man nach einer Unterredung sich selbst Vorwürfe macht wegen der Fehler, die man dabey begangen, weil man sich auf die gesprochenen Worte nicht vorbereitet hat. Man findet alsdann in sich weit mehr Verstand, als man im Reden gezeigt hat; und das kömmt daher, weil man mit andern ohne vorhergegangene Aufmerksamkeit gesprochen hat, nun aber so mit sich selbst spricht, daß man sich mit Betrachtungen beschäftiget, die man vorher anzustellen versäumt hatte. Indessen haben andere einen übeln Begrif von uns bekommen, den wir schwerlich wider wegschaffen können.

 Denn,

Denn, obgleich ein Wort geschwinde vorübereilt, so macht es doch oft einen Eindruck, der sich nicht leicht wieder verliert, weil die meisten Menschen, außerordentlich eifersüchtig auf ihre Verdienste, sich ein Vergnügen daraus machen, Fehler an denen zu finden, die einiges Recht haben könnten, ihnen ihre Vorzüge streitig zu machen. Ich finde gewiß mehr Vortheile dabey, wenn ich viel mit mir selbst spreche, als wenn ich viel mit andern spreche. Thue ich das letztere, so gebe ich höchstens einige Merkmale von einer Geschicklichkeit, die ich vielleicht nicht besitze; spreche ich aber zu meiner eigenen Belehrung mit mir selbst, so werde ich mir die Geschicklichkeit erwerben, welche diejenigen, die viel sprechen, zeigen wollen, und fast niemals haben; denn gemeiniglich sind die größten Schwätzer nicht die geschicktesten Leute.

3.

Ein Wort, zu unrechter Zeit gesagt, kann unersetzlich üble Folgen haben.

Das Stillschweigen ist also von großem Nutzen, weil man sich dabey Zeit nimmt, um nichts unschickliches zu sagen. Ich sage oft zu mir selbst: „Wenn ich jemand diese oder „jene Sache sagen wollte, so würde ich mir gewiß

„wiß so schreckliche Händel machen, daß ich „blos bey dem Gedanken daran zittere. Es „könnte mir aber doch leicht ein Wort davon „entwischen, wenn ich ohne Ueberlegung sprä„che; denn ein einziges gefährliches Wort ist „sehr leicht gesprochen; und dies einzige Wort „wäre fähig, mich zu verderben. Es ist also „von wichtigen Folgen für mich, alles was ich „sagen will, vorher wohl zu überlegen.“

4.

Wenn man wenig spricht, so kann man sich viel Achtung und Ansehen erwerben.

Ein Gelehrter, der wenig spricht, giebt eine solche Idee von sich, welche veranlasset, daß man ihm noch mehr Fähigkeiten zutrauet, als er vielleicht in der That hat. Denn, da er gelehrt ist und wenig spricht, und da das Wenige, was er sagt, die Aufmerksamkeit derer, die es hören, würdig ist, so werden sie unmerklich geneigt, zu glauben, daß er fähig sey, noch bessere Sachen zu sagen. Man widmet diesem Stillschweigen eine Verehrung, die der Achtung entspricht, welche man für denjenigen hat, der es beobachtet. Aus eben dem Grunde geschiehet es, daß ein Mensch, den man für einen geschickten Staatsmann hält,

wenn er wenig spricht, sich durch sein Stillschweigen seinen Untergebenen als einen Mann, der Geheimnisse zu bewahren weis, ehrwürdig macht; von seinen Vorgesetzten wird er als ein Mann von vollkommener Klugheit bewundert; sein Herr schätzet ihn als einen Mann, dem man ohne Gefahr die wichtigsten Geheimnisse anvertrauen kann; seinen Freunden macht er sich werth, als ein sehr vorsichtiger Mann, und seinen Feinden furchtbar, weil sie glauben, daß er sich, gleich der Sonne, wenn sie Ungewitter erreget, verberge, das ist, daß er bey seinem Stillschweigen einen Entwurf zu ihrem Verderben mache, der um so viel gefährlicher sey, je verborgener er ist. Es ist gewiß, daß man oft durch weniges Sprechen sich viel Ruhm erwerben kann. Ein Mensch, der wenig, aber zu rechter Zeit spricht, kann sich bey mittelmäßigen Verdiensten sehr beliebt machen. Das Stillschweigen giebt den Worten selbst gewisse Reize, wie die Schatten den Farben in der Malerey, und die Pausen den Konzerten in der Musik.

5.

Die Worte müssen wie das Gold seyn, welches bey dem kleinen Raum, den es einnimmt, viel Werth und Gewicht hat.

Unnütze Dinge sind das Theil kleiner Geister; ein gründlicher Geist siehet immer auf das Wesentliche und sagt nichts überflüßiges. Er schätzt nur das Wahre und Gute. Nichts was unter ihm ist, rühret ihn; er beschäftiget sich auch nicht mit Gegenständen, welche durch die große Ausdehnung, die Schwätzer ihnen zu geben pflegen, so verächtlich werden, als sie unbedeutend sind. Da er das viele Sprechen nicht liebt, so spricht er nicht nur so selten, als es seyn kann, sondern wenn er dazu verpflichtet ist, auf eine solche Art, daß er mehr Sachen, als Worte sagt. Seine Stirne, seine Augen, sein ganzes Gesicht ersetzt den Mangel der Worte. Seine Zunge ist das, was an ihm am wenigsten spricht. Seine Bedienten lesen in seinen Mienen, welche Dienste er von ihnen fodert. Sein weniges Sprechen trägt viel dazu bey, daß man ihm sehr gut gehorchet. Es scheint, daß seine Diener, die wenigen Worte die er spricht, als so viele Orakel ansehen, die sie mit Ehrfurcht hören und mit Eifer befolgen.

6.

Der einfältigste Mensch kann oft den scharfsinnigsten betrügen, wenn er gut schweigen kann.

Ein Kluger heget gemeiniglich kein Mistrauen gegen denjenigen, in welchem er Einfalt bemerket; er glaubt also auch nicht nöthig zu haben, vor ihm auf seiner Hut zu seyn. Aber, wenn der Einfältige zu schweigen weis, so kann er bey seiner stillschweigenden Aufmerksamkeit Mittel finden, die Geschicktesten zu überraschen, wenn er Neigung dazu hat. Eine stille Einfalt ist oft so viel werth, als eine redende Scharfsinnigkeit.

7.

Die stillschweigende Sprache ist keiner Achtung würdig, wenn man nicht aus vernünftigen Ursachen schweigt.

Man kann aus Dummheit, aus Trägheit, aus Unhöflichkeit, oder aus Stolz schweigen. Diese Arten des Stillschweigens sind keiner Nachahmung werth und verdienen nicht von klugen Leuten gebilliget zu werden. Wenn man sich während der Zeit, daß andere spre-

chen,

chen, mit dem Lesen eines Buchs unterhält; wenn man sich stellt, als ob man das nicht höre, was gesprochen wird; wenn man bey einem Gespräch sich an ein Fenster stellt und heraussiehet: So ziehet man sich durch alles dieses die Verachtung der gegenwärtigen Personen zu, weil man ihnen dadurch Veranlassung giebt, zu glauben, daß man sie verachte; oder wenn sie keinen Grund zu diesem Argwohn haben, so wird der Stillschweigende der Unhöflichkeit und der Dummheit beschuldigt.

IV.

Die Sprache des Witzlings.

1.

Ein witziger Einfall ist fähig, das Verdienst des besten Werks und den guten Ruf des redlichsten Mannes zu verderben.

Ein witziger Einfall, der einen Menschen oder ein Werk angreift, gefällt zuerst an sich selbst, weil es ein witziger Einfall ist; und dann gefällt er wegen des Vergnügens, welches die darin enthaltene Satyre veranlasset, weil man das, was andere tadelt, lieber höret, als das, was sie lobt; und da er gefällt, so vergißt man ihn nicht, man sagt ihn einem andern, und so geht er von einem Munde zum andern, von einer Zeit zur andern fort. Das lehren uns so viel witzige Einfälle der Alten, die man uns in Sammlungen aufbehalten hat; und deren Salz sie vor dem Verderben und der Fäulniß bewah-

bewahret zu haben scheint. Daher kömmt es, daß ein Mensch oder ein Werk von vielen, die nichts davon gesehen haben und auch niemals sehen werden, eben so verachtet und für unvollkommen gehalten wird, als wenn sie mit ihren eigenen Augen viel Fehler daran gesehen hätten. Der Urheber des witzigen Einfalls, sagte ihn vielleicht nur, um etwas Witziges zu sagen, und nicht in der Absicht, ein großes Uebel zu thun oder der Wahrheit Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Indessen, da der witzige Einfall fortdauert und da man weder das Werk noch die Person kennet, so bleibt man dawider eingenommen, und dieses Vorurtheil gehet so weit, als es das Angenehme des Einfalls nur bringen kann. Darum kömmt ein Werk selten wieder in Aufnahme, das ein witziger Einfall gestürzt hat. Hievon geben uns unsere Zeiten mehr als ein Beyspiel. Und ein lächerlicher Beyname verbindet sich so sehr mit einem Menschen, daß er ihm auf Lebenszeit und noch seinen Nachkommen anhängt. Man siehet täglich in der Welt Beweise von der Wahrheit dessen, was ich sage.

2.

Mit dem Salz witziger Einfälle würzet man die Unterredung und macht sie angenehmer.

Dieses Salz muß aber nicht mit vollen Händen ausgestreuet werden, wie diejenigen thun, welche keine andere Rolle in Gesellschaften zu haben glauben, als andere mit witzigen Einfällen zu unterhalten, und die deshalb in allen ihren Reden zu erkennen geben, daß sie sich bemühen, lauter Bonmots zu sagen. Es giebt Leute, von denen man glaubt, daß sie ein Buch herlesen, wenn man sie sprechen höret, weil sie nur die witzigen Einfälle anderer, und oft die ältesten und abgelebtesten, nach der Reihe hersagen. Es ist mit den witzigen Einfällen eben so, wie mit alten Silbergeschirr, dessen Facon aus der Mode gekommen ist. Denn die Gelegenheit, bey welcher sie zum ersten Mal gesagt wurden, fehlt allezeit, wenn sie wiederholet werden; man hört sie dann auch gemeiniglich mit großer Gleichgültigkeit. Die witzigen Einfälle außer ihrer Stelle sind wie die aus ihrer Einfassung genommenen Diamanten; sie verlieren viel von ihrer Annehmlichkeit und von ihrer Stärke.

3.

Oft macht man sich mit einem witzigen Einfall einen bösen Handel.

Ich sage gern einen solchen Einfall; aber so viel Vergnügen es mir auch macht, ihn ans Licht zu bringen, so bin ich doch sehr behutsam, ehe ich ihn heraussage. Habe ich einen witzigen Einfall, so untersuche ich ihn sorgfältig, ich denke den Folgen nach, die er haben könnte, und endlich sage ich ihn, wenn ich glaube, daß er mehr Vergnügen, als Verdruß erregen könne. Bey einem solchen Verhalten setzt man sich nicht, wie vielen Leuten begegnet, verdrieslichen Händeln aus; man verlieret kein gründliches und wichtiges Gut, um das Verdienst eines kleinen glänzenden Guts zu erhalten. Welch eine Verblendung ist es, sich selbst zu schaden, um das geringe Vergnügen zu haben, witzig zu heißen! Denn oft lachen diejenigen über ein Bonmot, die es hören, ohne denjenigen, der es sagt, zu schätzen; das Salz des witzigen Einfalls kitzelt ihren Geschmack, ohne daß sie auf denjenigen achten, von dem er herkömmt.

4.

Je mehr Vergnügen man daran hat, einen witzigen Einfall zu sagen, desto unangenehmer ist es, wenn die andern sich nicht darüber freuen.

Nichts setzt einen Menschen, der immer witzige Einfälle sagen will, mehr aus seiner Fassung, als wenn er sieht, daß man ernsthaft bleibt, wenn er hat zum Lachen bewegen wollen. Le Pais sagt: „Ich kann mich wohl „rühmen, daß ich es sehr gut verstehe, über „alle Arten von Materien witzig zu scherzen. „Man braucht nicht lange zu bitten, um mich „zu bereden, lustige Einfälle zu sagen. Da es „mir aber so viel Vergnügen macht, sie zu sagen, so kann man leicht urtheilen, daß man „mich sehr ärgert, wenn man sie ohne Lachen „höret." Dies geschiehet sehr oft; denn man nimmt sehr gern alle seine Ernsthaftigkeit zusammen, wenn es das Ansehen hat, daß jemand sich Kräfte genug zutrauet, sie uns zu rauben. Ein Erzähler braucht, um angenehm zu seyn, so viel Gaben, daß man wenig vortrefliche siehet; und der beste ist nur mittelmäßig. Diejenigen, die ihre Rede mit dem Versprechen anfangen, daß sie uns zu lachen machen wollen, betrügen sich fast allezeit. Andere, die nichts sagen

sagen können, ohne zuerst darüber zu lachen, lachen auch gewiß zuletzt darüber. Sage also einen guten Einfall, aber ohne damit groß zu thun. Scheine es nicht zu merken, daß er witzig sey, und gieb ihm also nicht selbst einen Beyfall, den die andern dir ohnfehlbar verweigern werden, wenn du ihnen zuvor kömmst. Ueberlaß ihnen die Sorge, das Salz in demselben zu finden und zu schmecken.

6.

Man setzt oft einen witzigen Einfall der Gefahr aus, verachtet zu werden, wenn man ihn für den seinigen ausgiebt.

Ich habe es oft bemerkt, daß es gewisse neidische und eifersüchtige Leute giebt, welchen das ihnen gegenwärtige Verdienst nicht gefallen kann; will man es ihnen schätzbar machen, so muß man es ihnen als ein fremdes zeigen, das ist, man muß es ihnen in solchen Gegenständen darstellen, deren Gegenwart sie weder beunruhigen, noch ihren Neid und ihre Eifersucht erregen kann.

V.

Die Sprache des Possenreißers.

1.

Die unwitzigen Scherze und andere ähnliche Possen sind nichts werth, wenn man sie für gut ausgiebt, und sie können nicht gut seyn, als wenn man sie für nichtswürdig ausgiebt.

Wer durch Possen gefallen will, der muß sie nur für das ausgeben, was sie werth sind, das ist für falsche Gedanken und seltsame Ausdrücke, die den Geist durch falsche Gedanken überraschen und ihm also einiges Vergnügen geben können. Man muß auch wohl bemerken, daß einige Gleichheit zwischen dem, der sie ausspricht, und dem, der sie höret, seyn muß. Denn für einige Menschen schickt es sich ganz und gar nicht, sie zu hören; und andern ist es noch weniger anständig, sie zu sagen.

gen. Derjenige, der über andere erhaben ist, erniedriget sich sehr unter sie, wenn er es sich zur Gewohnheit macht, Possen mit ihnen zu treiben. Diese Gewohnheit ist insonderheit denen sehr unanständig, welche ihres erhabenen Standes oder ihres Amts wegen zur Ernsthaftigkeit verpflichtet sind. Sie ist ein Schandfleck, der die größten Tugenden verdirbt, wenn sie dergleichen haben, und der auch durch Heldengröße nicht ausgelöschet werden kann. Da alles groß an ihnen seyn muß, so kann man dieses kleine und Niedrige an ihnen gar nicht ausstehen.

2.

Es ist ungewöhnlich, daß derjenige, der andere zum Lachen beweget, sich schätzbar mache.

Man hat gesagt, daß diejenigen, die ein Handwerk aus dem Scherzen machen, gleich den lustigen Personen in den Schauspielen, reich an Beyfall und arm an Hochachtung sind. Sie machen sich eben so sehr verächtlich, als sie zu lachen machen; insonderheit, wenn sie nur durch abgeschmackte Possen Lachen erregen; denn es ist nichts schlechter, als diese Art von lustigem Scherz. Ich mache mir oft ein

Vergnügen daraus, wenn ich scherzen kann, aber nur in so fern, als ich es für nöthig halte, die matt gewordene Unterredung wieder lebhaft zu machen und neues Leben in die Gesellschaft zu bringen; und mit der Vorsicht, daß ich nicht Gefahr laufe, für einen Menschen gehalten zu werden, der gern beständig eine lustige Person vorstellen will. Meine Scherze hindern mich im geringsten nicht, wieder ernsthaft zu werden, wenn ich es für gut finde, weil ich nur aus Gründen scherze, und nicht aus Neigung oder Gewohnheit.

VI.
Die Sprache des Spötters.
(railleur.)

1.
Vermeide die Spötterey (raillerie) als einen Fallstrick, den dein Witz deiner Ruhe legt.

Es mag mir ein noch so angenehmer Gedanke, ein noch so sinnreich witziger Ausdruck einfallen, um eine Spötterey hervorzubringen, so lasse ich sie doch nie anders aus meinem Munde gehen, als mit der Achtsamkeit, die ich für nothwendig halte, um es so einzurichten, daß derjenige, den sie trift, zuerst darüber lache; und da dieses sehr selten geschiehet, so sage ich auch sehr selten eine scherzhafte Spötterey. Wenn ein Mensch nicht spottet, weil er nicht zu spotten weis, so lobe ich seine Klugheit. Niemals ist man darum, weil man nicht spot-

tet, tadelnswürdig; man läuft aber Gefahr, es zu werden, wenn man spottet. Die Spötterey unterhält oft das Gespräch, sie macht aber fast allezeit diejenigen uneinig, die sich einander aufziehen. Je mehr man ein Spötter ist, desto weniger Freunde macht man sich, und je weniger Freunde man sich macht, desto mehr Hindernisse findet man im Fortgang seines Glücks. So viel Achtung und Anhänger sich auch Scipio in Rom erworben hatte, so konnte er doch niemals Aedil werden, weil er einen seiner Mitwerber um dieses Amt, der wegen fleißiger Bearbeitung seines Landes Schwielen in den Händen hatte, aus Spott gefragt hatte, ob er auf seinen Händen gienge.

2.

Diejenigen, welche ein Handwerk aus dem Spotten machen, leiden am wenigsten, daß man über sie spottet.

Ich glaube, daß das daher kömmt, weil sie bey ihren häufigen Spöttereyen über andere eingesehen haben, wie schädlich der Spott dem Gegenstand desselben sey. Wir sehen in der That täglich, daß niemand so sehr, als sie, durch Spöttereyen beleidiget wird. Ein Mensch, der spottet, und sogar witzig spottet, ist

ist mitleidenswürdig, wenn seiner gespottet wird. Und so erregen Spötter von Profession auch bey andern Gelegenheiten Mitleiden, wenn sie sich nämlich in einer ernsthaften Gesellschaft befinden, wo sie nicht die Freyheit haben, von ihrer spottenden Laune Gebrauch zu machen. Anstatt zu sprechen, gähnen sie, oder wenn sie sprechen, so ist es so langweilig, daß sie andere jähnend machen.

3.

Eine jede Spötterey ist Beschimpfung für gewisse Leute.

Einige Menschen haben so zärtliche Empfindungen, daß man sie nicht ohne Verletzung anrühren kann; und bey solchen Leuten muß man insonderheit viel Behutsamkeit im Umgang gebrauchen. Spöttereyen beleidigen sie allezeit. Ihre finstre Gemüthsart bringt selbst in die Süßigkeit des Lebens, das man ihnen giebt, einige Bitterkeit. Da sie selbst sehr bitter sind, so schmeckt ihnen alles, was sie bekommen, wie Galle. Man muß vorher die Leute recht kennen, ehe man mit ihnen spottend scherzt. Diese Vorsicht ist nothwendig, wenn man nicht aus einem muntern Scherz einen wahren Zank machen will. Daher treibe ich nie einen solchen Scherz mit groben, ernsthaf-

ten oder betrübten Personen. Spottet man meiner, so lache ich mit den Spöttern, wenn es Kleinigkeiten betrift; ist die Spötterey mir schimpflich und wird sie zu meiner Beschimpfung vorgebracht, so zeige ich nur, daß ich es wisse und empfinde, damit man nicht weiter damit fortfahre. Setzt man demohngeachtet dieses beleidigende Spiel fort, so betrage ich mich in Ansehung dieser Gattung von Spöttern auf eben die Art, wie in Ansehung derer die Böses von mir reden. Ich bemühe mich, mir ihre Reden nützlich zu machen, entweder indem ich mich bessere, indem ich den Spott verdiene, oder, indem ich mich zur Geduld gewöhne, wenn ich ihn nicht verdiene.

4.

Der Spötter muß bey seinen Spöttereyen sowohl auf die Zuhörer, als auf die Gegenstände derselben aufmerksam seyn.

Man muß nicht nur diejenigen kennen, über die man spotten will, sondern auch diejenigen, die dabey gegenwärtig sind. Ich habe es oft unterlassen, über die Lebhaftigkeit eines Menschen zu spotten, so viel Gelegenheit er mir auch dazu gab, weil ein anderer, der mich gehöret hätte, ihn gewiß für einen Unbesonnenen

nen würde gehalten haben. Wenn ich in Gegenwart gewisser Leute über die gute Wirthschaft eines Menschen scherzte, so würden sie ihn für außerordentlich geizig halten; wenn ich vor ihnen über denjenigen, der sich seiner äusserlichen Frömmigkeit rühmt, mich lustig machen wollte, so würden sie glauben, daß derjenige, über den ich im Scherz spotte, ganz gleichgültig in Ansehung der wahren Frömmigkeit sey.

5.

Man spottet über keinen Freund, wenn man ihn für die Hälfte seiner selbst hält.

Denn man siehet ja mit sich selbst nicht gern Spott treiben. Es ist unrecht, wenn ich auch mit Grund über meinen Freund spotte. Thue ich es ohne Grund, so schade ich mir selbst wenigstens so viel, als ihm. Die Freundschaft sollte allezeit ein Privilegium wider die Spötterey bey sich führen. Die Freunde, die über einander oft spotten, fangen an, sich zu fürchten, bald hernach meiden und fliehen sie sich, dann zanken sie sich, und endlich werden sie Feinde.

6.

Einem Obern ist es eben so schimpflich, über seinen Untergebenen zu spotten, als es einem Bewafneten schimpflich ist, denjenigen anzugreifen, der ohne Waffen ist und sich nicht wehren kann.

Es schickt sich ganz und gar nicht für diejenigen, die über andere erhaben sind, mit denen Spott zu treiben, die unter ihnen sind. Sie haben davon gar keine Ehre. Wie könnte es ihnen rühmlich seyn, ihre Untergebenen anzugreifen, da Furcht und Ehrerbietung es diesen verbieten, sich zu vertheidigen und zu beschweren. Folglich handelt ein Großer so grausam, als schändlich, wenn er über Kleinere spottet, weil die Pfeile um so tiefere Wunden machen, je höher der Ort ist, von welchem sie herabgeschossen werden; und weil die Würde derjenigen, welche sprechen, und die mit dem schmeichelhaften Beyfall vereinigte Bosheit der Zuhörer diese Wunden so vergiften, daß sie fast immer unheilbar werden.

7.

Wenn man über Dinge, die die Religion betreffen, spottet, so ist das ein sicheres Kennzeichen, daß man keine habe.

Die Spötterey hat insonderheit den Endzweck, auf eine sinnreiche Art etwas Lächerliches an denen, die dergleichen an sich haben, bemerkbar zu machen, oder es an denen, die es nicht an sich haben, zu finden. Wird man sich nun wohl überreden, daß derjenige, der in Dingen, welche die Religion betreffen, spottet, wirklich Ursachen zum Spott darin finde? Die Religion ist ein Gegenstand, der unserer Verehrung und Hochachtung zum höchsten würdig ist. Beweiset man ihr nun wohl die schuldige Ehrfurcht und Achtung, wenn man sie zu künstlichen Scherzen gebraucht, welche sie verächtlich machen können? Sind denn nicht der Verspottung würdige Vorwürfe genug in der Welt, wenn man ja durchaus spotten will, ohne daß man es wagen darf, eine Sache anzugreifen, deren Größe uns unsere Nichtigkeit fühlbar machen muß, deren Ansehen von uns nichts als Gehorsam fodern, und deren Heiligkeit und Reinigkeit uns zum Zittern bewegen muß, wenn es uns einfällt, sie den verwegenen Angriffen unsers Tadels, unserer Verbesserungen und unserer Kritik zu unterwerfen? Wir würden gewiß niemals darüber spotten,

ten, wenn wir von ihren Wahrheiten recht durchdrungen und ihren Lehren mit Treue folgsam wären. Sie ist die Regel aller unserer Pflichten; wenn wir damit unsern Spott treiben, so werden wir gewiß unsere Pflichten schlecht erfüllen; denn es ist unmöglich, daß wir das, was wir des Spottes würdig halten, auch für würdig halten sollten, unser Führer auf dem Wege des Lebens zu seyn. Die Sache der Religion ist zu ernsthaft, als daß sie ein Gegenstand der Scherze seyn könnte; und der Scherz ist nicht ehrwürdig genug, daß er sich für die Religion schicken sollte. Man wird nie vollkommen, wenn man über das spottet, was allein uns vollkommen machen kann. Ein alter französischer Dichter giebt die Regel: „Vermeide den „Scherz, dessen böse Pfeile bis zum Herzen drin„gen. Und wenn du den Zuhörer aufmuntern „willst, so bringe keine Spötterey auf Kosten dei„ner Schamhaftigkeit vor. Sind die Worte, die „man spricht, Abbildungen der Gedanken, so sie„he, ohne durch eine gelinde Beurtheilung dir zu „schmeicheln, auf das, was vernünftige Personen „nach solchen Reden von dir urtheilen können.“ Eben ein solches Urtheil wird man von denen fällen, welche von solchen Dingen, die die Religion betreffen, Gelegenheit zum Spott und Scherz hernehmen.

VII.
Die Sprache desjenigen, welcher disputiret.

1.
Die Gelehrten machen oft aus einem Lehrsatz oder aus einer Thatsache, worüber sie streiten, einen persönlichen Streit.

Im Disputiren wird man wider die Gründe und hernach wider die Personen aufgebracht; man schreyet, man schimpft, man verwirret alles, man geräth in Hitze. Ich habe oft Disputirende gesehen, deren stärkste Gründe in der Kraft ihrer Lunge bestanden. „Unsere ge„lehrten Streitigkeiten," sagt Montagne, „sollten, gleich andern Verbrechen, die man „mit Worten begehet, bestraft werden. Wel„che Laster erwecken und häufen sie nicht, da „sie allezeit vom Zorn geleitet und regiert wer„den! Es ist häßlich, sich zu schlagen, wenn „man

„man sich ein Vergnügen machen will." Welche Irrthümer haben die gelehrten Streitigkeiten in die Religion gebracht! Welche Wunden haben sie der Liebe geschlagen! Wie viel Zweifel haben sie veranlasset! Anfänglich scheint es die Liebe der Wahrheit zu seyn, die den Streit erreget; hernach aber unterhält ihn der Stolz, und endlich endiget ihn der Zorn. Bey jedem Einwurf sieht man nicht darauf, ob er richtig ist, sondern nur, wie man sich mit Recht oder Unrecht dawider vertheidigen könne; anstatt die Arme darnach auszubreiten, hält man ihm die Klauen entgegen. Mich für meine Person beleidigen keine widersprechenden Urtheile; ich werde auch dadurch nicht aufgebracht. Sie dienen nur zu meiner Ermunterung und Uebung; wenn man mir widerspricht so erweckt man meine Aufmerksamkeit, nicht meinen Zorn. Ich widerspreche mir selbst so oft, daß ich mich an den Widersprüchen anderer sehr leicht gewöhne. Meine eigenen Vorstellungen widersprechen und verurtheilen mich selbst so oft, daß ich gleichgültig bleibe, wenn es ein anderer auch thut. Warum sollte ich denen übel begegnen, die anders denken, als ich? Haben sie nicht eben das Recht, von einer Sache diese oder eine andere Meynung zu haben, das ich habe? Ist denn in dieser Streitigkeit von ihrer und meiner Person die Rede?

Werde

Werde ich meine Gründe besser machen, wenn ich sie mit Zanken bestätige? Werde ich andere mit mir gleichdenkend machen, wenn ich sie durch Schimpfworte beleidige? Kurz, werden die beleidigenden Grobheiten mir einen Weg bahnen, der mich sicherer zur Wahrheit führet, die ich doch bey allen gelehrten Streitigkeiten suchen muß.

2.

Man suche im Disputiren nur sich zu unterrichten, und nicht zu widersprechen.

Ich bestreite die Meynungen anderer nur in der Absicht, daß sie der Wahrheit sollen Gerechtigkeit wiederfahren lassen; ehe ich sie aber bestreite, untersuche ich, ob ich das Ansehen, die Geschicklichkeit und die andern Eigenschaften habe, die nothwendig sind, um zu siegen. Und da ich mir nicht leicht schmeichle, sie zu besitzen, so streite ich sehr selten, oder doch nur mit wenigen Worten und ohne viel Zeit damit hinzubringen. Man würde mehr Ruhe und Klugheit in gelehrten Streitigkeiten finden, als man jezt dabey wahrnimmt, wenn ein solches Betragen allgemeiner würde; dann würde man mehr Nutzen davon haben und die Wahrheit würde nicht so oft vernachläßigt werden? Sieht man die gewöhnliche Art zu dispu-

disputiren, so sollte man sagen, daß man nur deswegen es lerne, um in Widersprüchen sich hervorthun zu können; man nimmt dabey nicht die Parthey der Wahrheit, sondern nur die Parthey seiner Meynung, sie mag beschaffen seyn, wie sie will. Man endiget den Streit, von eben der Meynung eingenommen, die man beym Anfang desselben hatte; man hat nur in Ansehung der Gründe, die man selbst vorgetragen hat, offene Augen; und sie sind bey allen Gründen der anders Denkenden geschlossen, um sie nicht zu erkennen. Welche Ungerechtigkeit! Welche Einbildung! Welch Vorurtheil!

Niemals müssen wir mit allzuvieler Hitze streiten, sondern die Gründe, welche für und wider uns sind, mit kaltem Blut beurtheilen. Betrügen wir uns, so müssen wir ja unsern Irrthum nicht vertheidigen, sondern uns vielmehr gern überwinden lassen, und durch eine schöne Rückkehr zur Wahrheit unsere aufrichtige Liebe zu ihr beweisen, wer sie uns auch zeigen mag. Wenn ich jemanden halsstarrig widerspreche, so werde ich ihm Anlaß geben, zu glauben, daß ich mir einbilde, es fehle ihm an Fähigkeit, und daß ich mehr als er, zu besitzen denke. Da dieses nicht meine Absicht ist, so vertheidige ich auch meine Meynung nicht hartnäckig; ich gebe den Meynungen anderer

derer so viel, als möglich nach: ich freue mich, wenn ich sie billigen kann; es ist mir keine Pein, Widersprüche gegen meine Meynung zu hören; wenn ich sie nicht so sehr billige, als man zu wünschen scheint, so geschiehet es deswegen, weil ich sie des völligen Beyfalls nicht würdig halte. Und alles dieses thue ich, weil ich eine bessere Meynung von andern, als von mir selbst habe, und weil ich es für lächerlich ansehe, nur deswegen zu disputiren, damit man disputire, gleich demjenigen, von dem man gesagt hat: „Die Meynung eines andern gefällt „ihm niemals; er hat und vertheidiget beständig die gegenseitige Neigung; und er „würde der gemeinste Mann zu seyn glauben, „wenn man sähe, daß er mit irgend jemand „einerley dächte.“

Wenn ich disputire, so geschiehet es blos, um die Wahrheit desto deutlicher kennen zu lernen, und nicht um die Ehre des Sieges zu erlangen. Ich hüte mich also sehr, es so zu machen, wie diejenigen, welche die Dinge, worüber man streitet, mit Vorreden und Ausschweifungen, worin man sich verlieret, verwirren, gar nicht zur Sache gehörige Sätze vorbringen und so weite Umschweife nehmen, daß man wohl siehet, daß sie nicht die Absicht haben, zu beweisen, sondern zu betäuben. Wenn ich einen Satz behaupte, von dessen

Wahrheit ich völlig überzeugt bin, und wenn man ihn demohngeachtet, als wenn er sehr falsch wäre, verwirft, so denke ich: „Kömmt „der Unglaube derer, die meinen Satz ver„werfen, nicht von meinem Fehler her? Ent„stehet er nicht daher, weil ich mich nicht deut„lich genug erkläre, oder weil ich mich nicht „der Sache gemäß und mit zu vielem Stolz „ausdrücke, oder weil ich andern nicht Ver„anlassung genug zur Achtung gegen mich ge„be, um mir zu glauben." Also gebe ich andern nicht immer Unrecht, wenn sie mir widersprechen. Ich bin niemals von meinen Gründen so sehr eingenommen, daß ich nicht geneigter seyn sollte, die ihrigen zu hören. Nichts ist schöner, als der Wahrheit nachzugeben, wenn man sie sieht, und auf ihre Seite zu treten, wenn man erkennet, daß man von ihr mit Unrecht sich entfernet hat. Montagne sagt: „Anders Sinnes werden, seine Mey„nung ändern, einen ungegründeten Satz mit„ten im eifrigsten Streit aufgeben, das sind „seltene, starke und philosophische Eigenschaf„ten." Daran erkennet man die Stärke seines Geistes und die Herrschaft, die man über sich selbst hat; dadurch beweiset man auch, daß man sich nicht von falschen Vorurtheilen führen lasse, sondern überzeugt sey, daß es allemal rühmlich sey, der Vernunft sich zu unter-

wer-

werfen. „Es ist kein Leichtsinn," sagt Seneka, „wenn man einen Irrthum verlässet, so„bald man einsiehet, daß es ein Irrthum ist; „es ist keine Schande, wenn die Sache sich „ändert, auch die Meynung zu ändern."

3.

Man mache niemals eine kleine Sache zur Materie einer langen Streitigkeit.

Wenn man in Ansehung nichtswürdiger und unnützer Gegenstände nicht meiner Meynung ist, so lasse ich mich auf keine Art in einen Streit darüber ein. Denn ich habe oft bemerkt, daß ein Nichts das Vergnügen und die Vortheile der Unterredung störet, indem es die Gemüther erhitzt und die Mittel raubt, sich mit nützlichern und nöthigern Dingen zu unterhalten. Nur durch den Streit werden gewisse sehr gleichgültige Dinge durch die Folgen sehr wichtig. Insonderheit aber muß man niemals mit Großen über Kleinigkeiten streiten; man verliert immer, wenn man in dieser Art von Kämpfen den Sieg über sie gewinnt. Da sie sehr weit über uns erhaben sind, so werden sie uns bald in wesentlichen Dingen zu erniedrigen wissen, um sich wegen des Verdrusses schadlos zu halten, den man ihnen verursachet,

wenn man sie in gleichgültigen Dingen besieget. Alles, was ihrer Begierde, allenthalben die ersten zu seyn, widerstehet, bringt sie auf und beunruhiget sie; und sie haben immer eine Macht zu ihrem Befehl, womit sie den Widerstand zu Boden stürzen. „Ich disputire niemals mit einem Fürsten, der achtzig Legionen „in seinen Diensten hat,“ sagte ein Philosoph zum Kaiser Hadrian. Die Großen bestehen gemeiniglich auf ihren Meynungen und behaupten sie mit Eigensinn, weil diejenigen, die um sie sind, ihrer Reichthümer, ihres Ansehens und ihrer Macht wegen, es so selten wagen, ihnen zu widersprechen. Des beständigen Beyfalls gewohnt, glauben sie immer das Recht auf ihrer Seite zu haben. Wie sehr beklage ich diejenigen, welche bey ihren äußerlichen Vorzügen nichts hören wollen, als was ihnen schmeichelt. Denn sie erkennen niemals die Schönheit der Wahrheit und der Vernunft.

4.

Man disputirt gemeiniglich nur deswegen lange, weil es länge währt, ehe man sich recht verstehet.

Jeder ist mit seiner Meynung so beschäftiget und von den Gründen für dieselbe so eingenom-

nommen, daß man sich kaum die Zeit läßt, den gegenseitigen Gründen einige Aufmerksamkeit zu gönnen. Wie viel Streitigkeiten und Kritiken dauern nur deswegen fort, weil man sich nicht verstehet oder nicht verstehen will. „Der„jenige,“ sagt **Montagne**, „der das, was „man ihm sagt, nicht verstehen will, hat von „dem, was man ihm vorstellt gar keine Em„pfindung mehr; so sehr ist er darauf bedacht, „den Lauf seiner Rede fortzusetzen; er denket „nur seinen und nicht unsern Gedanken zu fol„gen.“ Diese wenige Aufmerksamkeit macht, daß man die Einwürfe schlecht beantwortet und also denjenigen, der sie gemacht hat, zwingt, sich weitläuftiger zu erklären, in der Hofnung, daß er sie verständlicher machen werde. Der andere, der mehr darauf denkt, Einwürfe zu machen, als sie zu beantworten, bleibt dem ersten, der nicht aufmerksamer gewesen ist, immer dunkel; und diesem gehet es mit dem, der ihm widerspricht, eben so; so daß man nach einer langen Zeit am Ende des Streits eben so klug ist, als man beym Anfang desselben war. Und zuletzt geht jeder noch mehr, als vorher, von seiner Meynung eingenommen weg, weil er sie um so viel mehr vertheidigen zu können glaubt, je länger er sie vertheiget hat.

5.

Viele messen beym Disputiren den Werth ihrer Gründe nach der Zahl und dem Gewicht ihrer Worte ab.

Sie glauben ihre Widersacher in dem Strome ihrer Worte zu ersäufen oder wenigstens durch die Wichtigkeit ihrer Ausdrücke zu Boden zu drücken. Alles dieses kann diejenigen betrügen, welche, da sie an sich selbst wenig Stärke haben, sich durch alles, was sie in Bewegung setzt, überraschen und hinreißen lassen. Mich dünkt, daß es mit dieser Verwickelung und Zusammenflechtung der Sprache eben die Beschaffenheit habe, wie mit den Taschenspielern. Ihre Geschwindigkeit siegt über unsere Sinne; sie macht aber im geringsten nicht unsern Glauben wankend. Außer diesen Gaukeleyen ist alles, was sie thun, gemein und verächtlich. Ich höre solche Disputirende eben so, wie ich das Geschwätz und die pedantische Aussprache des Doktors in der Italiänischen Komedie hören würde; das ist, sie machen sonst keinen Eindruck bey mir, als daß sie mich zum Lachen bewegen.

6.

Das Stillschweigen ist nicht immer ein Kennzeichen der Bescheidenheit und Klugheit im Disputiren.

Die Eitelkeit will niemals etwas verlieren; sie sucht sich immer so sehr als möglich schadlos zu halten. Man weis nicht zu antworten; das ist erniedrigend. Man affektirt also ein vorsetzliches Stillschweigen, um andere zu überreden, daß man schweigen und zu dem, was man überzeugendes gesagt habe, nichts mehr hinzu setzen wolle. Und hiedurch schmeichelt man sich dem Spott und der Kritik zu entgehen. Aber, indem man sich auf solche Art selbst liebkoset, so vermeidet man doch im geringsten nicht diesen Spott und diese Kritik, weil alle andere den wahren Bewegungsgrund sehen, warum man seine Sache nicht weiter vertheidiget. Ich wundere mich, wie man sich so betrügen kann, weil man nur bey einer kleinen Aufmerksamkeit auf sich selbst erkennen wird, wie leicht man selbst diesen Bewegungsgrund in andern entdecket. Denket man alle andere an Einsicht zu übertreffen? Wenn man die Verblendung, worin uns die Eigenliebe stürzt, recht überleget, so wird gewiß die Selbstbewunderung weichen. Greift man

meine Meynung mit einem Argument an, auf welches ich nicht zu antworten weis, so gestehe ich aufrichtig meine Unwissenheit. Indessen halte ich es doch nicht immer für vollkommen gewiß, daß derjenige, dessen Gründe mir unbeantwortlich sind, Recht habe, weil ich mir vorstelle, daß ein anderer, der mich an Einsicht übertrift, vielleicht meine Meynung besser vertheidigen könne. Es ist nicht hartnäckiger Eigensinn, was mich alsdann in Zweifel hält; es ist die Vernunft, die aufrichtige Liebe der Wahrheit, und die Vorstellung, daß meine Unwissenheit nicht die Regel meines Glaubens seyn müsse.

7.

Oft sind es nicht sowohl die widersprechenden Meynungen, welche beleidigen, als die aufgebrachte, stolze, verächtliche oder eigensinnige Art, womit man sie vorträgt und behaupten will.

Ich höre gern einen Menschen der nichts als Gründe vorbringt, um uns von seiner Meynung zu überzeugen; wenn er sie aber zu hitzig vertheidiget, so bringt er mich wider sich auf und macht mich mißtrauisch. Und dieses kann mich leicht verhindern, seine Beweise so gut zu finden, als sie wirklich sind. Eine Meynung, die andern widerspricht, ist ihnen schon unerträg-

träglich genug; man darf sie also nicht durch die Art des Vortrages noch unerträglicher machen. Man gewinnt schwerlich den Beyfall des Verstandes, wenn man ihn erniedriget und durch Stolz beleidiget.

8.

Man muß von der Gewißheit einer Sache vollkommen überzeugt seyn, ehe man über die Beschaffenheit, Natur oder Eigenschaften derselben disputiret.

Die Streitigkeiten über ungewisse Dinge rechne ich zu der Zahl derer, die man über Kleinigkeiten führet, wovon ich schon geredet habe; denn sie sind gleich unnützlich. Man wird sagen: „Je mehr man über irgend eine „Materie disputiret, desto mehr bildet man „den Verstand.“ Ich setze hinzu: desto mehr gewöhnet man sich an Streiten und Widersprechen. Ach! Lasset uns doch mit den Streitigkeiten begnügen, die uns von nothwendigen Dingen belehren. Die geringe Kenntniß, die wir von der Wahrheit haben, giebt uns dazu mehr denn zu viel Gelegenheit. „Aber,“ wird man mir sagen, „Deine Anmerkung ist „so unnütz, als nach deiner Meynung diese „Streitigkeiten sind. Denn es giebt zu „viel Leute; deren Vortheil das Disputiren

„ist und die es andere lehren, über unge„wisse und unbedeutende Dinge zu disputi„ren.“ Gut! Wenn meine Anmerkung dem Publikum unnütz ist, so will ich sie nur mir selbst nützlich zu machen suchen und niemals anders, als in der Absicht zu disputiren, die Parthey der Wahrheit und der Vernunft zu nehmen, und zwar in solchen Dingen, wobey diese Wahrheit und diese Vernunft wirklich interessiret sind. Montagne sagt auf eine sehr angenehme Art von den unnützen Streitigkeiten: „Ich dachte jezt, wie ich „oft thue, darüber nach, welch ein freyes „und herumschweifendes Werkzeug die mensch„liche Vernunft sey. Ich sehe gemeiniglich, „daß die Menschen bey den Sachen, die „man ihnen vorträgt, sich lieber damit be„schäftigen, den Grund derselben zu suchen, „als sich um ihre Wahrheit zu bekümmern; „über die Vordersätze gehen sie geschwinder „weg, die Folgen aber untersuchen sie mit „Sorgfalt; die Sachen selbst mögen wahr „seyn oder nicht; sie forschen nur nach den „Ursachen. Die lächerlichen Streiter fan„gen gemeiniglich so an: Wie ist das ge„schehen? Man sollte aber erst fragen: Ist „es geschehen? Ich finde fast allenthal„ben, daß man sagen müßte: Es ist ganz „und gar nichts; und oft würde ich diese

„Ant-

„Antwort brauchen; wenn ich es nur wagen „dürfte. Denn diejenigen, denen ich so ant= „wortete, würden gleich schreyen: Das sey „eine Antwort, die aus Schwäche der Ein= „sichten und aus Unwissenheit herkomme. Ich „muß also gemeiniglich der Gesellschaft wegen „mitspielen und unnütze Dinge und Märchen „abhandeln, die ich gar nicht glaube. Es ist „auch in der That ein wenig grob und händel= „süchtig, einen Satz, der eine Thatsache be= „hauptet, ganz trocken zu leugnen; und wenig „Leute ermangeln, insonderheit bey Dingen, „wovon man schwer überzeugt werden kann, zu „versichern, daß sie sie gesehen haben, oder „Zeugen anzuführen, deren Ansehen unsern „Widerspruch zurückhält. Dieser Gewohnheit „gemäß wissen wir den Grund und die Ursa= „chen von tausend Dingen, die niemals da wa= „ren.“ Es giebt so viel wirkliche Dinge, deren Untersuchung uns nützlich beschäftigen kann, daß man diejenigen nicht zu viel tadeln kann, welche ihre Zeit dazu anwenden, den Grund dessen, was nicht ist, zu finden, und welche ihr Vergnügen darin finden, mit der Stärke ihres Witzes der Wahrheit zum Nachtheil auszu= schweifen. Es wäre besser, das Fabelhafte dieser Dinge zu behaupten, als darüber weit= läuftige Untersuchungen anzustellen.

VIII.

VIII.

Die Sprache des Eigensinnigen.

1.

Oft giebt der Eigensinnige deswegen nicht nach, weil er niemals nachgeben will.

Nicht immer widerstehet der Eigensinnige aus Mangel der Einsichten und der Kenntniß seines Unrechts, sondern weil er vorsetzlich widerstehen will. Zu einer Wahrheit, die er nicht sogleich annimmt, führet man ihn nicht anders, als wenn man ihn in eine solche Lage bringt, da er sich einbildet, andere zu überreden, daß er selbst den Weg dazu gefunden und durch seine Einsichten dazu geleitet sey. Die Eigensinnigen sind gemeiniglich solche Seelen, die man nur durch Umschweife gewinnen kann. Temperamente, die einem jeden Widerstand feind sind; Gemüthsarten, welche, gleich unbändigen Pferden, sich vor der Wahrheit aufbäu-

bäumen, die immer den geraden Weg der Vernunft zu betreten sich weigern, und die man nur rückwärts dahin bringt, wohin man sie haben will. Sie sind so von sich selbst eingenommen, daß sie niemals einen guten Rath von jemand annehmen. Wenn man von ohngefähr ihnen das rathet, was sie zu thun entschlossen sind, so verändern sie ihren Entschluß, weil sie allein die Urheber ihrer Handlungen seyn wollen. Niemals gestehen sie, daß sie sich geirret haben; niemals ist auch jemand unfähiger, sich vollkommener zu machen. Man hat Ursache, an der Wohlfahrt derer zu verzweifeln, die die Wahrheit nicht hören wollen. Ich schätze mich selbst nicht genug; ich suche auch nicht eifrig genug die Hochschätzung anderer Menschen, um mich vom Eigensinn so beherrschen zu lassen. Denn der Eigensinnige trauet sich entweder viel Verdienste zu, oder will, daß andere sie ihm zutrauen sollen.

2.

Stillschweigen ist das beste, was man thun kann, wenn man mit einem Eigensinnigen zu thun hat.

Wenn ein Eigensinniger mit mir disputiret, so schweige ich bald still. Denn die Erfahrung

hat

hat mich gelehret, daß bey solchen Leuten nichts zum Vortheil der Wahrheit zu gewinnen sey, wenn sie einmal angefangen haben, sie zu bestreiten. Ich glaube, daß mein Stillschweigen eine bessere Wirkung bey ihm haben wird, als mein Widerstand. Schweige ich, so gebe ich ihm Zeit, die Wahrheit zu erkennen. Widerspreche ich ihm aber, so gebe ich ihm nur Gelegenheit, seinen Eigensinn zu üben.

IX.

Die Sprache des Unbesonnenen.

1.

Die Unbesonnenheit ist die Quelle der meisten Fehler, die man im Umgang begehet.

Wenn man einen Unbesonnenen nennet, so nennet man einen Menschen ohne Aufmerksamkeit, das ist, einen Menschen, dem das fehlt, was ihm zu einer guten Aufführung durchaus nothwendig ist. Die Unbesonnenheit zeigt sich insonderheit im Reden. Der Unbesonnene spricht, ohne überlegt zu haben, was er zu sagen hatte, und ohne die Folgen dessen, was er sagt, einzusehen. Kehret er nach einer gehaltenen Unterredung wider in sich selbst zurück, so schämet er sich, wenn ihm sein Gedächtniß die unüberlegten, verkehrten, unzeitigen Reden, die seiner Unaufmerksamkeit entwischet sind, wieder vorstellt. Das Alter, welches gemeiniglich aufmerksamer ist, erinnert sich oft noch

noch der jugendlichen Uebereilungen. Je mehr man sich der Aufmerksamkeit nähert, desto weiter entfernt man sich von der Unbesonnenheit.

2.

Der Unbesonnene spricht und höret gleich übel.

Ein Unbesonnener höret das, was man ihm sagt nur halb; und also ist seine Antwort, die nur auf einen Theil desjenigen, was man ihm gesagt hat, gehet, ein wahres Galimatias. Aus dieser Unaufmerksamkeit entstehen oft so viel falsche Geschichten, die sich in der Welt ausbreiten; so viel Erzählungen, die nichts als Unordnungen erregen, weil der Unbesonnene das, was er bey seiner Unaufmerksamkeit nicht gehöret hat, durch seine eigenen Erfindungen ersetzt. Oft hat er von einer Begebenheit gehöret; er will sie aus Unbesonnenheit wieder erzählen; da er aber an andere Dinge dachte, als an die wesentlichen Umstände, die man ihm erzählete, so bringt er an deren Stelle diejenigen vor, die ihm einfallen. Denn er hat unbesonnen seine Erzählung angefangen, ohne sich darum zu bekümmern, ob er auch von dem was er sagen wolle, recht unterrichtet sey. Ich traue niemals den Unbesonnenen; es giebt zwar einige, die Billigkeit, Redlichkeit und Religion besitzen; aber die Unachtsamkeit, deren sie

fähig

fähig sind, kann alles verderben, was sie sonst Vortrefliches im gesellschaftlichen Umgang haben. Sie können bey den besten Absichten von der Welt schädlich seyn, weil sie sehr zur Unzeit reden können. Sehen wir nicht oft, daß diese Unüberlegtheit ihre eigenen Vortheile zerstöret? Sie sind der Vorsicht unfähig; und es ist doch nichts nothwendiger, als behutsame Vorsicht, wenn man nicht der List und dem Betruge, denen man fast beständig ausgesetzt ist, unterliegen will. Andern aber sind sie nicht weniger schädlich, als sich selbst. Denn sie handeln und reden mit so vieler Unaufmerksamkeit, daß es schwer ist, sich vor den ungestümen Bewegungen ihrer Uebereilung in Sicherheit zu setzen. Sie hintergehen andere so sehr, als sich selbst.

Ich bin allezeit für meine Sicherheit besorgt, wenn die Umstände mich zwingen, mit einem Unbesonnenen zu thun zu haben. Denn Leben, Ehre, Güter, alles läuft Gefahr bey ihm. Von zwey Mitteln könnte er Gebrauch machen, um allen diesen Unordnungen abzuhelfen. Das erste ist dieses, daß er seine Unbesonnenheit aufrichtig erkenne. Diese Erkenntniß würde ihn geneigt machen, aufmerksamer zu werden, als er ist; und das zweyte Mittel zu seinem Nutzen anzuwenden, welches in dem Beyspiel anderer Unbesonnenen bestehet, wel-

chen ihre Unachtsamkeit oft so gefährlich wird; daß er es leicht bemerken kann und vielleicht in der That bemerket.

Um nicht unbesonnen zu reden, lasse ich allezeit erst eine Ueberlegung vor dem Ja oder Nein vorhergehen, das ich aussprechen will; ich untersuche sorgfältig, ob es meine Pflicht sey, zu bewilligen, oder zu verweigern, und wodurch ich meine Bewilligung oder Verweigerung annehmlich machen kann. Ich bin beständig in Ansehung meines Betragens auf meiner Hut, weil ich weiß, daß aus dem Mangel der Aufmerksamkeit fehlerhafte Handlungen entstehen. Wenn man aufmerksamer wäre, so würde man weniger fehlerhaft seyn. Ich unterhalte mich mit mir selbst, damit ich lerne, mich mit andern zu unterhalten. Oft muß man mit Aufmerksamkeit in sich selbst gehen, wenn man mit Ehre durch die Sprache aus sich herausgehen will.

X.

X.

Die Sprache des Komplimentenmachers.

Die Gewohnheit fodert von uns Komplimente; man muß also nur so viel und solche Komplimente machen, als der eingeführte Gebrauch im Umgang verlanget.

Ob ich gleich glaube, daß die Komplimente nichts als äußerliche Handlungen sind, woran das Herz oft keinen Theil hat, so nehme ich sie dennoch an und gebe sie mit Höflichkeit zurück. Es ist eine durch die Gewohnheit eingeführte Ceremonie; ich will also kein Sonderling seyn. Wie viel Worte wider die Regeln, welch eine wider die Sprachlehre streitende Verbindung derselben hat der Gebrauch eingeführet, dem man folgen muß, wenn man gut sprechen will. Dieses äußerliche Ceremoniel muß niemand betrügen; denn alle Welt muß wissen, daß es nur äußerlicher Schein sey. Es

ist freylich verdrieslich, daß man gezwungen ist, so viel Worte zu sagen, die mit den Empfindungen so wenig übereinstimmen.

Welche eitle Verschwendung der Zeit bey Visiten, bey Begrüßungen, beym Empfange, bey höflichen Unterhaltungen, bey den Ceremonien, bey den Anerbietungen der Freundschaft, bey Versprechungen, beym Lobe! Wie viel Hiperbeln, Falschheit, Betrug und Heucheley, mit Wissen und Willen aller, sowohl derer, die Komplimente machen, als derer, die sie hören und annehmen! Ist also nicht der gesellschaftliche Umgang ein Handel, darin man einig geworden ist, sich über einander aufzuhalten, zu lügen und einer den andern zu betrügen. Derjenige, der es weis, daß man ihm ohne Scheu Lügen vorsagt, muß noch großen Dank dafür sagen. Und derjenige, welcher weiß, daß der andere ihm nicht glaubt, muß eine freche Miene annehmen. Sie warten und lauern auf einander, wer anfangen und wer den Beschluß machen wird, ob sie gleich alle beyde wünschten, von einander zu seyn.

Alles dieses ist nur allzuwahr. Aber es ist eine allgemeine Komedie, die man auf dem Theater der Welt mitspielen muß, wenn man auf demselben nur irgend eine Rolle hat. Welch eine angenehme Freyheit, die uns erlaubt, ohne beschwerliche Ceremonieen und ohne ausstudirte

Zurückhaltungen in eine Gesellschaft zu kommen und sie zu verlassen! Diese Freyheit würde sehr nach meinem Geschmack seyn; indessen unterlasse ich nicht, mich dem allgemeinen Geschmack gemäß zu verhalten. Ich lebe in Verbindung mit Menschen; ich muß also den von allen Menschen angenommenen Gewohnheiten folgen. Der Gebrauch der Komplimente ist eine Art von Handel mit höflichen Lügen, wodurch sehr wenig Personen betrogen werden: denn es giebt sehr wenige, die sie für etwas anders annehmen, als sie sind. Doch muß man in diesem Gebräuche nicht ausschweifen. Oft werden die Menschen durch zu viel Höflichkeit unhöflich und beschwerlich. Ich traue denen nicht sehr, welche viel Komplimente machen: Denn ich bilde mir ein, daß man eine große Fertigkeit zum Betrug habe, wenn man in der höflichen Verstellung zu weit gehet; es müßte denn eine schlechte Erziehung schuld daran seyn, wenn einem oft vorgesagt worden, daß die Komplimente das wesentliche Stück und die Hauptsache der feinen Lebensart sind.

XI.
Die Sprache des Lobenden.

1.
Das Lob verständiger Personen ist sehr angenehm.

Man muß nicht, wie der Pöbel, loben. Dieser lobt gemeiniglich eher das, was von andern gelobet wird, als was wirklich lobenswürdig ist. Ein Dichter sagt:

Der, welcher ohne Unterschied
An jedermann sein Lob verschwendet,
Beweiset schlechte Urtheilskraft,
Und niemand wird von ihm geehret.

Weise Leute finden auch nichts vortrefliches an dieser Art von Lobe. Sie wissen, daß es ohne Ueberlegung gegeben wird; und darum nehmen sie es ohne Erkenntlichkeit an. Ich lobe einen verdienstvollen Mann, ohne mich um die

Meynungen, die andere von ihm haben, zu bekümmern; ich lobe ihn blos deswegen, weil er mir lobenswürdig zu seyn scheint. Ich lobe, wenn der Gegenstand es verdienet, und wenn ich loben muß. Man nimmt einigen Antheil an guten Handlungen, wenn man sie mit gutem Herzen lobet. — Das Lob ist so gemein und wird so unüberlegt gegeben, daß ich kaum glaube, daß ein vernünftiger Mann Vergnügen daran finden könne. Wenn N..... mich lobt, und wenn ich dann an das Lob denke, das er einem Großen gegeben hat, der alle Pflichten der Redlichkeit und der Religion hindansetzt; so halte ich mich mehr für verachtet und verspottet, als für gelobt und hochgeschätzt. Ich höre mich nicht gern von solchen Leuten loben, von welchen ich glaube, daß sie selbst kein Lob verdienen.

2.

Das Lob ist lächerlich, das man einem Menschen solcher Dinge wegen giebt, die ihm nicht eigen sind.

Man lobe einen Menschen solcher Dinge wegen, die man ihm weder nehmen noch geben kann, und die ihm in der That zugehören; das ist, man lobe an ihm eine Vernunft, die

sich in ihren Absichten, in ihren Urtheilen, in allen ihren Aeußerungen, ohne Fehler zeigt. Der Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf; er ist also vollkommen, wenn er das vollkommen ist, was seine Natur will, das er seyn soll. Und das ist es, was ihn wahrhaftig lobenswürdig macht. Ihn einer jeden andern Sache wegen loben, das heißt, ihn um etwas loben, was ihm nicht zugehöret, und ihn dadurch heimlich beschämen. Denn, wenn man ihn so lobet, so zeigt man an, daß man ihn für sich selbst nicht für lobenswürdig halte. Ich höre die Lobsprüche, die ich nicht verdiene, als so viel Vorwürfe an, die man mir macht, daß ich nicht das besitze, was mich des Lobes würdig machen würde, und als einen guten Rath, den man mir giebt, daß ich mir erst Lob verdienen müsse. Ein solches Lob unterrichtet mich, und macht mich nicht eitel. Ich denke darauf, wie ich mich bessere, und nicht, wie ich meinem Uebel schmeicheln will.

3.

Diejenigen, welche am wenigsten Lob verdienen, sind oft auch diejenigen, welche am wenigsten loben.

Sie erkennen an sich selbst wenig Verdienste; daher erlaubt ihnen der Neid nicht, sie an andern

andern zu sehen. Das Lob, das sie ihnen geben könnten, betrachten sie als Vorwürfe, die sie sich selbst machen würden. Indessen ist das Lob doch ein Opfer, das man der Vollkommenheit schuldig ist; selbst dem Publikum ist daran gelegen, daß dieses demjenigen gebracht werde, dem es gebühret. Denn es trägt viel zur Erweiterung der Künste und Wissenschaften bey, durch die Nacheiferung, die denen natürlich ist, die aus denselben ihr Geschäfte machen. Ein verdientes Lob belebet den Muth bey solchen Gelegenheiten, wo er ermatten könnte. Man fodert von sich selbst so viel als andere von uns erwarten; man sucht den Ruhm zu bewahren, den man sich erworben hat; und indem man sich bemühet, in dem, was löblich ist, zu beharren, so geschiehet es oft, daß man sich selbst übertrift. Wir können auch sagen, daß man durch die Bemühung, andere zu loben, selbst einigermaßen lobenswürdig wird, durch die Gerechtigkeit, die man einem jeden wiederfahren lässet, und durch die Neigung, selbst das zu thun, was man so oft an andern gelobt hat.

4.
Wer nur lobt, um zu gefallen, dessen Verstand läßet sich von seiner Höflichkeit betrügen.

Wenn man bey dem Lobe, das man andern giebt, nur zu gefallen sucht, so läßet man sich leicht zum Vortheil desjenigen einnehmen, den man loben will. Der Wille, der durchaus loben will, zwingt den Verstand, eine Materie zum Lobe zu finden; und so geschiehet es, daß der Verstand von der Höflichkeit betrogen wird; und dies geschiehet dann noch mehr, wenn er nichts lobenswürdiges findet und sich doch das Lob erlaubt. Bey solchem Lobe zeigt man sich so verächtlich, als man andere der Hochachtung würdig machen will. Und zu eben der Zeit, da man nur daran denkt, wie man einem einzigen gefalle, ermangelt man nicht, vielen zu misfallen. Denn alle Menschen überhaupt sind unzufrieden mit dem, der sich von der Wahrheit entfernet; und wenn es einige giebt, die seinem Witz und seinen Absichten Beyfall geben, so geschiehet es aus einer eigennützigen Unordnung, die sie im Herzen selbst nicht billigen, weil sie erkennen müssen, daß die Lügen niemals gebilliget werden können. Umsonst greifen wir äußerlich durch Worte die Rechte der Wahrheit an; unser Gewissen

wissen giebt ihr allezeit durch seine Stimme das, was ihr gebühret. Gern will ich mich, wenn man es mir befiehlet, andere durch meine Lobsprüche zu ehren bemühen; wenn man nur nicht von mir fodert, daß ich durch Lügen mir selbst Schande machen soll.

5.

Das, was die Menschen zum liebsten hören, ist das Lob, das man ihnen giebt; und das, was sie am ungernsten hören, ist das Lob, das man sich selbst giebt.

Die Menschen hören zum liebsten das Lob, das man ihnen ertheilet; denn die Empfindung des Vergnügens, welches ein verdientes Lob wirket, ist so natürlich, daß man die Unempfindlichkeit der Seele dagegen nicht verlangen darf. Es ist genug, wenn wir sie vor den bösen Wirkungen desselben bewahren. Sehen wir nicht täglich, daß man, um Lob zu verdienen, seine Gesundheit, ja sogar sein Leben wagt. „O Athenienser! Wüßtet ihr nur, was „ich leide und erdulde, um von euch gelobt zu „werden!" sagte Alexander. Welch ein Vergnügen fühlet man, wie schön findet man es, wenn man von sich sagen höret: Das ist der Feldherr, der in so vielen Schlachten den Sieg

Sieg davon getragen hat! Das ist der Gelehrte, der alle Reize der feinen Lebensart, welche der Umgang und das gesellige Leben fodert, mit einer gründlichen und ausgebreiteten Erkenntniß der erhabensten Wissenschaften, wozu er in seiner Studierstube gelanget ist, zu vereinigen weis! Das ist der immer demüthige und bescheidene Minister, mitten unter den beständigen Ehrenbezeugungen, die er sich durch sein Verdienst eben so sehr, als durch seine Würde zuziehet! Das ist der uneigennützige Mann, der Reichthümer ohne Ungerechtigkeit erwirbt, ohne Stolz besitzt, ohne Schmerz verlieret, und der bey dem Gebrauch derselben eben so sehr daran denket, für die Bedürfnisse anderer zu sorgen, als sich selbst seine eigenen Bequemlichkeiten zu verschaffen! Das ist der Mann, der allezeit sorgfältig, sich von wollüstigen Ausschweifungen zu entfernen, die Ergötzlichkeiten nur in so weit schmecket, als es die Nothwendigkeit fodert und die Tugend erlaubet! Wer höret nicht mit Vergnügen das Lob der Verdienste und der Tugend, wozu man durch seine Aufführung Gelegenheit giebt." Dieses Vergnügen ist auch so groß, daß diejenigen, welche wegen einiger guten Eigenschaften, die sie besitzen, gelobt werden, sich beständig bemühen, auch das Lob zu verdienen, das man ihnen wegen anderer guten Eigenschaften,

die sie noch nicht haben, verweigert; indem sie überzeugt sind, daß diese Weigerung selbst das Lob, das man ihnen zugestehet, mangelhaft machen könnte. Es ist also sehr wahr, daß die Menschen das Lob, das man ihnen giebt, zum liebsten hören.

Eben so wahr ist es aber auch, daß sie das Lob, das man sich selbst giebt, zum ungernsten hören. Das Maas der Achtung, die man gegen sich selbst zu haben zeigt, ist das Maas der Verachtung, die man sich von andern zuziehet. So schätzbar man auch seyn mag, so hört man auf es zu seyn, wenn man die Sorge sich zu schätzen, selbst über sich nimmt. **Marot** sagt hievon in seiner gewöhnlichen Naivetät:

Bey meiner Treue, Sie sind schön;
Der ist ein Narr, der es verneinet
Sie sind auch reich, ich seh es wohl,
Man braucht es nicht zu untersuchen.
Sie sind die ehrlichste der Frauen,
Und wer es leugnet, ist sehr albern.
Wenn Sie, Madam', sich aber selber loben,
So sind Sie nicht mehr reich, noch schön,
noch ehrlich.

Man darf auch, wenn man sich selbst sehr gelobet hat, das Lob anderer nicht erwarten. Und wird ein Gelehrter, der in seinen Schriften seinen Ruhm selbst ausgebreitet hat, nach seinem

seinem Tode von Dichtern besungen, so möchte man sagen:

„Gelehrte Töchter des Gedächtnisses! Hö„ret auf, eure Leyer dem Ruhm eines Todten „zu widmen, dessen Verdienste jedermann zuge„stehet; seine Schriften kennen hundert fremde „Völker; höret auf, Musen, höret auf, sein „Lob zu singen; er hat sich selbst genug ge„lobt.“

Da das Lob, das man sich selbst giebt, den Argwohn erreget, daß man außerordentlich viel Eigenliebe und Eitelkeit besitze, so erreget man dadurch bey andern Verachtung, hernach Neid, und endlich Abscheu.

6.

Lobsprüche sind oft nur ein Handel des Eigennutzes.

Viele, denen das Loben gewöhnlich ist, loben weniger zum Ruhm anderer, als zu ihrem eigenen Vortheil. Man lobet nicht gern ohne einige Rücksicht auf sich selbst. Das Lob ist eine geschickte, verborgene und feine Schmeicheley, welche denjenigen, der es giebt, und denjenigen, der es empfängt, auf verschiedene Art vergnüget. Der eine nimmt es für eine Belohnung seiner Verdienste an: der andere giebt es, um seinen Witz und seine Gabe der guten

guten Beurtheilung zu zeigen. Unter denen, welche loben, lobet der eine ausdrücklich, um wieder gelobt zu werden; der andere, um sich einen Weg zum Glück zu bahnen; dieser, um einen Schaden zu vermeiden, jener, um sich ein Vergnügen zu verschaffen; und die meisten unter denen, welche gelobet werden, unterlassen nicht, das Lob mit so gutem Herzen anzunehmen, als wenn ihr Ruhm der einzige Vorwurf desselben wäre. Jemanden in der Absicht loben, damit man etwas von ihm erhalte, das heißt, ihn als eine Windmühle ansehen, die nicht eher Mehl giebt, als bis sie Wind hat. Man muß das Lob ausschweifend lieben, wenn man sich von diesen Arten von Lobrednern betrügen lässet, ohne zu bedenken, daß eben der Geist des Eigennutzes, der sie angetrieben hat, Gutes von uns reden, sie auch bald reizen könne, Böses zu reden, wenn sie dabey einigen Vortheil finden. Sie werden die niedrigsten Menschen uns vorziehen, wenn sie dieselben besser nützen können. Das vortheilhafte Zeugniß, das sie dem Guten, das wir an uns haben, nicht verweigern können, werden sie mit boshaften Anmerkungen über unsere Fehler vergiften, um dadurch andern einen desto üblern Begrif von uns beyzubringen und uns auf solche Art mehr Verachtung zuzuziehen, als sie uns Hochschätzung durch ihr Lob verschaf-

schaffet hatten. Hätte ich eine starke Begierde gelobet zu werden, so würde ich doch gewiß aus dem Munde solcher Leute keine Lobrede auf mich zu hören wünschen. Lieber wollte ich ihnen unbekannt als von ihnen gelobt seyn. Kennen sie mich nicht, so wird es ihnen nicht einfallen, mir Böses zu thun. Wäre ich ihnen aber bekannt, so könnten sie, wenn sie mich erst gelobet hätten, in der Folge mir, aus einer Art von Rache, zu schaden suchen, wenn ich sie entweder ihres Beyfalls wegen nicht so belohnte, als sie zu verdienen glauben, oder wenn sie Hofnung hätten von meinen Feinden besser, als von mir belohnet zu werden.

7.

Es ist wahrscheinlich, daß derjenige uns aufrichtig lobe, der uns tadeln würde, wenn er etwas tadelnswürdiges an uns fände.

Das ist so wahr, daß selbst diejenigen, welche durch ihr Lob auf eine feine Art schmeicheln wollen, sich stellen, als ob sie an denen, die sie zu Vorwürfen ihrer Schmeicheley machen, etwas zu tadeln fänden, welches sie in der That auch oft anmerken, um die Aufrichtigkeit ihres Lobes wahrscheinlicher zu machen. Aber,

Aber, diesen Kunstgriff beyseite gesetzt, ist es gewiß, daß derjenige, der sich geneigt zeigt, das, was tadelnswürdig ist, zu tadeln, sehr geneigt macht, zu glauben, daß dasjenige, was er lobt, wahrhaftig lobenswürdig sey. Und es wäre in der That zu wünschen, daß man dieses im Umgang beobachtete. Dann würde man mehr nach der Vollkommenheit streben, weil man ein aufrichtigeres Urtheil über sie zu ihrem Lobe fällen würde. Auch das Unanständige würde man mehr verabscheuen, wenn es offenbarer und aufrichtiger entdeckt und bestritten würde.

8.

Man suche nicht das Lob, sondern bemühe sich nur es zu verdienen.

Die Menschen sind so vielen Unbeständigkeiten des Eigensinns unterworfen, daß man sich um seine Ruhe und Ehre bringt, wenn man sie von ihrem Beyfall und Lobe abhängig macht. Ohne ängstlich nach Lob zu trachten, lasset uns nur lobenswürdige Handlungen thun: das Verdienstliche derselben kann man uns nicht rauben. Ehrgeiz ist eine wahre Thorheit und Eitelkeit. Wer sich dieser Leidenschaft überläßt, der hält den Rauch für ein glänzendes Licht, den Schatten für den Kör-

per; der bindet das Vergnügen seines Geistes an die Meynung des großen Haufens; der entsagt freywillig seiner Freyheit, um der Leidenschaft anderer zu folgen; der zwingt sich, sich selbst zu misfallen, um denen, die auf ihn sehen, zu gefallen; der siehet das, was er lieben soll, in den Augen anderer; er liebt die Tugend nur, in so fern sie dem großen Haufen gefällt; er thut Gutes, nicht aus Liebe zum Guten, sondern um des Ruhms willen; er gleicht den Gefäßen, die man anbohret und aus denen man nichts eher zapfen kann, als bis man ihnen Luft macht. Das Verdienst, das des Lobes würdig ist, kann durch das Lob selbst verderbet werden. Es hat ein gewisser Schriftsteller gesagt, und ich sage es mit ihm noch einmal: „Ich liebe zwar das Lob, insonderheit wenn es von guten Richtern der Tugend ertheilet wird; ich hüte mich aber, es zu sehr zu lieben. Es verdirbt die Menschen, bringt ihnen zu große Gedanken von ihrem lieben Selbst bey, und macht sie eitel und eingebildet. Man muß es verdienen und fliehen; das beste Lob hat keine andern Wirkungen, als das falsche. Die bösesten Menschen sind diejenigen, die von Schmeichlern am meisten gelobet worden. Was ist es denn für ein Vergnügen, so, wie sie gelobet zu werden? Mir ist es angenehm, wenn

„man

„man mich in meiner Abwesenheit lobt, und „wenn ich so glücklich bin, daß ich dieses gute „Lob verdiene. Wer mich in der That für „gut hält, der muß auch glauben, daß ich be= „scheiden sey und die Eitelkeit fliehe. Wer „mich also hochschätzt, der verschone mich, „und lobe mich nicht, als einen ruhmsüchtigen „Menschen. Es ist wahr, ein gerechtes Lob hat etwas schmeichelhaftes für uns; aber ei= nem gutdenkenden Menschen muß die Bemü= hung, es zu verdienen, angenehmer seyn, als das Vergnügen, es zu hören. Bleibe ich blos bey dem Vergnügen, gelobet zu werden, stehen, so wird das Lob, das ich erhalte, ent= weder falsch, oder wahr, auf eine ungeschickte oder feine Art angebracht seyn. Ist es falsch, so wird es mich lächerlich machen; ist es dumm und ungeschickt, so wird es mich schaam= roth machen; wird es fein und auf eine an= ständige Art angebracht, so kann es leicht mei= ne Eigenliebe verführen und mich eitel machen. Bey wahren Verdiensten aber werde ich nie= mals weder eitel, noch schaamroth, noch lä= cherlich seyn.

9.

Man erweiset demjenigen, den man lobt, eine Art der Beschimpfung, wenn man ihn nicht auf eine anständige Art lobt.

So eitel man auch im Herzen ist, so gestehet man doch niemals, daß man Eitelkeit besitze. Indessen will man doch einen Menschen verpflichten, dieselbe in sich zu erkennen, oder man will wenigstens andere zu dem Glauben veranlassen, daß er sie habe, wenn man ihn ohne alle Zurückhaltung lobt. Und oft ziehet man sich dadurch mehr Unwillen, als Dank zu. Man muß die Eitelkeit nicht aus ihren Verschanzungen heraustreiben, um sie sichtbar zu machen; es kostet ihr doch schon Mühe genug, sich zu verbergen. Man lobe, ohne merken zu lassen, daß man loben will.

10.

Dann weis man auf eine geschickte Art zu loben, wenn man dabey das richtige Maas beobachtet.

Man muß durch sein Lob nicht aus einem Riesen einen Zwerg und aus einem Zwerg einen Riesen machen. Im ersten Fall scheint man an dem Verdienst desjenigen zu zweifeln, den man lobet, da man ihn nicht so viel lobt, als man sollte. Im andern Fall setzt man

sich

sich selbst oder andere dem Spott aus. Durch ein übertriebenes Lob erwecket man die Neugier und spornt den Neid an. Denn, wenn das Verdienst dem Werth, den man demselben beylegt, nicht entspricht, wie gemeiniglich geschiehet, so empöret sich die allgemeine Meynung wider den Betrug und macht den Lobenden und den Gelobten lächerlich. Das richtig abgewogene Lob wird gewöhnlich gut aufgenommen; es ist, wie ein gut passendes Kleid, welches denen gefällt, die es sehen, und dem nicht beschwerlich ist, der es trägt.

II.

Man muß auf diejenigen, welche das Lob, das man ertheilet, hören, nicht weniger aufmerksam seyn, als auf diejenigen, die es annehmen.

N.... ist ein vortreflicher Dichter; ich hüte mich aber sehr, dieses mit Lob vor M.... zu sagen, wenn er mir seine Gedichte vorgelesen hat. Das würde ein sehr übel angebrachtes Lob seyn; M.... würde es als einen Spott und eine Beschimpfung aufnehmen. Auch das würde ein nicht gut angebrachtes Lob seyn, was ich einem Niedrigen in Gegenwart seines Obern wegen eines Verdienests, daß sie beyde zu haben sich schmeicheln,

loben wollte; oder wenn ich in Gegenwart meines Freundes demjenigen, von dem er beleidiget worden, meinen Beyfall zu erkennen geben wollte.

12.

Wenn man das Lob außerordentlich liebt, so wünschte man der einzige zu seyn, der gelobt wird.

Deswegen kann sich N.... nicht entschließen, weder andere zu loben, noch sie loben zu hören. Er bildet sich ein, daß man durch das Lob, welches man andern giebt, einen Raub an ihm begehe; und doch versichert er, daß dieses nur aus Liebe zur Wahrheit geschehe. Ich weis nicht, ob ich ihn glauben soll; denn ich habe oft gesehen, daß er im geringsten nicht böse geworden ist, wenn man ihn wegen guter Eigenschaften, die er nicht besitzt, gelobt hat. Man mag noch so viel Gutes von ihm sagen, so sagt man ihm doch nichts neues. Er weis, daß er es hat, ehe man es ihm sagt, oder wenigstens schmeichelt er sich, es zu haben. Und wenn er oft ein in der That verdientes Lob von sich abzulehnen scheint, so geschiehet es nur darum, damit er desto mehr unverdientes erhalte oder berechtiget sey, niemanden wieder zu loben.

XII.

Die Sprache des Schmeichlers.

1.

Wir sind selbst unsere ersten Schmeichler.

Wir schmeicheln uns gewiß, ehe irgend jemand daran denkt, uns zu schmeicheln. Heißt das nicht uns selbst schmeicheln, wenn wir uns große Talente zuschreiben, für unsere Meynungen eingenommen sind und uns überreden, daß wir vollkommener sind, als andere? Was thun die Schmeichler mehr gegen uns? Sie loben unsere Gedanken, geben unsern Meynungen Beyfall und machen unsere Handlungen zu wichtigen Handlungen. Wünschen wir nicht, daß man unsere Unternehmungen für weise, unsere Meynungen für richtig, unsere Gedanken für scharfsinnig halte? Das sind die Thüren, die wir der Schmeicheley immer offen halten; und es giebt nur allzu viel Menschen,

die der Eigennutz hinein zu gehen antreibt. Man verschließet den Schmeichlern die Thüre niemals ganz; sie bleibt immer wenigstens halb offen.

Wir wollen einmal einen Schmeichler reden hören; dies ist seine Sprache, eine Sprache, die den Absichten und Gesinnungen aller Schmeichler gemäs ist: „Durch meine erfin„dungsreiche und sorgsame Gefälligkeit habe „ich das Herz dieses Mannes gewonnen; und „ich bin so glücklich, ihn von allem, was mir „gefällt, zu überreden. Wozu sollte mir nun „das vom Himmel empfangene glückliche Ta„lent dienen, wenn ich mir nicht die Schwach„heiten der Menschen zu nutze machte? Die „Begierde nach Lob und der thörichte Stolz „ist die größte unter allen; und sie macht es „mir leicht, sie zu betrügen, weil sie wollen, „daß man sie betrüge. Ich weis ihre Fehler „zu loben, ihren Leidenschaften zu schmeicheln „und ihre Thorheiten zu krönen. Da ich mich „einzig und allein bemühe, ihre schwache Seite „kennen zu lernen, so richte ich alle meine Be„wegungen nach den ihrigen ein. Sind sie „frölich, so bin ich die Kopie ihrer Freude; „sind sie traurig, so bin ich noch betrübter, als „sie; und dadurch mache ich mich ihnen unent„behrlich. Ich unterwerfe sie mir durch mei„ne Lobeserhebungen und fessele sie durch mei-

„ne

„ne Gefälligkeiten. So weis ein Genie die
„Thorheit der Großen sich nützlich zu machen;
„und das ist die Thüre, durch welche so viel
„Leute in den Pallast des Glücks eingehen.
„Ich habe weder Zinsen, noch Lehne, noch Häu-
„ser; aber ich weis einen Mann zu loben, der
„sie hat. Das ist mein Landgut; die Ein-
„künfte davon sind zufällig, aber doch gewiß;
„denn die dumme Eitelkeit der Menschen
„ist ein Grundstück, das niemals verloren
„gehet.“

Dahin bringen wir uns selbst durch unsere Eigenliebe, welche der größte unter allen Schmeichlern ist. Lasset uns nur nicht uns selbst schmeicheln, so wird niemand es wagen, uns Schmeicheleyen zu sagen. Wenn man nicht merkte, daß wir für etwas wichtiges angesehen seyn wollten, so würde man sich nicht die Mühe geben, uns beweisen zu wollen, daß wir es sind. Die leidenschaftliche Neigung zur Schmeicheley macht, eigentlich zu reden, den jetzigen Umgang der Menschen zu einem Handel mit höflichen Lügen und falschen Lobsprüchen. Man schmeichelt, um geschmeichelt zu werden; man wird von dem Lobe trunken, das man sich wechselsweise giebt; man macht oft die Laster anderer zu Tugenden, um seine eigenen Laster zu verbergen; man hält es für eine feine Lebensart zu betrügen, und für ein

Vergnügen betrogen zu werden. Da die Menschen die Wahrheit, welche sie erniedriget, nicht lieben, so sagt man ihnen nur die Lügen, die ihnen schmeichelt. Alle diese Anmerkungen lehren uns, daß wir uns immer weniger der Vollkommenheit nähern, je mehr wir geschmeichelt zu werden wünschen. Denn, indem wir uns selbst unsere Fehler verbergen und andern niemals erlauben, sie uns von ihrer häßlichen Seite zu zeigen, so bekümmern wir uns auch nicht um ihre Verbesserung.

Ich will lieber, daß man gar nicht von mir rede, als daß man mit zu großem Lobe von mir rede. Schweigt man in Ansehung meiner, so setzt man mich keiner Gefahr aus. Lobt man mich aber zu sehr, so erreget man den Neid wider mich, und zugleich erwecket man die Neugier. Und da kann es sehr leicht geschehen, daß man mich des mir ertheilten Lobes unwürdig findet, weil man sich einen zu großen Begrif von mir gemacht hat, dem ich kein Genüge thun kann. Ich werde also anstatt hochgeschätzt zu werden, verächtlich scheinen. Und so überliefert uns ein Schmeichler durch eine falsche Ehre, womit er uns weidet, einer wahren Schande. Die Schmeicheley kann durch sich selbst so wenig irgend etwas Gutes hervorbringen, daß sie vielmehr das Gute verdirbt, das in uns ist. Wenn man

mir

mir durchaus schmeicheln will, so gewinnen doch gewiß die Schmeichler bey mir nicht so viel, als ich bey ihnen gewinne. Sie gewinnen nichts bey mir, weil ich mich zu sehr bemühet habe, mich selbst kennen zu lernen, als daß ich mich durch ihre betrügerischen Reden verführen lassen sollte. Ich gewinne bey ihren ungesuchten Schmeicheleyen, weil ich sie als Lehren ansehe, die mir sagen, was ich seyn soll.

2.

Durch das Lob wegen eingebildeter Verdienste schläfern die Schmeichler die Großen im wirklichen Elende ein.

Unter allen Menschen sind die Großen diejenigen, die sich am meisten schmeicheln, und die folglich auch am meisten geschmeichelt seyn wollen. Der Grad ihrer Größe macht auch den Grad des Beyfalls aus, den sie fodern. Unzufrieden mit den Vorzügen ihrer Macht, suchen sie auch die Vorzüge der Hochschätzung anderer; und man erfähret bald, daß sie furchtbar sind, wenn man sie nicht erfahren lässet, daß man sie für hochachtungswürdig halte. Sie haben Strafen und Belohnungen in ihren Händen, die sie nach Willkühr aus-

theilen; und das verschaft ihnen so viel Schmeichler, die keine andern Triebe zu ihrer Emsigkeit in schmeichlerischen Handlungen haben, als die Furcht oder der Eigennutz. Wie viel Schmeichler bemühen sich deshalb nicht, durch verstellte Gefälligkeiten die Fehler der Großen zu nähren, durch sinnreiche Wendungen gewisse scheinbare Aeußerungen von Tugenden, denen Größe und Wahrheit fehlt, zu erheben; die Wahrheit mit einem Schleyer zu bedecken, damit ihr Anblick sie nicht beleidige, und sie unverbesserlich zu machen durch die Ueberredung, daß alle ihre fehlerhaften Handlungen Entschuldigung verdienen.

Die Schmeichler sind ärger als diejenigen denen sie schmeicheln. Sie sind durch ihre Niederträchtigkeit die Ursach des Stolzes der andern. Sie verderben durch die Bewunderung ihrer Größe und durch das Lob ihrer Reichthümer ihre Bescheidenheit. Wenn sie hingegen in dem Entschluß einig würden, dieser freywilligen Sclaverey zu entsagen, so würden die Großen ihnen selbst den Hof machen, sie bitten, ihre Glückseligkeit zu betrachten, damit sie ihnen nicht unnütz würde. Wozu würden so viel überflüßige Speisen dienen, wenn niemand wäre der sie kostete, indem sie sie oft selbst nicht schmecken, weil der Ueberfluß den Geschmack verdirbt. Wozu würden ihre

kost-

kostbaren Hausgeräthe und ihre prächtigen Palläste dienen, wenn niemand käme, sie zu sehen? Denn diese Dinge sind nicht so wichtig an sich selbst, als dadurch, daß man sie hochschätzt und meynet, ihr Besitz mache glücklich.

Die Gefälligkeiten der Schmeichler sind so übertrieben, daß sie bis ins Lächerliche fallen. Da Philipp von Macedonien wegen einer Wunde am Kopf gezwungen war, eine Binde zu tragen so zeigten sich die meisten seiner Hofleute mit verbundenem Kopf. Dionys der jüngere hatte ein sehr schwaches Gesicht; um auch diesem Fehler zu schmeicheln, stellten sich seine Höflinge, als wenn sie halb blind wären, stießen einer an dem andern und stolperten alle Augenblicke. Kombabus, Seleukus Günstling und Geliebter der Königin Stratonize hatte sich selbst entmannet, damit er vor den Pfeilen der Verleumdung sicher bliebe; alle diejenigen nun, die von seiner Gunst ihr Glück hoften, thaten, was er gethan hatte. Weil Mithridat sich gern mit der Heilungskunst beschäftigte, so ließen sich seine Schmeichler ohne Noth von ihm schneiden und brennen. Platos breite Schultern, Aristoteles Stammeln, Alexanders des Großen niederhängendes Haupt und rauhe Sprache, wurden von ihren Schmeichlern nachgemacht.

Nichts

Nichts ist abgeschmackter, als ein Schmeichler von Profession, der durch eine niedrige Gefälligkeit allem, was man sagt, seinen Beyfall giebt, ohne das Wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Zu einem solchen sagte der Redner Cölius: „Ich bitte „dich, sage nur wenigstens einmal Nein, da„mit ich es merke, daß wir zwey sind. Ver„ändere deine Unterredung oder erlaube, daß „ich dich verlasse. Die grobe Gefälligkeit „bringt mich auf; ein beständiges Lächeln ver„pflichtet im geringsten nicht. Es scheint mir „ein schlechtes Mittel zu seyn, sich um andere „verdient zu machen, wenn man von einer gut „oder schlecht ausgedrückten Sache auf gleiche „Art sagt, daß sie gut sey. Und das ist be„ständig deine Art. Nichts ist lästiger, als „ein Lob zur Unzeit. Lieber will ich mich schim„pfen hören. Wer jedermann zu gefallen „sucht, wird niemals rechtschaffenen Leuten ge„fallen."

Der Beyfall aber, den die Schmeichler den Fehlern derer geben, welchen sie schmeicheln; die Gründe, die sie ihnen zur Rechtfertigung ihrer Ungerechtigkeiten an die Hand geben; die Entschuldigungen, die sie ihnen zur Fortsetzung ihrer Unordnungen verschaffen; die Mittel, die sie ihnen zur Befriedigung ihrer Leidenschaften entdecken: Das alles macht ihr Verhalten noch ver-

verhaßter. Der Schmeichler Aufidius spricht zu Perpenna im Trauerspiel Sertorius: „Welch ein schimpflicher Widerspruch der zärt„lichen Tugend widersetzt sich dem guten Erfolg „der Hofnung, die dir so viel Vortheile ver„spricht? Und seit welcher Zeit fürchtet dann „der Durst nach dem ersten Range, ein wenig „schlechtes Blut zu vergießen? Ehre und Tu„gend sind lächerliche Namen. Weder Marius „noch Carbo hatten solche Bedenklichkeiten.“ Die Ersten des Raths in Persien antworteten dem Cambyses, der sie wegen der Heyrath mit seiner Schwester zu Rathe zog: Daß sie in der That kein Gesetz fänden, welches diese Ehe erlaubte; daß aber eines da wäre, welches einem König die Freyheit gäbe, alles zu thun, was ihm gefiele.

„Ach! Wie unglücklich ist man, wenn man „über andere Menschen erhaben ist! Oft kann „man die Wahrheit nicht mit seinen eigenen Au„gen sehen; man ist mit Leuten umgeben, die sie „hindern, sich demjenigen zu nähern, der befiehlt. „Jeder findet seinen Vortheil, indem er ihn be„trügt. Jeder verbirgt unter dem äußern Schein „des Diensteifers seine Ehrsucht. Man stellet „sich als wenn man den Fürsten liebt, und liebt „doch nur die Reichthümer, die er giebt. Man „liebt ihn so wenig, daß man sich nur seine

Gunst

„Gunst durch Schmeicheley und Betrug er-
„wirbt.“ (Telemach).

Racine sagt im Trauerspiel Phedra: „Möchte doch die gerechte Strafe des Him-
„mels alle diejenigen schrecken, welche durch
„niederträchtige Geschicklichkeit die Schwach-
„heiten unglücklicher Fürsten nähren, sie zur
„Befriedigung der bösen Triebe ihres Herzens
„verleiten und frech genug sind, ihnen den
„Weg zum Laster zu bahnen. Verabscheuungs-
„würdige Schmeichler! Ihr seyd das verderb-
„lichste Geschenk, daß der Zorn des Himmels
„den Königen geben kann.“

Die Großen sind also weniger zu tadeln, als ihre Schmeichler; lasset uns das Unglück jener beklagen und die Bosheit dieser verabscheuen. „Niemand ist unter uns“, sagt Montagne, „der nicht weniger werth seyn würde,
„als die Könige, wenn er so beständig, wie sie
„von diesem Auswurf von Menschen verdorben
„würde.“ Wir haben kein besseres Gegengift wider diese Pest des menschlichen Geschlechts, als daß wir durch die demüthige Erkenntniß unserer Fehler den Stolz zurück treiben, den die Schmeicheleyen uns einflößen können, und daß wir denen, die uns schmeicheln, keine Gelegenheit zu der Hofnung geben, durch uns gewisse Vortheile zu erlangen. Das ruhmvolleste Lob für uns ist, daß wir Vollkommenheiten besitzen und

nicht wollen, daß man davon rede. Die Vollkommenheit ist wahr und gründlich, die zu ihrer Erhaltung nicht des Windes der Eitelkeit bedarf.

3.

Oft schmeichelt man den Fehlern anderer, um seine eigenen zu verbergen.

Der Grund warum man jemanden schmeichelt, liegt in der That oft darin, daß man selbst geschmeichelt seyn will. Indem man die Fehler anderer übersieht, fodert man für seine eigenen Nachsicht. Man hat indessen von dieser wechselseitigen Höflichkeit selten wahre Vortheile. Alle diese Schmeicheleyen bringen in denen, welche der Gegenstand derselben sind, nicht die geringste Vollkommenheit hervor; und diejenigen, die sich daraus ein Verdienst machen, erregen das Mitleiden derer, die sie hören. Wir dürfen uns nur erinnern, wie verächtlich uns diejenigen waren, die sich mit sichtbarem Vergnügen schmeicheln hörten; so werden wir von der Verachtung überzeugt werden, die wir verdienen, wenn wir durch eben dieses Vergnügen uns verführen lassen.

4.
Man muß sich nicht so von dem Charakter des Schmeichlers entfernen, daß man dadurch grob werde.

Ich sehe nur allzuviel Menschen, die, um eine Ausschweifung zu vermeiden, in die andere fallen. Wie schwer ist es, die richtige Mittelstraße zu treffen! Es ist gut, wenn man niemals dem Laster schmeichelt; aber, es ist nicht gut, wenn man niemals die Tugend loben will. Wenn man der Tugend niemals den ihr gebührenden Beyfall giebt, so scheint man sie zu misbilligen; oder man giebt wenigstens Anlaß zu glauben, daß man von Neid und Misgunst gegen diejenigen eingenommen sey, deren Handlungen man niemals billigen will, sie mögen so lebenswürdig seyn, als sie wollen. Man tadelt gemeiniglich diejenigen mit Vergnügen, die man ungern lobt; und daher sind alle die Leute, die aus vorgegebener Zärtlichkeit des Gewissens keiner Sache ihren Beyfall geben, gemeiniglich unerträglich im Umgange. Denn anstatt des Angenehmen, das Gefälligkeit und Höflichkeit darin verbreitet, bringen sie nichts mit, als eine bittere Ernsthaftigkeit.

XIII.

Die Sprache des Lügners.

1.

Durch Lügen wird man des Abscheues Gottes und der Verachtung der Menschen würdig.

Eine niederträchtige Schwachheit ist es, die uns, bey der Furcht vor Menschen, verleitet, die Wahrheit der Lügen aufzuopfern. Da nun Niederträchtigkeit und Schwachheit verächtlich machen, so folgt auch natürlich, daß der Lügner der Verachtung würdig sey. Zu eben der Zeit aber, da der Lügner sich vor Menschen fürchtet, zeigt er, daß er keine Furcht vor Gott habe, weil er die vollkommene Erkenntniß, die Gott von unsern geheimsten Gedanken und von unserm künstlichsten Betruge hat, nicht achtet und sich unterstehet, der Wahrheit, das ist, Gottes selbst zu spotten.

Deswegen wird er der Gegenstand seines Hasses; denn der Falsche kann seiner Liebe nicht genießen. Die Lügen ist so häßlich, daß alle Menschen, so sehr sie selbst auch Lügner sind, sie doch an andern nicht dulden können. Die Wahrheit ist den Menschen so anständig, daß man allezeit erkennet, was man ihr schuldig ist, ob man es ihr gleich nicht in der That leistet. Entfernen wir uns von der Wahrheit, so macht uns unser Gewissen, welches wir nicht gänzlich zerstören können, allezeit einen geheimen Vorwurf, der uns zu unserer Pflicht zurück führen würde, wenn wir nicht durch die Unordnungen unsers Herzens davon abgewendet würden. Der Vortheil, den unsere Leidenschaften dabey finden, macht uns zu Lügnern und die Gewohnheit im Lügen macht uns so falsch, daß wir zuletzt uns selbst betrügen, nachdem wir andere betrogen haben. Daher kommen unsere unrichtigen Schlüsse, unsere sonderbare Maasregeln, unsere bizarre Unternehmungen, unsere unüberlegte Projekte und unsere unregelmäßige Aufführung. Alles dieses entsteht daher, weil die Wahrheit uns nicht leitet; und sie ist es doch allein, die uns gut und sicher leiten kann. Die Verbannung der Wahrheit ist das erste Zeichen des Verderbens der Sitten. Ich fürchte nichts so sehr, als nicht wahrhaftig zu seyn; denn, wenn ich falsch bin, so werde ich

weder

weder mit Gott, noch mit den Menschen, noch mit mir selbst einig seyn können.

2.

Wenn die Lügen in den Worten herrschet, so wird das Zutrauen niemals in der Gesellschaft herrschen.

Ein jeder Betrug ist im gesellschaftlichen Umgange verhaßt. Da nun ein jeder Lügner dem Betruge unterworfen ist, so ist er auch denen verhaßt, mit welchen er umgehet. Man verläßt sich in keiner Sache auf ihn, weil man seinen Worten nicht trauen kann, die selten mit seinem Herzen übereinstimmen. Die Lügen ist in der That ein böses Laster. „Wir „sind" sagt Montagne, „durch nichts, als „durch die Sprache mit einander verbunden. „Da unsere Begriffe blos durch die Sprache „geleitet werden, so betrügt derjenige, der „anders redet, als er denkt, die öffentliche „Gesellschaft. Die Sprache ist das einzige „Werkzeug, durch welches unsere Wünsche be„kannt werden und unsere Gedanken sich an„dern mittheilen. Sie ist der Dollmetscher „unserer Seele. Mangelt sie uns, so hängen „wir durch nichts an einander, wir kennen „uns nicht mehr. Betrügt sie uns, so hebt sie

„allen unsern Umgang auf und zerstöret alle „noch so gut eingerichteten gesellschaftlichen „Verbindungen.“ Die Wahrheit selbst verliert ihren Werth in dem Munde des Lügners; da man ihn nicht für aufrichtig hält, so sieht man sie als eine Lügen an, wenn er sie ausspricht. Wenn ich, für meine Person, aus Erfahrung weis, daß ein Mensch ein Lügner ist, so höre ich ihn, als einen, der beständig Mährchen erzählet; und aus diesen ziehe ich eine Moral, wie aus Aesopus Fabeln; die nämlich, daß ich meinen Abscheu gegen die Lügen, durch die Betrachtung des Abscheues, den jedermann gegen die Lügner hat, in mir befestige.

XIV.

Die Sprache des Pralers.

1.

Oft führen diejenigen, die den kleinsten Muth haben, die erhabenste Sprache.

Ein Mensch prahlet und rühmet sich selbst deswegen, damit er denen, die ihn hören, ein Zutrauen, von welchem er wohl weis, daß er es nicht verdienet, so zu sagen, mit Gewalt entreiße. Dieses sein Mistrauen, das, was er wünscht, leicht zu erhalten, reizt mich, in dem, was er sagt, ein Mistrauen zu setzen; und die Erfahrung lehrt mich, daß wir beyde Recht haben. Denn ich habe immer gesehen, daß die Handlungen der Großsprecher weit unter ihren Worten sind.

Siehst du, daß jemand gern von seinen Thaten pralet,
So halte nicht für Gold, was Glanz und Schimmer stralet.
Ein leeres Faß betäubt oft das Gehör:
So lermt der Thor, von edlen Thaten leer.

Die Worte des Pralers sagen nur, daß er tapfer sey; die Handlungen allein beweisen, daß er es in der That ist. Wenn er mehr handelte, so würde er gewiß weniger reden. Wer nur an Worte denkt, versäumt gewiß die Thaten. Da man durch seine Pralereyen andere zu betrügen glaubt, welches sich leicht thun lässet, so bekümmert man sich nicht darum, große Handlungen zu thun, welches mehr Mühe kosten würde. Und warum sollte man sich so viel Mühe geben, um Ruhm zu erwerben, wenn man sich nur mit Worten abgeben darf, um ihn zu erhalten? Es ist sehr natürlich, den kürzesten Weg zu nehmen, wenn man sich schmeichelt, auf demselben zu dem gewünschten Ziel zu kommen. Ich sage, wenn man sich schmeichelt, daß er sicher ist; denn man betrügt sich sehr in dieser Hofnung. Die Grossprecher finden ein sehr kleines Glück im Reich des Ruhms; sie machen darin viel Geräusch durch ihre Reden, aber es ist ein Geräusch, wodurch sie nur andern beschwerlich werden, weil

weil es die Ohren derer, die es hören betäubt. Sie sind eben so unbescheiden, als sie sich wichtig machen. Sie wollen, daß man von ihnen reden soll; und man redet wirklich von ihnen, aber auf solche Art, daß man sie so sehr durch Verachtung erniedriget, als sie sich durch ihre Rodomontaden erheben wollen. Je mehr sie sich rühmen, desto mehr reizen sie andere, auf ihre Handlungen aufmerksam zu seyn; und man siehet fast immer, daß sie in Ansehung dessen, was sie zu ihrem Vortheil vorgegeben haben, sehr weit zurück bleiben. „Man muß „viel Verdienste haben," sagt Grazian, „um „einer großen Erwartung zu entsprechen. Der „Beobachter macht sich große Ideen, weil es „ihm weniger kostet, sich große Dinge einzu„bilden, als demjenigen, der beobachtet wird, „sie zu thun. Es ist das gewöhnliche Unglück „alles dessen, was sehr gerühmt worden, daß „es niemals den Grad der Vollkommenheit „erreicht, den man sich vorgestellet hat. Die „Wirklichkeit ist nie der Vorstellung gleich ge„wesen. Denn es ist so schwer, alle Vollkom„menheiten zu besitzen, als es leicht ist, die „Idee davon zu haben." Ich will mich niemals rühmen; denn ich will lieber, daß das Publikum von selbst etwas zu meinem Ruhm hinzusetzt wenn etwas hinzuzusetzen ist, als daß ich ihm Gelegenheit gebe, mir den Ruhm zu neh-

nehmen, den ich mir selbst würde haben beylegen wollen. Das zu thun, was Achtung verdient, das ist meine einzige Pflicht; das zu schätzen, was ich ruhmwürdiges thue, das ist die Pflicht anderer; sie mögen sie beobachten, wenn sie wollen, das ist ihre Sache.

2.

Wer sich des Guten rühmet, das er gethan hat, der giebt Anlaß, zu glauben, daß er es nur deswegen gethan habe, um damit zu pralen.

Ein vernünftiges Stillschweigen in Ansehung einer guten Handlung, die man gethan hat, ist dem Schatten in einem Gemälde gleich, der die Schönheit desselben erhöhet. Man macht gern das Verdienst desjenigen bekannt, der es selbst gern verschweigt. Seine Bescheidenheit, die ihn reizt, es zu verbergen, ist ein Beweggrund für andere, es zu entdecken. Man hält sich gleichsam verpflichtet, ihm die Gerechtigkeit zu erweisen, die er sich selbst versagt. Der Ruhm wird ihn also in dem verborgensten Winkel seiner Dunkelheit aufsuchen, um ihn ans Licht zu bringen und ihm die Ehre zu geben, welche die Tugend zu fodern allezeit berechtiget ist. Das Gegentheil wiederfähret denen,

denen, welche sich selbst rühmen. Da man glaubt, daß sie das Gute nur, um davon sprechen zu können, gethan haben, so spricht man davon eben so wenig, als wenn sie es nicht gethan hätten; oder wenn man davon spricht, so geschiehet es, um das Gute zu billigen und denjenigen, der es gethan hat, zu tadeln. Darum will ich das Gute nicht anders sehen lassen, als insofern es die Pflicht, ein gutes Beyspiel zu geben, von mir fodert. — Jedermann bewunderte die tapfere That des Herrn von **, da andere davon sprachen; jedermann schätzet sie geringe, seitdem er selbst angefangen hat, zu viel davon zu sprechen. Man wagt es nicht, sie schlecht zu nennen; aber er hat Anlaß gegeben, daß man sie eitel zu nennen wagt; und darum giebt man ihr diesen Namen. Er sprach nur, um sich Ruhm zu erwerben; und dadurch verlieret er den Ruhm, den er durch sein Schweigen würde erhalten haben. Diejenigen, welche pralen, sind eben so unangenehm, als die, welche einen übeln Geruch von sich geben.

3. Wenn

3.

Wenn man pralend sich rühmet, um einen wichtigen Mann vorzustellen, so heißt das so viel, als Worte sprechen, die fast niemals von Handlungen begleitet werden.

Gewisse nach ihrem Vorgeben wichtige Männer haben oft kein anderes Ansehen, als welches sie sich dadurch geben, daß sie die Kunst verstehen, andere zu überreden, sie könnten viel für sie thun; ob sie gleich so wenig Macht haben, daß sie nichts für sich selbst thun können. Ich sehe diese Leute an, als diejenigen, die sich bewundernswürdige Geheimnisse zu besitzen rühmen, und doch in Armuth und Elend leben. Ich verlasse mich eben so wenig auf sie, als auf die Quacksalber, die mit einem kühnen und erlernten Geschwätz die Einfältigen amüsiren, um mehr von ihnen zu ziehen, als sie selbst ihnen geben können. Sie sind den Goldmachern gleich, welche, um einen Louisd'or zu erhalten, zu einer Million Hofnung machen. Indessen ist es nicht immer der Eigennutz, der ein wichtiges Ansehen veranlasset; oft ist die Eitelkeit die Ursache desselben. Es ist ein sehr reizendes Vergnügen für einen wichtigen Mann, wenn er, beym Heraustreten aus seinem Kabinet, in seinem Vorzimmer viel

Klien=

Klienten findet, welche, nach Glück seufzend, durch sein Ansehen die Gunstbezeugungen desselben zu erlangen hoffen; da er doch dabey so wenig für sie, als für sich selbst thun kann. Doch, daran liegt nichts; er lässet sie darauf mit so viel Zuversicht hoffen, als wenn er der Herr darüber wäre. Diese Hofnung, die er giebt, erwirbt ihm Ehrfurcht; das ist alles, was er verlangt; wenn einige seiner Verehrer ihren Irrthum einsehen, so sind schon wieder andere da, die er betrügen kann. Ob er gleich weis, daß er die Ehre nicht verdient, die man ihm erweiset, weil er nicht ein Mann von so großer Wichtigkeit ist, als man glaubt, so tröstet er sich doch darüber durch die Betrachtung, daß diejenigen, welchen er die Cour macht, nicht mehr, als er, geehrt zu werden verdienen. Man sollte ihn von der Wahrheit überzeugt halten, daß die Ehre der Welt so wenig gründlich sey, daß es sich nicht der Mühe verlohne, etwas gründliches zu thun, um sie sich zu verschaffen. Ein wichtig scheinender Mann würde nicht so viele, die sich betrügen lassen, antreffen, wenn man nicht zu sehr von dem, was man von ihm erwartet, eingenommen wäre, oder wenn man sich nicht so sehr von dem äußerlichen Schein verführen ließe. Sein Betragen betrügt nur die gemeinsten und seichtesten Seelen, die niemals Stärke oder

Ein=

Einsicht genug haben, die Dinge so zu durchschauen, daß sie sie in ihrer wahren Beschaffenheit kennen lernen. Alles, was glänzend ist, blendet sie; alles, was ihnen auffallend ist, reißet sie hin; und so geblendet und hingerissen, lassen sie sich führen, wie man will. Das ist so wahr, daß einige, weil sie beständig Gutes von sich sprechen, endlich andere verpflichten, auch Gutes von ihnen zu reden. Was mich betrift, ich prale so wenig mit einem Ansehen, das ich nicht habe, daß ich mich sogar sehr geneigt fühle, auch von dem, was ich habe, nicht zu reden; damit ich mich nicht, als ein wichtiger Mann, dem Anlauf beschwerlicher Menschen aussetze.

4.

Ein Praler ist gemeiniglich geschwinde in entscheidenden Urtheilen.

Durch eben die Eitelkeit, die ihn zum Pralen reizt, wird er auch zu übereilten entscheidenden Urtheilen verleitet. Man rühmet sich nur darum, weil man für ruhmwürdig will gehalten werden; und man würde seinen Ansprüchen etwas zu entziehen glauben, wenn man nicht entschiede, ohne Widerspruch zu erwarten. Bey diesen Anmaßungen, womit man sich schmeichelt, wird man oft von allen andern

Men=

Menschen erniedriget, weil man es zu sehr merken lässet, daß man sich über sie erheben will. Das entscheidende Ansehen zeigt zu viel Herrschaft und eine zu große Einbildung von sich selbst an, als daß es gefallen sollte. Uneingeschränkt und übereilt zu entscheiden, ist nur die Eigenschaft eines Unwissenden oder eines jungen Menschen. Ich entscheide nicht geschwinde, weil ich mir nicht schmeichle, so viel Einsicht und einen so ausgebreiteten Verstand zu haben, daß ich in der Geschwindigkeit das Wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen unterscheiden könnte. Und bisher hat es mich noch nie gereuet, daß ich mich vor übereilten Entscheidungen gehütet habe.

XV.

XV.

Die Sprache des Lästerers, der von andern gern Böses redet.

1.

Die Lästersucht ist so gemein, daß niemand sich schmeicheln kann, vor ihren Anfällen sicher zu seyn.

Den Menschen ist nichts theurer, als ein guter Name, weil sie ihn oft mit dem Verlust ihrer Ruhe, ihrer Güter und ihres Lebens erkaufen. Und doch ist nichts mehrern Anfällen unterworfen. Große und Kleine, Arme und Reiche, Junge und Alte, Böse und Gute, alle sind den durchdringenden Pfeilen der Lästersucht ausgesetzt. „Sie entstellt alles,“ sagt Flechier; „sie schonet weder des Gerechten, „noch des Sünders; sie sitzt beständig auf einem schrecklichen Richterstuhl, um die Handlungen und selbst die Absichten zu beurtheilen, „die

„die ihr Argwohn in den Herzen aufsucht.
„Insonderheit findet sie in der Anschwärzung
„des schönsten Lebens ihr Vergnügen; und
„durch ihre vergifteten Urtheile macht sie denen
„die sich dadurch verführen und einnehmen
„lassen, die Unschuld selbst verdächtig und die
„Wahrheit unkenntlich.“ — Die Bosheit der Lästerer ist so gros geworden, daß sie alles vergiftet; sie wollen auch da etwas Böses zeigen, wo nichts ist, und das Gute da, wo es ist, nicht erkennen. Unter dem Vorwand, zum Beyspiel, daß es überhaupt eine falsche Frömmigkeit gebe, sind sie schwerlich zu dem Glauben zu bringen, daß man bey einigen Personen insonderheit doch noch eine wahre Frömmigkeit antreffe; daß ein Mensch, nach ernstlichen Betrachtungen über sein vergangenes Leben, sich sündlichen Gesellschaften und Ergötzlichkeiten entzogen habe, um ein ordentlicheres Leben zu führen; daß eine Dame dem Luxus und der Eitelkeit entsage, um den Vorschriften der Gottseligkeit und christlichen Sittsamkeit gemäß zu leben. Sie forschen nach den Gründen dieser Veränderung; ihre Lieblosigkeit lässet sie aber niemals rühmliche Ursachen dieser Besserung finden; sie schreiben dieselbe der Laune, oder der Leichtsinnigkeit, oder der Eitelkeit, oder endlich den schlechten äußerlichen Umständen der sich bessernden Personen zu. Man lästert so

leicht, als man spricht, und man spricht gemeiniglich niemals fertiger, als wenn man zu lästern anfängt. Wird das Gespräch in Gesellschaften matt, so ist eine Lästerung fähig, es wieder zu beleben; alle gegenwärtige Personen nehmen Antheil daran, und man sieht oft sogar, daß diejenigen, die für tugendhaft gehalten werden wollen, die Lästerung mit frommer Miene unterstützen und sie um so viel grausamer und gefährlicher machen, da sie durch ihren Beyfall und ihre Stimme bestätiget wird. Ein eben so abscheuliches, als der Menschlichkeit widersprechendes Verhalten! Sind wir nur deswegen da, um einer dem andern zu schaden? Neid, Haß, Ungerechtigkeit, Bosheit, Betrug, Grausamkeit; alles dieses findet man in dem Lästersüchtigen. — Nur deswegen wollte ich mir Macht und Ansehen wünschen, um den Lästerern Stillschweigen gebieten zu können, und wider die Lästersucht wenigstens eben so strenge Gesetze zu geben, als wider den Mord und Raub. Alles, was ich jezt thun kann, wenn von meinem Nächsten in meiner Gegenwart Böses geredet wird, ist dieses, daß ich meine geringe Macht durch äußerliche Zeichen des Abscheues, den ich davor habe, ersetze. Ich zeige ein unzufriedenes Gesicht, ich schweige; oder, wenn ich rede, so rechtfertige ich diejenigen, die gelästert werden, so sehr als es die

Liebe

Liebe fordert. Endlich wende ich alle Sorgfalt an, daß das Gespräch über diese Materie unterbrochen und auf einen andern Gegenstand gelenket werde. Ich würde mehr thun, wenn ich mehr Macht hätte.

2.

Nichts als die Gelegenheit, fehlt dem Lästerer, um demjenigen Böses zu thun, von dem er Böses redet.

Heißt das nicht schon in der That einem Böses thun, wenn man Böses von ihm redet? Der Lästerer braucht keiner Gelegenheit, um Böses zu thun; seine Lästerung führet nur allzu viel Böses mit sich. Denn sie richtet einen fast immer unersetzlichen Schaden an, weil es beynahe unmöglich ist, daß der Urheber desselben ihn jemals wieder vergüten könne, wenn er auch den guten Willen hat, ihn zu ersetzen. Wie kann man ein ausgesprochenes Wort zurückrufen und vernichten, wenn es aus einem Munde in den andern gegangen ist und durch eine Menge von Wiederholungen sich vervielfältiget und an Bosheit zugenommen hat? Wie kann man den Eindruck vertilgen, den die Wiederholung und die Bosheit in so vielen Gemüthern gemacht hat? Wie kann man so vielen Personen, mit welchen man niemals sprechen wird, sich

hörbar machen, um seine Lästerung zu widerrufen? Je mehr man über diese Schwierigkeiten nachdenkt, desto mehr Böses findet man in der Lästersucht, weil man findet, daß es unmöglich sey, sie zu ersetzen.

3.

Ein Lästerer sieht das Böse, das er von andern sagt, als eine Rechtfertigung des Bösen an, das man von ihm zu sagen Ursache hat.

Umsonst schmeichelt sich der Lästerer, daß man seiner eigenen Fehler vergessen werde, wenn er von andern Böses redet. Keiner von denen die ihn hören, wird dieses thun. Sie werden denjenigen, der der Vorwurf seiner Lästerung ist, zwar gern für schuldig halten; deswegen aber werden sie den Lästerer nicht für unschuldig ansehen. Dieser urtheile nach seinen eigenen Empfindungen, wenn er einen andern Lästerer höret; wird er ihm darum, weil er von andern Böses redet, seine Fehler übersehen? Wir würden gewiß vernünftiger in unsern Handlungen seyn, wenn wir die innern Gesinnungen der Zungen derselben einsähen. Diese Einsicht ist nicht so schwer, als man denkt; wir dürfen uns nur an ihre Stelle setzen und ihre Ge-

Gedanken nach unsern abmessen. Wenn wir also von jemanden Böses redeten; so würden wir uns nicht einbilden, durch die Entdeckung der Unvollkommenheiten anderer unsere eigenen zu bedecken; weil wir wissen, daß wir demjenigen, der in unserer Gegenwart andern Böses nachredet, so wenig irgend einen Fehler vergeben, daß wir ihm selbst nicht einmal seine Lästerung verzeihen, so gern wir sie auch hören. Das so natürliche Gebot, welches uns befiehlt, andern das nicht zu thun, was wir nicht wollen, daß sie uns thun sollen, zwingt uns gleichsam, diese Gerechtigkeit gegen andere zu beobachten, und zwinget auch andere, sie uns wiederfahren zu lassen. Wenn die Menschlichkeit uns nicht zum Abscheu gegen die Lästersucht bewegen kann, so müsse es doch die Liebe zu uns selbst thun; unsere eigene Empfindlichkeit müsse uns an die Empfindlichkeit der Personen erinnern, die wir an dem reizbarsten Theil ihrer Seele verwunden; und da wir fühlen, wie schmerzhaft es sey, gelästert zu werden, so müssen wir daraus erkennen, wie sehr es uns verboten sey, andere durch böse Nachreden zu kränken.

XVI.
Die Sprache des Schwörenden.

1.
Man verlasse sich mehr auf Tugend und Redlichkeit, als auf Eidschwüre.

Derjenige, der nicht redlich genug ist, um sich zu scheuen, ein Verräther der Wahrheit zu werden, wird, wenn er geschworen hat, eben so treulos seyn, als wenn er nicht geschworen hätte. Da der Böse sein ganzes Herz der Ungerechtigkeit eingeräumt hat, so giebt er leicht äußerliche Beweise der Redlichkeit; er bedient sich gern der Eidschwüre, als so vieler Fallstricke, die er ehrlichen Leuten legt, um sie desto besser zu betrügen. Warum sollte ich von einem Mann, dessen Redlichkeit bekannt ist, einen Eid fodern? Kann ich einen bessern Bürgen für alles, was er mir sagt, haben, als eben diese seine Redlichkeit? Da er allen seinen Pflichten treu ist, sollte er wohl ohne Schwur fähig seyn, pflichtvergessen zu handeln? Und warum sollte ich

von einem unredlichen Mann einen Eid fodern? Habe ich wohl die geringste Ursache, zu glauben, daß er seinem Wort treuer seyn werde, als seinen Verbindlichkeiten.

2.

Man kenne keinen andern Eidschwur, als den, daß man Wort halten wolle, ohne zu schwören.

Dies sagten ehemals von sich selbst die Scythen Alexander dem Großen. Diese Maxime lehret uns, daß wir niemals schwören müssen, als nur dann, wenn wir dazu gezwungen werden. Höre ich jemanden ohne Noth schwören, so fühle ich mich geneigt zu glauben, daß es deswegen geschehe, weil sein Gewissen ihm sagt: Du verdienest es nicht, daß man dir auf dein bloßes Wort glaube. Diejenigen, die leicht schwören, machen mich im geringsten nicht leichtgläubig; ich höre sie an, als Leute, die aus Gewohnheit schwören, und die über die Folgen ihrer Schwüre nicht nachdenken können oder sich darum so wenig bekümmern, daß es ihnen gleichgültig ist, ob sie sie mit redlichen Herzen thun oder nicht. Denn Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit sind die gewöhnlichen Begleiter der Gewohnheit. Sehen wir nicht Menschen,

die, blos aus Gewohnheit, nichts reden, ohne zu schwören und die heiligsten Dinge in ihre Schwüre zu mischen; welche im Zorn, im Trunk, in Gesellschaften, aus Vergnügen, ohne Ursach, ohne Absicht, ohne irgend einen Nutzen, schwören? Sie bedienen sich der Schwüre als der Verbindungen in ihren Reden. Schwören und Sprechen ist für sie einerley. Aber für die, welche es hören ist es nicht einerley; denn sie würden bey weisen Leuten nicht so viel Abscheu erregen, wenn sie nur sprächen. Ihre Schwüre sind so viel Flecken an dem, was sie Gutes sagen, und so viel Gegenstände des Unwillens an dem Bösen, was sie reden. Ein jeder, welcher im gemeinen Umgang sich der Schwüre bedienet ist in meinen Augen entweder ein von Leidenschaften beherrschter Mensch, oder ein Unbesonnener, oder ein Liederlicher, oder ein solcher Mensch, dessen Erziehung sehr vernachläßiget worden; und alles dieses muß einem jeden rechtschaffenen Mann verhaßt seyn.

XVII.

XVII.

Die Sprache des Versprechenden.

I.

Bey allen Versprechungen müssen wir die beyden Bedingungen nicht vergessen: Wenn es uns möglich und erlaubt ist.

Es ist wahr, es ist nichts liebenswürdiger, als wenn man andern gern gefällig ist. Indessen fodert es die Klugheit und Vorsichtigkeit, daß man sich von seinen wohlwollenden Neigungen nicht so sehr beherrschen lasse, daß man ohne Unterschied alles, was man von uns verlangt, verspreche, ohne wohl zu überlegen, ob man es versprechen könne oder dürfe. Ein allzu großer Eifer, andern gefällig zu seyn, oder eine zu große Furchtsamkeit, die uns nicht erlaubt, andern etwas abzuschlagen, kann zu ausschweifenden Versprechungen verleiten, welche diesen Eifer zur Unbesonnenheit und diese Furchtsamkeit zur Schande machen würden.

Wenn ich mein Versprechen nicht nach meinem Vermögen einrichte, so werde ich Gelegenheit geben, daß man mich verachtet, weil man daraus desto mehr meine Schwäche erkennen lernt. Wenn ich das, was ich nicht halten kann, aus Furcht, beschämt zu werden, verspreche, so werde ich noch mehr erröthen, wenn ich mein Unvermögen, das auszuführen, was ich versprochen habe, entdecken muß. Vergesse ich bey meinen Versprechungen meiner Pflichten, so werde ich mir durch die böse Meynung, die man von mir haben wird, daß ich andere durch unerlaubte Versprechungen mir habe verpflichten wollen, großen Schaden thun. Ich darf mich nicht schämen, eine ungerechte Handlung zu verweigern; derjenige, der sie von mir verlangt, muß sich schämen. Und wenn ich mich schämen sollte, so müßte es darüber geschehen, daß ich vielleicht Gelegenheit dazu gegeben habe, daß andere mich unvernünftig genug halten, etwas unerlaubtes zu versprechen. Ich mache es mir zu einem unveränderlichen Gesetz, mein Wort zu halten, wenn ich kann, wenn ich es mit Ueberlegung gegeben zu haben glaube, und wenn ich Ursache habe, überzeugt zu seyn, daß ich durch das Halten desselben demjenigen, dem ich es gegeben habe, nicht in der That schade oder mir selbst mehr Böses, als ihm Gutes, erweise. Bey der Erfüllung des Versprechens

könnte ein Schaden entstehen, den man nicht hat vorhersehen können, und in Ansehung dessen es nicht glaublich ist, daß man bey dem Versprechen desselben die Absicht gehabt habe, sich demselben auszusetzen. Wenn ich nicht so viel verspreche, als man von mir verlangt, so geschiehet es mit dem Wunsch, mehr zu thun, als man hoffet; indem ich es für gut halte, daß man allezeit mehr thue, als man versprochen hat.

2.

Wer leicht verspricht, dem wird es auch leicht, sein Versprechen nicht zu halten.

Die Versprechungen, die man sehr willig thut, geschehen ohne Aufmerksamkeit auf das, was man thun kann und muß; oder man thut sie so leichtsinnig, daß sie sich bald aus dem Gedächtniß verlieren. Man bricht sein Wort nicht leichtsinnig, wenn man es nicht mit Uebereilung giebt. Ich will lieber weniger versprechen, als man von mir fodert, als weniger thun, als ich versprochen habe. „Ich bin bis „zum Aberglauben pünktlich in der Beobach„tung meiner Versprechungen,“ sagt **Montagne**; „und thue sie bey allen Gelegenheiten „gern so, daß man die Erfüllung derselben nicht „gewiß und ohne Bedingungen erwarten kann.

„De-

„Denen, die von keinem Gewicht sind, gebe „ich Gewicht durch die eifrige Beobachtung der „mir vorgeschriebenen Regel. Durch einen „Notar und durch alle möglichen Regeln der „Vorsichtigkeit bindet man mich sanfter und „weniger feste, als durch mein gegebenes Wort; „so gewissenhaft und genau bin ich, es zu hal„ten.“ Wenn man es sich zu einer so strengen Pflicht macht, das Versprochene auszuführen, so wird man gewiß nichts leichtsinnig versprechen.

3.

Man verspricht oft nur nach seinen Hofnungen, und hält sein Versprechen nur aus Furcht.

Ich mache ganz und gar keine Rechnung auf das Versprechen, das ein anderer blos durch die Hofnung gereizt, mir gethan hat; indem ich im geringsten nicht zweifle, daß er es nicht erfüllen wird, wenn er nicht das, was er hoffet, erhält. Eben die Hofnung, die den Versprecher betrügen kann, wird auch gewiß denjenigen, den er etwas versprochen hat, betrügen. Ein gleiches Urtheil fälle ich von demjenigen, der nur aus Furcht sein Versprechen hält; wenn die Furcht nämlich aufhöret, so wird auch das Versprechen nicht mehr bestehen.

Der-

Dergleichen Versprechen halte ich also für sehr bedingt; deswegen verlasse ich mich nur in so weit darauf, als ich glaube, daß die Bedingungen wirklich werden können; ich richte mein Zutrauen nach dem Bewegungsgrunde des Versprechens ein.

4.

Man zieht mehr Nutzen aus Versprechungen, als aus der Ausführung dessen, was man versprochen hat.

Daher kömmt es, daß diejenigen, die nur in Rücksicht auf ihren eigenen Vortheil Gutes thun, wollen, daß man lange auf die Erfüllung ihres Versprechens warte. Denn sie wissen es, daß die Menschen eben so gleichgültig gegen das, was sie erlanget haben, sind, als sie Begierde gezeigt haben, es zu erlangen, und daß ihre Dienstbeflissenheit gegen diejenigen, von welchen sie eine Wohlthat hoffen, aufhöre, sobald die Wohlthat nicht mehr gehoft wird. Daher wird auch der verständige einsichtsvolle Mann, der die Dinge nur für das nimmt, was sie sind, nichts ausdauerndes von solchen Arten von Diensten erwarten; vergeblich stellt man sie ihm als Grundlagen vor, um ihn zu reizen, Entwürfe darauf zu bauen; er hält sie nicht für fest genug, um ein dauer-

haftes

haftes Gebäude darauf aufzuführen. Diese nachtheilige Wirkung erfüllter Versprechungen, die anders ausfällt, als man glauben sollte, befremdet mich im geringsten nicht. Es ist ein Handel mit wechselseitigen eigennützigen Vortheilen, an welchen derjenige, dem man etwas verspricht, eben so viel Recht zu haben sich einbildet, als der Versprecher. Dieser Eigennutz verdirbt die edelsten Tugenden und macht, daß wir die Uebung derselben vernachläßigen. Ohne denselben würde man edelmüthige Versprechungen thun; ohne denselben würde man die Erfüllung derselben mit Dankbarkeit empfinden.

XVIII.

Die Sprache des Zeitungsträgers (Nouvelliste.)

1.

Es ist ein ohngefährer Zufall, wenn die Wahrheit aus dem Munde des für eine Parthey eingenommenen Zeitungskrämers kömmt.

Der vorher eingenommene Zeitungsträger breitet nur das aus, was mit seiner vorgefaßten Meynung übereinstimmt, weil er nur das glauben will, was sein Vorurtheil gebilliget hat; daher geschiehet es nur von ohngefähr, daß er die Wahrheit glaubt und sagt. Denn er glaubt und sagt nicht allezeit falsche Dinge, weil die Parthey, die er begünstiget auch vom Glück begünstiget seyn und ihm also glückliche Vorfälle an die Hand geben kann, die zum Stof seiner Leichtgläubigkeit und Erzählung dienen kön-

können. Aber, es ist nicht allezeit diese und jene Parthey, wofür ein Zeitungsträger eingenommen ist; oft ist er es nur für denjenigen, der die Quelle ist, woraus er seine Neuigkeiten schöpfet. Nach seiner Meynung ist derselbe allezeit untrüglich; er ist Bürge für die Wahrheit seiner Aussagen und behauptet sie mit so vieler Zuversicht, als wenn er die Hauptperson bey den Begebenheiten gewesen wäre, die man ihm erzählet hat. Dieser Eifer kömmt daher, weil man nicht für so leichtsinnig angesehen seyn will, daß man sich habe betrügen lassen. Dieser eingenommene Zeitungsträger bringt indessen viele andere auf seine Seite; so daß durch diesen Handel von vorgefaßten Meynungen eine Menge von Neuigkeiten verbreitet wird, die man für gewiß ausgiebt, ohne einen andern Beweis ihrer Gewißheit zu haben, als denjenigen, daß man sie gelesen oder sagen gehöret hat.

2.

Der Zeitungsträger, der weiter keinen Antheil an den großen Begebenheiten hat, als daß er sie erzählet, unterlässet doch nicht, ihre Ausführung zu seinem eigenen Geschäfte zu machen.

Das ist die Ursache, warum er am Erzählen so viel Vergnügen findet und das, was er erzählet,

zählet, so hartnäckig behauptet. Der Ausgang eines Kriegs beschäftiget ihn sehr und setzt seine Seele mehr in Arbeit, als den Soldaten, der in demselben sein Leben und sein Blut aufopfert. Höret man ihn reden, so sollte man sagen, daß er eine treue Erzählung von seinen Entwürfen macht, um ihrer Richtigkeit Beyfall zu erwerben; von seinen Maasregeln, um die Klugheit derselben schätzbar zu machen; und von seinen muthvollen Thaten, damit sie bewundert werden mögen. Wenn er indessen, ohngeachtet alles seines Eifers, sich dahin gebracht sieht, nichts sagen zu können, das der Bewunderung, der Hochschätzung und des Beyfalls würdig sey, so setzt er sich in Gedanken in die Stelle der Generale, der Minister, und des Fürsten selbst, um durch seine Schlüsse die muthlosen Handlungen, die unvorsichtigen Unternehmungen und die unrichtigen Entwürfe zu rechtfertigen. Billiget er etwas, so schließet er, daß man es nicht besser machen konnte, weil er glaubt, daß man es so machen mußte. Misbilliget er, so schmeichelt er sich, daß man, wenn er im Kriegesrath gewesen wäre, es besser gemacht haben würde, weil er gerathen hätte es anders zu machen. Und das ist das gewöhnliche Verhalten, das aus Vorurtheilen oder aus leeren Spekulazionen, die mit keiner Uebung verbunden sind, entstehet.

3.
Die guten und bösen Neuigkeiten gefallen dem Zeitungsträger von Profession auf gleiche Art.

Er ist einem Kaufmann gleich, der aus Furcht, das Ende seines Handels zu sehen und seinen Kredit zu verlieren, wenn er keine guten Waaren hat, lieber mit schlechten handelt, als gar nichts verkauft. Der Zeitungsträger würde, wenn er gar keine Neuigkeiten zu erzählen hätte, ein sehr trauriges und langwieriges Leben führen; denn er hat keine andere Beschäftigung. Neuigkeiten hören, und davon reden, das ist sein Handwerk, das ist sein Handel, sein Amt, seine Würde. Und da wir täglich sehen, daß jeder seine Geschäfte treibt, wenn er dadurch auch andern Kummer erwecket, so debitirt auch der Zeitungskrämer seine Neuigkeiten, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie andern unangenehm seyn können. Die Betrübniß, welche gewöhnlich die bösen Neuigkeiten begleitet, verhindert mich sie gern zu hören, oder zu erzählen; man erfähret sie immer früh genug; wir dürfen nicht so sehr eilen, sie zu erfahren; je länger sie uns verborgen bleiben, desto länger entgehen wir dem damit verbundenen Kummer.

4.

Zu eben der Zeit, da der Zeitungsträger in seiner Einbildung die Angelegenheiten des Staats ordnet, vergißt er, für seine eigenen zu sorgen.

Er ist einer Frau gleich, die sich beständig mit Lesen der Romanen beschäftiget. Ihr Kopf ist voll von Ideen von Pallästen, deren Pracht ihr als Zauberey vorkömmt; von Abentheuern, deren Verwickelung sie zur Bewunderung reizt; von Prinzen, deren Liebe, durch ihre Treue, Gefälligkeiten und Unterthänigkeit gegen ihre Geliebten, ihre Zärtlichkeit angenehm unterhält. Wenn sie nun ihre Gedanken wieder auf sich selbst richtet, so ist ihr die Simplicität ihres Hauses unausstehlich; die kleine Anzahl der niedrigen Personen, von welcher sie bedienet wird, ist ihr unleidlich; sie kann einen Mann nicht mit Vergnügen sehen, der, anstatt die Sprache eines unsinnig verliebten Prinzen zu reden, ihr oft nur Verachtung, wenigstens fast allezeit viel Gleichgültigkeit, oder höchstens eine Freundschaft zeigt, die sich nach der Zeit richtet und von der Gewohnheit unterhalten wird: mit einem Wort, alles, was ihr nichts von Liebe sagt, scheint nur ihren Haß zu verdienen. Das ist beynahe der Karakter unsers Zeitungs-

trägers. Da er sich ganz darauf legt, die Staaten, Königreiche und Länder im Geist zu durchwandern; über die Gesandschaften, Unterhandlungen, Traktate und andere Staatssachen zu urtheilen; mit Generalen, Ministern und Fürsten sich in Gedanken zu unterreden: wie könnte er denn ein Vergnügen daran finden, sich in seinem Hause einzuschließen, sich zu den ökonomischen Kleinigkeiten seiner Wirthschaft herabzulassen, mit seiner Frau und seinen Kindern umzugehen, und überhaupt an die Verbesserung seiner häuslichen Umstände zu denken? Das Schicksal der größten Staaten macht er zu seinem eigenen und theilet mit den Königen und Kaisern ihr Glück und Unglück. Dieser eingebildeten Theilung wegen verschwendet er wirklich, was er besitzt, und lebet sehr elend in seinem Lande, wenn er nur erfähret, was in andern Ländern vorgehet.

XIX.
Die Sprache des Ohrenbläsers.

1.

Oft ist derjenige, der etwas von andern heimlich vorbringt, entweder geschwätzig oder boshaft.

Wenn man den Haß, der oft aus solchen heimlichen Nachrichten entstehet, die Streitigkeiten, die sie erregen, und die Uneinigkeiten, die sie unterhalten, erwäget; so muß man nothwendig urtheilen, daß diejenigen, die sie erzählen, entweder durch eine große Lust zu sprechen, oder durch eine außerordentliche Begierde zu schaden, dazu gereizt werden. Man muß in der That sehr gern sprechen, um sich ohne Noth, ohne dazu berechtiget und aufgefodert zu seyn, so sehr um die Handlungen anderer zu bekümmern; oder man muß ein großes Vergnügen am Muthwillen finden und dar=

daraus ein Gewerbe machen, um sogern verborgene Dinge auszubreiten. Diese Beschäftigung scheint mir einem rechtschaffenen Mann so unanständig zu seyn, daß ich mich mit Mühe entschließe, selbst verbindliche Dinge zu erzählen, indem ich fürchte man möchte argwohnen, daß ich auch fähig sey, etwas nachtheiliges zu erzählen. Man kann, bey zu großem Eifer in Ansehung der Angelegenheiten anderer Menschen, seinen eigenen schaden. Bey aller Klugheit und Bedachtsamkeit kann man doch von denen für einen großen Schwätzer gehalten werden, welchen daran gelegen ist, uns nicht zu verstehen, und Wahrheiten zu sagen, die man mit mehrerm Verdruß höret, als Lügen. Indessen muß man sich doch nicht weigern, zu reden, wenn man siehet, daß die Gerechtigkeit es ausdrücklich fodert; wenn sich dabey etwas Böses äußert, so kömmt es blos von den bösen Neigungen desjenigen, der es höret, und nicht von der Aufrichtigkeit des Redenden her.

2.

Man gönne den Ohrenbläsern kein geneigtes Gehör.

Höret man ihre Erzählungen und Nachrichten gern, so überläßt man sich dem Willen der

der boshaftesten Seelen, welche die Störung unserer Ruhe zur Absicht haben, und hindert sich selbst an der Aussöhnung mit seinen Feinden, die man erst wünschte. Denn, diejenigen, welche solchen Nachrichten Gehör geben, vergrößern und erweitern dieselben, wenn sie nur einigermaßen wider diejenigen eingenommen sind, von welchen man ihnen etwas vorbringt. Man wird sich sogar der Gefahr aussetzen, mit solchen Freunden zu brechen, deren lange geprüfte Treue man immer für aufrichtig und unverletzlich gehalten hat. Ja man kann sich, wenn man die Erzählungen, die man uns von andern macht, gern höret, sogar die Gewohnheit erwerben, auch selbst dergleichen andern gern zu erzählen. Um die heimlichen Angeber von mir zu entfernen, bediene ich mich eines Mittels das von sehr gutem Erfolge ist. Kann ich es nicht verhindern, sie zu hören, so sage ich ihnen wenigstens, daß ich das, was sie mir sagen, nicht glauben würde, als in so fern sie mir die Bestätigung davon durch die Person selbst, von welcher sie reden, verschaffen. Die Erfüllung dieser Foderung ist ihnen zu beschwerlich, als daß sie mir dieselbe zugestehen sollten; und deswegen versage ich ihnen auch meinen Glauben.

3.
Heimlichen Nachrichten und Angebungen zu glauben, sey man noch weniger geneigt, als sie zu hören.

Die Folgen davon sind nur darum gefährlich, weil man sie glaubt. Wäre man gewiß sie hören zu können, ohne sie zu glauben, so würde diese Aufmerksamkeit höchstens ein Zeitvertreib seyn, dessen Gleichgültigkeit keine Unruhe in unserer Seele hervorbringen könnte. Um solche Ohrenbläsereyen mit Gleichgültigkeit zu hören und mich nicht durch die Kunst oder Simplicität derer, die sie vorbringen, betrügen zu lassen, setze ich mich in den Stand, ihre Sitten, ihre Gemüthsart, ihren Geist kennen zu lernen, um zu sehen, ob sie nicht aus Bosheit zu schaden suchen; ob es ihnen nicht Vortheile bringe, sich meinen Beyfall zu verschaffen; ob die Rache nicht die Quelle ihres Verhaltens sey; ob sie das, was sie sagen, nicht vergrößern, um es wichtiger zu machen, damit man nicht glaube, daß sie sich mit Kleinigkeiten beschäftigen; ob sie aus Eifersucht, Neid oder andern bösen Trieben nicht geneigt seyn, alles nur von der schlimmen Seite anzusehen; ob sie nicht endlich, bey dem Mangel an Beurtheilung und Einsicht, alles ohne

Unter-

Unterschied, was sie reden hören, sammeln, und alles, was sie sammeln, in Einfalt mit einander verwirren. Da es aber sehr schwer ist, eine solche Prüfung mit zulänglicher Richtigkeit anzustellen, um sich schmeicheln zu können, die Kenntniß erlanget zu haben, die man wünscht, so fälle ich niemals ein unbedingtes Urtheil über das, was man mir erzählet. Insonderheit beobachte ich alle mögliche Behutsamkeit, wenn von meinen Freunden die Rede ist. Sollte es wohl gerecht seyn, einen Freund leichtsinnig zu verurtheilen, dem ich niemals etwas vorzuwerfen gehabt habe? Man sagt mir etwas von ihm, wodurch ich gereizt werden könnte, diesem Freund Böses zu erweisen, wenn ich dabey nicht die Vorsicht gebrauchte, die die Freundschaft und selbst die bloße Menschlichkeit von mir fodert; und ich sollte diese Vorsicht vernachläßigen? Ich würde in einem Prozeß, der die kleinste Summe Geldes betrift, nicht ohne unverwerfliche Zeugen ein Urtheil sprechen; ich würde sogar diesen Zeugen nicht glauben, wenn sie nicht mit den Formalien, die vor Gericht gewöhnlich sind, einen Eid abgelegt hätten; ich würde den dabey intereßirten Partheyen hinlängliche Zeit geben, ihre Sache gehörig vorzutragen, damit nicht nach ohngefähren Muthmaßungen entschieden würde: und ich sollte so hart, so unge-

ungerecht, so unvernünftig seyn, meinen Freund nach der ersten Erzählung, die mir von ihm vorgebracht wird, zu verurtheilen, und nicht wenigstens so lange mein Urtheil aufzuschieben, bis ich ihn selbst gehöret habe? Dann würde ich gewiß mehr unsinnig und aufgebracht, als billig und vernünftig handeln. Ach! über wie viel Menschen würden wir ein günstiges Urtheil fällen, wenn wir uns mehr von der Vernunft, als von den Leidenschaften beherrschen ließen.

XX.

Die Sprache des Rathgebers.

1.

Das Beste eines guten Raths ist, daß er zu rechter Zeit gegeben wird.

Will man demjenigen einen Rath geben, der in der wüthendsten Hitze seiner Leidenschaft von den heftigsten Bewegungen dahin gerissen wird, oder der bey dringenden Geschäften, die ihn anders wohin rufen, sich nicht Zeit genug nehmen kann, ihn mit einer so ernsthaften Aufmerksamkeit zu hören, als die Sache erfordert; will man einem Menschen Rath geben in einer Sache, in deren Ausführung er schon weit gekommen ist, und die er nicht aufgeben kann, ohne sich mehr Schaden zu verursachen, als die Befolgung des Raths ihm Vortheil bringen kann; giebt man einem andern einen guten Rath in Gegenwart solcher Leute, von denen er weis, daß sie sich ein Vergnügen daraus ma-

machen, sein Verhalten zu tadeln, oder solcher, die er hasset, oder die ihm schon eben den Rath gegeben haben, den man ihm jezt giebt, und dem er nicht hat folgen wollen; giebt man endlich demjenigen einen Rath, von dem man weis, daß man der Vorwurf seines Neides, seiner Eifersucht und seines Widerwillens sey, und der uns schon oft Beweise von seiner übeln Meynung und von seiner Verachtung gegeben hat; So wagt man in diesen und andern ähnlichen Fällen sehr viel, weil man seinen Rath zur Unzeit giebt. Man muß keinen Rath geben, als in der Hofnung, daß er werde befolgt werden können. Man muß ihn also nur in solchen Umständen geben, welche der Befolgung desselben nicht hinderlich sind. Ein jeder Rath, der außer seiner gehörigen Stelle ist, ist außer Stande, zu gefallen, und folglich wird er allezeit übel aufgenommen und noch schlechter befolgt.

2.

Der Rath, der aus dem besten Herzen gegeben zu seyn scheint, und der folglich am liebsten befolgt wird, ist derjenige, den man ohne einige Rücksicht auf sich selbst giebt.

Wenn man einen Rath giebt, ohne auf sich selbst dabey zu sehen, so giebt man ihn, ohne

daß

daß man die Absicht hat, seiner Eitelkeit zu schmeicheln, seiner Eigenliebe genug zu thun und für seine Vortheile zu sorgen. Man giebt ihn, wenn er gefodert wird, wenn man glaubt, daß er gewünscht und wohl aufgenommen werden wird. Man giebt ihn, als einen Rath, der die Freyheit nicht zwingt, der keine Nothwendigkeit ihm zu folgen auflegt, der nicht als ein Befehl, als ein Gebot und Gesetz, das man nicht übertreten darf, angesehen seyn will. Wenn man einem rathet, so will man ihm Einsichten geben, deren er sich bedienen könne und wolle, um sich so zu betragen, wie es seinem eigenen Nutzen gemäß ist. Dies fodert derjenige, dem man rathet, allezeit von demjenigen, der ihm einen Rath giebt.

Fraget man mich um Rath, oder halte ich es durchaus für meine Pflicht, ihn zu geben, ohne daß man es von mir verlangt, so gebe ich ihn. Aber, ich mache ihn zu keinen Gesetz; ich lasse einem jeden gern die Freyheit, ihn zu untersuchen, zu verwerfen oder zu befolgen. Ich eigne mir weder eine untrügliche Einsicht, noch ein gebietendes Ansehen zu; ich gebe einen Rath und keinen Befehl; ich rathe aufrichtig, wie ich denke, ohne die stolze Anmaßung, daß man nicht besser denken könne, als ich. Es ist Klugheit, wenn man einen jeden Rath höret; aber es ist nicht allezeit Klugheit, wenn man dem-

demselben folgt, daher nehme ich es niemals übel, wenn man meinem Rath nicht folgt. Ich habe gar keine heftige Begierde, Rath zu geben, weil ich weis, daß man selten denjenigen nützt, den man fodert, und noch seltener denjenigen, den man nicht fodert. Ich wünsche nur diejenigen, welchen ich einen guten Rath gebe, besser und zufriedener zu machen, und verlange im geringsten nicht ihnen zu beweisen, daß ich besser und zufriedener sey, als sie. Ich suche durch die Vorschriften, die ich andern gebe, mich in der Uebung derer, die ich mir selbst gebe, zu befestigen, indem ich mich immer der Regel erinnere: Wer andern die Tugend zur Pflicht macht, der vermehret die Gründe, die er hat, sie auszuüben. Ich rede, um Handlungen zu veranlassen, und nicht blos um zu reden. Dies ist der ganze Geist des Eigennutzes, der meinen Rath beseelet. Ich übereile mich nicht, den Rath zu geben, den man von mir fodert; ich lasse vor demselben eine genaue Untersuchung und eine ernsthafte Aufmerksamkeit vorhergehen. Wenn man zu eilfertig Rath giebt, so zeigt das sehr oft einen Geist an, der nicht weit sieht und bald seine Parthey nimmt, weil er nicht alle verschiedenen Seiten einer Sache unterscheidet. Wenn man gut rathen will, so muß man die Sache aus dem Grunde kennen, und auch die Kräfte desjenigen, der sie unternimmt. Halte ich es für eine unvermeidliche

Pflicht,

Pflicht, einem, der größer ist, als ich, Rath zu geben, so mache ich es so, daß es scheint, als ob ich ihm nicht rathen, sondern nur an das erinnern wolle, was er vergessen hat. Denn, ich bin überzeugt, daß man sehr übel von den Großen angesehen wird, wenn man sich geschickter zeigen will, als sie sind, und daß viele nicht gern Rath verlangen, als wenn sie den Entschluß gefasset haben, jemanden Böses zu thun und etwas verhaßtes auszuführen, damit alsdann der Haß der Misvergnügten auf den Rathgeber falle.

3.

Man muß weise seyn, oder, wenn man es nicht ist, von denen die es sind, Rath annehmen.

Wir müssen uns nicht selbst betrügen und uns für so weise halten, daß wir uns allezeit, ohne Hülfe anderer Einsichten, als derjenigen, die wir aus uns selbst schöpfen, wohl verhalten können. Wir mögen uns noch so viel Fähigkeiten zu besitzen schmeicheln, so würden sie uns doch immer sehr klein vorkommen, wenn wir die Augen auf so manche Fehltritte richten, die wir gethan haben. Ja, wir müssen, von unserer eigenen Erfahrung belehret, gestehen; daß es oft, weil unsere Leidenschaften uns ver-

blenden, verführen und den Gebrauch unserer Vernunft rauben, nicht möglich ist, deutlich zu sehen, richtig zu schließen und den besten Weg zu wählen. Warum sollten wir also den guten Rath derer verabsäumen, welche, da sie nicht wie wir, dem Triebe ungeordneter Leidenschaften folgen, einen bessern Gebrauch von ihren Fähigkeiten und Kenntnissen machen können? Suchen wir in der That die Vollkommenheit, was liegt denn daran, ob sie durch uns oder andere zu uns kömmt, wenn wir sie nur finden? Aber, sucht man in der That diese Vollkommenheit? Man hat Ursache, sehr daran zu zweifeln, wenn man sowohl auf denjenigen, der Rath verlangt, als auf denjenigen, der ihn ertheilet, aufmerksam ist. Derjenige, der einen Rath verlangt, erscheint mit einem so ehrerbietigem Ansehen, daß es scheint, als wenn alles, was man ihm sagen wird, ohne irgend einen Widerspruch werde angenommen werden; er sagt, daß er in der Absicht komme, den Unterricht anzunehmen, den er zur guten Einrichtung seiner Handlungen bedürfe, indem er sich nicht für geschickt genug halte, sich selbst diesen Unterricht zu geben. Wenn man indessen sein Inneres sehen könnte, so würde man erkennen, daß er mit keinem andern Vorsatz komme, als daß seine vorhabenden Handlungen gebilliget werden sollen, und daß er denjenigen, den er

um

um Rath fragt, zum Bürgen des guten Erfolgs derselben mache. Derjenige, der einen Rath giebt, erwiedert anfänglich das Vertrauen seines Freundes mit den Beweisen eines warmen, aufrichtigen und uneigennützigen Eifers; aber er hat andere Bewegungsgründe, die seinen Eifer rege machen; er richtet seinen Rath nur nach seinen eigenen Vortheilen ein.

Nach den reiflichsten Untersuchungen und Ueberlegungen muß man den Schluß machen, daß der angenehmste Rath demjenigen, der ihn zu wünschen scheint, dieser sey, daß er thun möge, was ihm gefalle. Das ist das gewöhnliche Schicksal des guten Raths, den man fodert und giebt, daß er schlecht aufgenommen und also auch schlecht befolgt wird. Ich bemühe mich, durch mein Verhalten eine Ausnahme von dieser leider fast allgemeinen Regel zu machen. Ich erbitte mir aufrichtig einen guten Rath; ich höre ihn aufmerksam; ich nehme ihn mit Höflichkeit und Dankbarkeit an; ich untersuche ihn, ohne zu meinem oder anderer Vortheil vorher eingenommen zu seyn; und ich mache es mir zur Pflicht, ihn treu zu befolgen, wenn ich mich völlig überzeugt habe, daß die Befolgung desselben mir nützlich sey.

XXI.
Die Sprache des Strafenden.

I.

Man strafe die Schwachen mit Herablassung, die Beugsamen mit wenigen ungekünstelten Worten, die Wiederspenstigen mit Nachdruck, und die einen sowohl als die andern, mit Klugheit und Bedachtsamkeit.

Bey Strafen und Verweisen muß man keine andere Absicht haben, als denjenigen, gegen welchen sie gerichtet sind, besser und vernünftiger zu machen. Zu diesem Zweck muß man also die leidenschaftlichen Bewegungen entfernen und nur die Vernunft hören. Nur alsdann, wenn wir der Vernunft folgen, können wir andere vernünftiger machen. Der Gegenstand unserer Verweise hat schon in sich Neigung

gung genug, sich der Warnung, die man ihm giebt, zu widersetzen; man darf also dieser Neigung nicht dadurch mehr Stärke geben, daß man ihn Bewegungsgründe und Handlungen sehen lasse, die der Aufrichtigkeit und Redlichkeit, welche er in eben diesen Verweisen zu finden glaubt, entgegen sind. Wir müssen also seiner Schwachheit schonen und uns seine gute Meynung, seine Aufmerksamkeit, sein Vertrauen zu verschaffen suchen. Bey den Vorstellungen, die wir ihm thun, müssen wir alles so einrichten, daß es mehr sein Fehler, als der unsrige sey, wenn er sie nicht zu seinem Vortheil anwendet. Wollen wir seine Aufführung bessern, so müssen wir ihm nicht Gelegenheit zum Tadel der Mittel geben, die wir dazu gebrauchen. Um dieses bey den Verweisen, die ich zu geben gezwungen bin, zu vermeiden, beobachte ich folgende Maasregeln:

Ich untersuche vor allen Dingen, ob es meine Pflicht sey, demjenigen Verweise zu geben, von dem ich überzeugt bin, daß er sie verdiene; und ob ich durch Erfüllung dieser Pflicht besser, als andere, denen ich sie überlassen oder auftragen könnte, in Absicht auf ihn den Nutzen hervorbringen könne, den ich vornehmlich zur Absicht haben muß. — Ich bemühe mich so viel als möglich, denjenigen,

den ich strafe, an mir nichts sehen zu lassen, was das Verdienst der Warnungen, die ich ihm gebe, zu zernichten fähig ist. Wie könnte er geneigt seyn, das zu glauben, was ich ihm sage, wenn er sähe, daß ich eben das thue, was er thut? — Ich suche andere auf eben die Art zu bessern, als ich es mit mir selbst mache; ich suche nämlich ihren guten Namen mit eben der Sorgfalt zu schonen, die ich zur Bewahrung meines guten Rufs anwende. N** ist so oft von seinem Vorgesetzten öffentlich reprimandirt worden, daß er endlich über keinen Verweis mehr Schaamröthe fühlet. So wahr ist es, daß Verweise mehr Böses, als Gutes, wirken, wenn sie nicht mit Klugheit gegeben werden. — P.... höret meine Vorstellungen zu seiner Besserung gern, weil er weis, daß ich ihn lobe, wenn er es verdient. Er ist überzeugt, und das mit Recht, daß ich, weil ich ihn gern lobe, ihn nur gezwungen tadle, und daß ich ihn mehr zu bessern, als zu tadeln suche. — Ein kleines, vor dem Verweise vorhergehendes Lob, schaffet demselben eine gute Aufnahme. Sage ich jemanden, daß er von Natur ein redliches Herz habe und daß mir dasselbe bekannt sey; und schreibe ich, wenn ich seine Fehler mit Recht strafe, dieselben seinem guten Herzen, oder der Unwissenheit, oder bösen Beyspielen zu: so wird er

dadurch bewogen werden, meinen Vorstellungen Beyfall zu geben und mir das zuzugestehen, was ich dadurch bey ihm zu erlangen suche. Indem ich denjenigen, dem ich etwas verweise, an seine guten Handlungen erinnere, so flöße ich ihm einen größern Abscheu gegen die fehlerhaften Handlungen ein, wegen welcher ich ihn tadle. — Bey den Verweisen, die ich gebe, vermeide ich alles, was dem Spott, dem Scherz, der Beschimpfung ähnlich ist; denn dies richtet nichts als Empörung im Herzen an. — Ich will meine Freunde lieber in glücklichen als in unglücklichen Umständen tadeln; in den erstern bedürfen sie der Warnungen am meisten. Die Trübsal bringt gemeiniglich die Besserung von selbst mit sich; und der Tadel scheint grausam, wenn er diejenigen trift, die das Leiden zu Boden drückt. — Die bey einem Gastmahl gegebenen Verweise sind ganz und gar nicht an ihrer rechten Stelle; ihr ernsthaftes und strenges Ansehen schickt sich nicht für Leute, die gemeiniglich zum Vergnügen versammelt sind. — Sehe ich meinen Freund mit Recht, aber öffentlich getadelt, so strafe ich den öffentlichen Tadel; ich unterlasse aber nicht, ihm denselben zu einem geheimen Verweis zu machen. — Ich hüte mich sehr, einem Mann vor seiner Frau, einer Frau vor ihrem Mann, einem Vater vor seinen

Kindern, einem Herrn vor seinen Dienstboten Verweise zu geben; es ist sehr leicht, den Grund davon zu begreifen. — Selten strafe ich geringe Fehler damit ich desto nachdrückli- cher wichtige Fehler strafen könne. — Wenn ich geschehene Vergehungen bestrafe, so brau- che ich alle nur mögliche Mäßigung und Sanft- muth. Kömmt es aber darauf an, einen Fehler zu verhindern, von dem ich weis, daß man ihn begehen will, so bin ich heftig, eif- rig, lebhaft, unerbittlich. — Zu große Stren- ge im Strafen hat oft schädliche Wirkung, daß diejenigen, welche begangener Fehler wegen strafbar sind, alle mögliche Kunstgriffe anwen- den, sie zu verbergen, und daß sie also un- heilbar werden. Die härteste Strafe, die ich einen meiner Freunde konnte leiden lassen, war diese, daß ich ihn auf meinem Gesicht eine Traurigkeit bemerken ließ, die meine Kenntniß seiner Fehler hervor brachte. Mein Still- schweigen hatte dann das ganze Gewicht der stärksten Strafreden. — Bey den Verweisen, die ich gebe, suche ich Fehler der Trägheit, der Unwissenheit, der Unbedachtsamkeit und der Bosheit sorgfältig zu unterscheiden. Diese Unterscheidung ist nothwendig, wenn die Ver- weise gehörig eingerichtet seyn sollen.

2.

Diejenigen ertragen Tadel und Strafen mit der mehresten Geduld, die das meiste Lob verdienen.

Ich sehe unter allen Menschen diejenigen am folgsamsten bey Zurechtweisungen, welche das meiste Lob verdienen. Sie streben nach Vollkommenheit; darum verdienen sie gelobt zu werden. Sie finden in den Verweisen, die man ihnen giebt, Mittel, das zu erlangen, was sie wünschen; darum werden sie nicht böse, wenn sie getadelt werden.

Es ist nicht genug, daß ich meine Fehler erkenne; ich will mir auch keinen verzeihen. Man darf nicht hoffen, der Vollkommenheit nä- her zu kommen, wenn man sich Fehler verzei- het, die davon entfernen. Verzeihe ich mir selbst meine Fehler, so werde ich denen nicht verzeihen, die mich deswegen bestrafen.

Ich gestehe offenherzig, daß ich Unrecht ha- be, wenn ich meine Fehler erkenne; und ich erkenne sie sehr leicht, weil ich mich für sehr fä- hig halte, dergleichen zu begehen. Derjenige, der Muth genug gehabt hat, eine böse Hand- lung zu begehen, muß auch Geduld genug be- sitzen, es zu leiden, daß man ihn darüber be- strafe.

Mein Freund sagt mir, daß ich einen Fehler habe; ich stelle mir ihn größer vor, als er; denn die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man bey dergleichen Warnungen gemeiniglich die Zärtlichkeit und Selbstliebe desjenigen schonet, dem man sie giebt.

Diejenigen, die mir schmeicheln, meide ich mehr, als diejenigen, die mich tadeln, weil jene mich mir selbst ganz anders vorstellen, als ich bin, diese hingegen die Erkenntniß meiner selbst befördern und mir helfen, so zu seyn, wie ich zu seyn wünsche. Je lieber man sich tadeln höret, desto mehr setzt man sich in den Stand, Lob zu verdienen; und je mehr man die Schmeichler, die uns loben, fliehet, desto weniger entfernet man die Freunde, die uns durch Tadel bessern.

Ich gebe andern die Freyheit, meine Fehler zu tadeln, weil ich denen, die mich dafür warnen, gern folgsam bin. Ich tadle und strafe mich selbst so oft, daß ich es nicht übel aufnehme, wenn ich von einem andern getadelt und gestrafet werde.

XXII.

Die Sprache desjenigen, der andere lehret und unterrichtet.

I.

Sey selbst gut unterrichtet, ehe du andere unterrichtest.

Unterrichten heißt jemand das lehren, was er nicht weis; man muß also selbst von dem, was ihm unbekannt ist, gut unterrichtet seyn. Die Unwissenheit, die man bey demjenigen, der unterrichtet wird, voraussetzt, fodert viel Talente bey dem, der Unterricht giebt. Denn er muß den Geist seines Lehrlings, wenn er rauh ist, sanft machen; er muß ihn erweitern, wenn er eingeschränkt ist; ihn gelehrig und folgsam wenn er hartnäckig, klar, wenn er finster, aufmerksam, wenn er zerstreuet ist, machen. Und alles dieses darum, damit er ihm neue Begriffe beybringe, das Fehlerhafte in seinen

Ausdrücken bessere, seine Schwierigkeiten hinweg räume, seine Zweifel hebe. Er muß endlich schon einen reichen Vorrath von den nöthigen Kenntnissen haben, um in seinem Lehrling diese Wirkungen hervorzubringen; und er muß also mit der Erwerbung derselben nicht so lange warten, bis die Bedürfnisse desselben es fodern. Findet man so wenig gut unterrichtete Leute, so kömmt es daher, daß wenige von denen, welche unterrichten, diese Maasregeln beobachten, sondern, daß sie sich damit begnügen, ihrer Eitelkeit oder ihrem Eigennutz genug zu thun, ohne sich um den Nutzen zu bekümmern, den sie denen bringen sollen, die unter ihrer Führung stehen und von ihnen unterrichtet werden. Wie viel solcher Leute habe ich gesehen, welche das bestätigen, was man gemeiniglich sagt, daß viel Menschen sich mit einem Handwerk abgeben, das sie nicht verstehen.

2.

Um die Menschen geneigt zu machen, Unterricht anzunehmen, muß man ihren Geist gewinnen, ehe man Pflichten von ihnen fodert.

Ist der Geist gewonnen, so legt er sich mit größerer Neigung darauf, das auszuüben, was man

man von ihm fodert; er trägt durch seine Aufmerksamkeit, durch seine Geduld, durch seine Emsigkeit und durch seinen Eifer eben so viel zu seinem Unterricht bey, als diejenigen, die ihn unterrichten; denn nichts geschiehet besser, als was man gern thut. Ein Lehrer, ein Vorgesetzter, welcher gefällt, wird immer gut aufgenommen; man höret ihn, man gehorchet ihm gern. Das Vergnügen, das man hat, ihn zu sehen und zu hören, versüßet die Bitterkeit des Unterrichts und erleichtert die Ausübung desselben. Aus der Hochschätzung und Neigung gegen ihn entstehet Hochachtung und Neigung gegen alles, was er sagt. Hat ein Lehrer die Liebe seiner Untergebenen gewonnen, so macht er aus ihnen, was er will; seine Gewalt über sie scheint ihnen zu sanft, als daß sie sich ihr widersetzen sollten. Der Gehorsam, den sie ihm leisten, wird mehr durch einen gefälligen Eifer ihrer Zuneigung, als durch eine knechtische Furcht vor ihm hervorgebracht; weil sie ihn lieben und schätzen, so ist in ihren Augen alles, was von ihm kömmt der Liebe und Hochachtung und folglich auch ihres Zutrauens und Beyfalls würdig. Aber, was muß man thun, um diese Vortheile zu erlangen? Folgendes habe ich gethan und thue ich noch, wenn ich mich verpflichtet halte, Unterricht zu geben. Da ich mich bey meinen Ver-

halten sehr wohl befunden habe, so verbindet mich die Begierde, meinen Lesern nützlich zu werden, daß ich es ihnen bekannt mache, in der Hofnung, daß dieser Unterricht, wenn er in Ansehung ihrer unvollkommen ist, dadurch vollkommener werden könne, daß er ihnen Gelegenheit giebt, etwas besseres auszudenken.

1) Ich sehe erstlich den Unterricht den ich gebe, als eine Pflicht an, die ich zu erfüllen schuldig bin; deswegen erfülle ich sie mit gutem Herzen, mit aller Treue und mit gutem Willen, dergestalt, daß mein Eifer demjenigen, den ich unterrichte, in die Augen fällt, und ihn antreibt, eben einen solchen und noch größern Eifer zu zeigen, da er einsehen muß, daß ihm mehr daran gelegen ist, meinen Anweisungen zu folgen, als mir, sie ihm zu geben. Nichts muß, nach meiner Meynung, einen stärkern Eindruck auf denjenigen machen, den man unterrichtet, um ihn zu den Verbindlichkeiten, die man ihm auflegt, zu verpflichten, als wenn man ihm durch eine aufrichtige Gleichgültigkeit gegen sich selbst zeigt, daß man sie nur um seines eigenen Vortheils willen fodere.

2) Ich bemühe mich mit aller Sorgfalt, das Genie, die Neigung, die Gemüthsart und die herrschende Leidenschaft derer, zu deren Führer mich meine Pflicht macht, recht kennen

zu lernen. Die Kenntniß des Karakters desjenigen den man unterrichtet, ist so nothwendig, daß oft, wenn sie fehlt, der ganze Unterricht ohne Wirkung ist. Denn, wenn man seinen Lehrling nicht kennet, so weis man nicht, wie man sich in seine Weise schicken, sich zu seinen Fähigkeiten herablassen, von ihm eigentlich das, was er thun kann, fodern und ihn zur Erfüllung desselben bringen soll; anstatt ihn zu gewinnen, schreckt man ihn ab und findet in ihm lauter Widersetzlichkeit, die man unaufhörlich bestreiten muß und die endlich fast immer unüberwindlich ist. Geht man mit einem langsamen Geist zu geschwind, so lässet man ihn sehr weit hinter sich; geht man langsam mit einem lebhaften Geist, so bringt er einen Theil der Zeit, die unsere Langsamkeit ungebraucht lässet, damit zu, daß er sich mit ganz andern Dingen beschäftiget, als mit dem, was man ihm sagt. Begegnet man einen stolzen Geist mit einem hochmüthigen Ansehen, so denkt er an nichts, als durch seinen Ungehorsam sich über uns zu erheben, weil das stolze Betragen gegen ihn, ihn erniedrigen zu wollen scheint. Einen furchtsamen Geist wird man verwirren, wenn man ihn mit Furcht überhäuft. Bey einem Eigensinnigen wird man nichts ausrichten, wenn man ihm allezeit widerspricht. Einem Muntern und Frölichen

wird

wird man beständiges Leiden verursachen, wenn man ihm immer ein ernsthaftes und schwermüthiges Gesicht zeigt. Einen Traurigen wird man in Verzweifelung stürzen, wenn man bey ihm immer eine traurige Strenge gebraucht. Man muß also denjenigen wohl kennen, dem man Unterricht giebt, um ihn nicht vergeblich zu geben. Will man ihn aber recht kennen lernen, so muß man ihm, ohne daß er unsere Absicht merkt, die Freyheit geben, sich so zeigen, wie er ist, damit man aus dem, was er alsdann thut, wenn er ohne Verstellung handelt, urtheilen könne, was er zu thun fähig ist.

3. Um Lehrlinge so zu gewinnen, daß man sie zur Erfüllung der Pflichten, die man ihnen auflegt, reize, ist auch nothwendig, daß man sie in seiner eigenen Aufführung nichts sehen lasse, was ihnen Gelegenheit geben könnte, an der Nothwendigkeit dieser Pflichten zu zweifeln. Von dieser Nothwendigkeit überzeugt man sie nur alsdann, wenn man ihnen zeigt, daß man selbst davon recht überzeugt sey; und deshalb muß man durch sein Verhalten nicht das niederreißen, was man durch Worte bauet. Man muß sie durch ein gutes Beyspiel unterrichten und dadurch vollkommen machen, daß man die Lehren, die man ihnen giebt, vor ihren Augen

durch die That erkläret. Das, was man thut, muß dem nicht Lügen strafen, was man sagt. Man muß sich nicht dem Zorn überlassen, wenn man beweiset, daß der Zorn uns nicht beherrschen müsse. Umsonst trägt man unwidersprechliche Gründe zur Ausübung einer Pflicht vor; das ihnen widersprechende Verhalten hat mehr Kraft, das Herz einzunehmen, als alle Gründe haben, den Verstand zu überzeugen. Bey einem solchen Verhalten hätte man Ursache, zu mir zu sagen: „Du willst, „daß ich dir glauben soll, wenn du mir die Tu„gend, als etwas Gutes, anrathest, und ich „sehe, daß du es selbst nicht glaubst. Wie „soll ich mich davon überreden, daß du das „glaubst, was du sagst, da deine Handlungen „mir beweisen, daß du das Gegentheil glaubst? „Hast du die Absicht, durch deine Aufführung, „die deinen Grundsätzen widerspricht, das „Verdienst meines Glaubens zu vermehren?“ Der Unterricht aber, welcher durch Handlungen bestätiget wird, lässet dem Unglauben keinen Raum, und zwingt, so zu sagen, den vorgetragenen Lehren Beyfall zu geben und zu folgen; oder man widersetzt sich ihm nur darum, weil heftige und unruhige, aus den Leidenschaften entstehende, Bewegungen es hindern, die sanfte Ueberredung der Vernunft zu hören. Dann muß man geduldig warten, bis

das

das Herz ruhiger und der Geist dadurch freyer in seinen Verrichtungen wird.

4) Man macht auf diejenigen, die man unterrichtet, einen gründlichern und beständigern Eindruck, wenn man sie durch die Vernunft leitet, als wenn man sie durch die Furcht muthlos macht. Wenn **Montagne** von der Strenge einiger Lehrer gegen ihre Untergebenen redet, so sagt er: „Sie ist ein wahres „Gefängniß der eingekerkerten Jugend. Wenn „man in ihren Lehrstunden zu ihnen kömmt, so „höret man nichts, als Geschrey, und sieht „nichts, als gestrafte Kinder und vom Zorn „trunkene Lehrer. Welch eine erbärmliche „Art ist es, den zarten und furchtsamen See„len Lust zu dem, was sie lernen sollen, bey„zubringen, wenn man sie mit einem gräßli„chen Gesicht und mit Händen, die mit Ru„then bewafnet sind, dazu führet." Dient die Furcht ihnen allein zur Regel, so werden sie gar keiner Regel folgen, sobald sie nichts mehr fürchten; und die Zeit der Furcht wird gewiß nicht lange dauern. Sind sie aber darum weise, weil die Vernunft sie überzeugt hat, daß sie es seyn müssen, und haben sie sich allein um ihrentwillen den gegebenen Lehren unterworfen, ohne sich durch die Autorität desjenigen, von dem sie dieselben empfangen haben, hinreißen zu lassen; so hat man Ursache

zu

zu hoffen, daß sie diesen Lehren treuer folgen werden, als wenn Furcht und Schrecken die einzige Triebfeder ihrer Folgsamkeit gewesen wäre. Ein guter Lehrer muß niemals ohne die äußerste Noth durch ein strenges und herrschsüchtiges Gesicht seine Lehrlinge zittern machen. Oft ist diese Strenge Ziererey und Pedanterey. Denn die Kinder sind gemeiniglich von Natur schon zu furchtsam und blöde; man darf ihnen nicht durch zu große Härte das Herz verschließen und das Zutrauen rauben, ohne welches man keinen Vortheil von der Erziehung erwarten kann. Wer Nutzen von seinem Unterrichte haben will, muß sich die Liebe seiner Untergebenen zu erwecken und zu erhalten wissen; sie müssen frey mit ihm umgehen können, und sich nicht fürchten, ihm ihre Fehler sehen zu lassen. Um hierin glücklich zu seyn, muß er Nachsicht gegen diejenigen gebrauchen, die sich vor ihm nicht zu verbergen suchen; er muß über ihre bösen Neigungen weder aufgebracht, noch erstaunt scheinen; er muß hingegen mit ihren Schwachheiten Mitleiden haben. Es wird zwar daraus zuweilen die Unbequemlichkeit entstehen, daß sie durch die Furcht weniger zurückgehalten werden; überhaupt aber sind Zutrauen und Aufrichtigkeit ihnen nützlicher, als strenge Zucht.

Wenn ich Lehren geben will, so suche ich vorher eine Begierde, sie zu hören, zu erwecken, damit sie nützlich angewendet werde. Deswegen vermeide ich alle übertriebenen Ausdrücke und Vorstellungen, welche abschrecken und zu nichts dienen, als die Tugend verhaßt zu machen und den Gedanken hervor zu bringen, daß die Ausübung derselben unmöglich sey. Man schrecket immer von der Lust, Gutes zu thun ab, wenn man durch zu große Schwierigkeiten die Hofnung raubt, es zu vollbringen. „Es giebt einige,“ sagt Seneka, „welche die Weisheit mit so wenigem Anstande „lehren, daß sie den Gedanken erregen, sie „sey eine Sache, die man mit vieler Mühe „lerne, und deren Erkenntniß wenig Nutzen „bringe.“

Wünscht man, daß die Lehren, die man giebt, gern gehört werden, so ist es auch nöthig, daß man die Folgen, die Früchte, den Nutzen derselben zeige, damit die Hofnung, diese Vortheile zu erhalten, den Muth erhebe, der durch die Mühe des Lernens niedergeschlagen werden könnte. Man muß sich immer einen Zweck in allen seinen Unternehmungen vorsetzen; ohne diese Vorsicht kann man seinen Gang nicht gehörig ausrichten, weil man nicht weis, wohin man gehet; Schritte, die

man

man für völlig unnützlich hält, thut man nicht gern.

Ein guter, deutlicher, regelmäßiger und ordentlicher Vortrag muß ebenfalls von denen, welche unterrichten, nicht verabsäumet werden, wenn sie anders wollen, daß ihr Unterricht nützlich seyn soll. Wir können allezeit, ohne uns zu betriegen, einen Mangel der Aufmerksamkeit, oder der Urtheilskraft, oder der Neigung bey denen voraus setzen, die des Unterrichts bedürfen; wir müssen also durch einen guten und deutlichen Vortrag die Aufmerksamkeit erregen; durch das regelmäßige desselben der schwachen Urtheilskraft zu Hülfe kommen, und durch Ordnung die Neigung erwecken. Findet man keine Dunkelheit in der Erklärung desjenigen, was man lernen soll, so verweigert man seine Aufmerksamkeit nicht, weil man sich nicht gezwungen sieht, eine solche die den Geist ermüdet, darauf zu verwenden. Wird man nach Regeln geführet, so gehet man auch bey schwachem Licht, auf den vorgeschriebenen Wegen mit weniger Gefahr, zu irren, weil der Weg gerader ist. Folgt man einer festgesetzten Ordnung, so thut man das was man zu thun hat, ohne Beschwerde, weil man sich unmerklich daran gewöhnet; die Ordnung gibt eine gewisse Fertigkeit, welche den anhaltenden Fleiß weniger mühsam macht. Kurz, wir können

es für eine gewisse Wahrheit halten, daß man gemeiniglich das gern ausübet, was man gern gehöret hat.

3.

Ein Lehrer muß sich allezeit so beherrschen können, daß er der Ungeduld keine Gewalt über sich einräume.

Man findet gemeiniglich in denen, die man unterrichtet, so viel Schwierigkeiten zu überwinden, so viel Widersprüche zu besiegen, so viel üble Meynungen hinweg zu räumen, daß man, wenn man nicht mit Geduld gut bewafnet ist, sich leicht durch Entrüstungen überraschen lässet, welche den Gebrauch der Vernunft und zugleich die Fähigkeit, andere vernünftig zu machen, rauben. Ich habe gesagt, daß man beym Unterrichte sich bemühen müsse, die Liebe seiner Lehrlinge zu gewinnen, sich nach ihrer Gemüthsart zu bequemen, ihren Neigungen nachzusehen, ihnen ein gutes Beyspiel zu geben, gewissen Regeln zu folgen, eine gute Ordnung zu beobachten, ihnen nichts abschreckendes zu zeigen, ein gutes Beyspiel zu geben; alles dieses kann gewiß nicht mit den ungestümen und unordentlichen Bewegungen der Ungeduld bestehen. Die Vorstellungen, die man mitten unter diesen Unruhen thut, werden als Beleidigungen, als rachsüchtige Handlungen

gen angesehen, die mehr aus einer wütenden und bösen Leidenschaft, als aus einer ruhigen, und wohlthätigen Vernunft herfließen. Daher kömmts, zum Beyspiel, daß Kinder selten Strafen zu ihren Nutzen anwenden. Sie entdecken, daß ihre Eltern und Lehrer sie vielmehr deswegen, weil ihre Fehler ihnen beschwerlich, als weil sie für die Kinder selbst von schädlichen Folgen sind, bestrafen; und daß sie also mehr aus Leidenschaft, als aus Gerechtigkeit, gestraft werden. Durch Geduld wird man Herr über den Geist anderer, so wie über seinen eigenen. Beherrschet man sich selbst, so hat man so zu sagen, alle seine Talente in seinen Händen, um sie, je nachdem es uns gefällt, mit einer weisen Vorsichtigkeit zu gebrauchen, wie es die Gelegenheiten und Umstände fodern.

4.

Zu eben der Zeit, da man dem Verstand derjenigen, die man unterrichtet die Wissenschaft der Gerechtigkeit einpräget, muß man auch in ihrer Seele die Fertigkeit, gerecht zu seyn, bilden.

Es ist gut, denen, die man unterrichtet, vernünftige Regeln zu geben, ihren Verstand mit weisen Grundsätzen anzufüllen, sie durch gründliche Lehren in der Wahrheit zu befesti-

gen, ihnen ihre Pflichten zu zeigen, und sie von ihrer Verbindlichkeit, sie zu erfüllen, zu überzeugen. Aber noch besser ist es, sie nicht eher zu verlassen, als bis sie sich wirklich in allem dem, was sie gelernet, geübt haben. Und das siehet man, die Wahrheit zu sagen, sehr selten. Montagne sagt von dieser Nachlässigkeit: „Ich wünschte, daß die schö-„nen Tänzer meiner Zeit uns Sprünge machen „lehrten, blos dadurch, daß wir sie von ihnen „machen sehen, ohne uns von der Stelle zu „rühren; wie die Lehrer, die unsern Verstand „unterrichten wollen, ohne ihn zu bewegen; „oder daß man uns ein Pferd regieren, auf „der Laute spielen oder singen lehrte, ohne uns „darinnen zu üben, wie diese uns gut ur-„theilen und reden lehren wollen, ohne uns „zu Uebungen im Urtheilen und Reden anzu-„halten. Wer fragte jemals seinen Lehrling „was ihm von der Rhetorik und Grammatik, „von diesem oder jenem Ausspruch des Cicero „dünke? Man prägt sie unserm Gedächtniß „ein, als Orakel, deren Buchstaben und Syl-„ben das Wesentliche der Sache ausmachen. „Man schreyet sie unaufhörlich in unsere Oh-„ren, als wenn man sie eintrichtern wollte, „und wir haben nichts zu thun, als nur das „wieder zu sagen, was man uns gesagt hat. „Ich wünschte, daß ein Lehrer sich in diesem

„Stück

„Stück ändern möchte und vom Anfang an, „nach der Fähigkeit der Seele, die er bearbei„tet, sie in Uebung setzte, sie die Dinge beur„theilen, von selbst wählen und unterscheiden „ließe, daß er ihn den Weg oft bahnte, oft „von ihr selbst bahnen ließe. Nicht genug, „daß er erfinde und allein rede; er soll auch „seinen Schüler reden hören. Es ist gut, „wenn er ihn vor sich her traben lässet, um „von seinem Gange zu urtheilen und zu sehen „wie weit er sich herab lassen müsse, um sich „nach seinen Kräften zu richten. Fehlt dieses „Verhältniß, so wird alles verdorben.“

Ohne Uebung werden die Pflichten vernachläßiget, die Grundsätze unwirksam, die Lehren vergessen, und man verirret sich, ob man gleich die aufrichtigsten Lehren, wie man sich verhalten müsse, gelernt hat. Es ist nicht genug, daß man den Verstand erleuchte; man muß ihn auch von den erlangten Einsichten Gebrauch machen lassen, damit man erfahre, ob er sich derselben wohl zu bedienen wisse, und damit er durch die Uebung eine Fertigkeit erlange, die der Hauptzweck seines ganzen Studirens seyn muß. Man siehet das Gedächtniß als ein Magazin an, das man mit verschiedenen Dingen anfüllet; aber alle diese Dinge sind nur in so fern nützlich, als man sich ihrer Stück vor Stück im vernünftigen

Umgang mit andern bedienet. „Auswendig „wissen ist noch nicht recht wissen; es ist viel„mehr nur das besitzen, was man seinem Ge„dächtniß aufzuheben gegeben hat,“ sagt **Montagne**. „Was man recht weis, das „hat man vollkommen in seiner Gewalt, ohne „auf das Muster zu sehen, ohne die Augen auf „sein Buch zu richten. Eine bloße Büchergelehrsamkeit ist ein schlechter Gewinn; sie die„net zur Zierde und nicht zu einem festen „Grunde; man lehre nicht sowohl die Ge„schichte, als die vernünftige Beurtheilung „derselben.“

Wir müssen demjenigen, der unserm Unterricht anvertrauet wird, lehren, wie er vernünftig urtheilen soll; wir müssen ihn aber auch zugleich urtheilen lassen. Wir müssen ihm die verschiedenen Meynungen von der Sache, wovon die Rede ist, bekannt machen, aber ihn auch um seine Meynung fragen. **Charron** sagt: „Man muß ihren Verstand durch Fra„gen erwecken und in Bewegung setzen; man „muß sie zuerst dieselben beantworten lassen „und ihnen selbst die Freyheit geben, zu fragen, „zu forschen und eine Materie anzufangen, „wann sie wollen. Spricht man ganz allein „zu ihnen, ohne sie sprechen zu lassen, so thut „man eine fast ganz vergebliche Arbeit; das „Kind macht sich davon nichts zu nutze, weil es

„kei-

„keinen Antheil daran zu haben glaubt. Es „höret es nur sehr gleichgültig an; es ist nicht „so aufmerksam, als wenn es selbst mitspricht. „Es ist noch nicht genug, daß man die Lehr„linge ihre Meynung sagen lässet, man muß „sie dieselbe auch allezeit beweisen lassen, da„mit sie nicht obenhin von einer Sache reden „lernen, sondern bey dem, was sie sagen, sorg„fältig und aufmerksam seyn; und um ihnen „Muth zu machen, muß man auf das achten, „was sie sagen oder zu sagen versuchen. Wenn „sie das erzählen, was in den Büchern stehet, „was Cicero oder Aristoteles sagt, so müssen „sie es nicht nur hersagen, sondern auch darü„ber urtheilen und es auf alle Umstände und „verschiedene Gelegenheiten anwenden. Es ist „nicht genug, daß sie erzählen, Kato habe sich „um nicht in Cäsars Hände zu fallen, ermor„det; Brutus und Kasius wären die Urheber „der Ermordung Cäsars; das ist das wenigste; „sondern, sie müssen ihnen auch den Prozeß ma„chen und urtheilen, ob sie daran wohl gethan, „ob sie mit Recht oder Unrecht den Beyfall des „Publikums verdient, ob sie sich als kluge, ge„rechte und tapfere Männer aufgeführet, wor„in sie gut oder übel gehandelt haben. Endlich „und überhaupt muß man in allen ihren Vor„stellungen, Fragen und Antworten, Schick„lichkeit, Ordnung, Wahrheit, die Sprache

„der Vernunft und des Gewissens verlangen.
„In diesen Dingen muß man sie nicht verlassen
„oder seine wahre Meynung vor ihnen verber=
„gen, sondern in sie dringen und sie im richti=
„gen Geleise erhalten.“ Man zeige ihnen, was Billigkeit, Klugheit und Weisheit sey; man lasse sie aber auch Handlungen thun, welche beweisen, daß sie weise, klug und billig sind; sie müssen nicht nur reden lernen, sondern auch selbst reden, aber nicht blos reden, sondern auch thun. Denn derjenige, welcher die erlernten Lehren ausübet, nützt sie besser, als derjenige, der sie blos weis. Sieht man den ersten, so höret man zugleich, was er weis; er wiederholet das, was er gelernet hat, in seinen Handlungen.

Die Ursache, warum es so wenig Gelehrte giebt, ist diese, daß die meisten sich begnügen, das, was andere gesagt haben, zu lernen, ohne aus sich selbst etwas zu sagen. Sie folgen den Meynungen, die sie eingeführet finden, ohne selbst zu untersuchen. Fällen sie auch einige Urtheile darüber, so urtheilen sie selbst nicht, weil andere für sie urtheilen. Da sie nur mit dem Gedächtniß arbeiten, so bleibt ihre Beurtheilungskraft so müßig, daß sie sie auf immer unfruchtbar machen, weil sie niemals dafür gesorgt haben, sie zu kultiviren. Da sie nur das, was andere gesagt, studiret haben,

haben, so beunruhiget sie alles, was neu zu seyn scheint; und wenn es nicht ihren Unwillen erreget, so werden sie doch gewiß ihre Verachtung dagegen zeigen; ihre Entscheidungen bestehen nur darin, daß sie die Parthey dessen nehmen, was schon entschieden ist; und sie bilden sich ein, keine bessere Gründe sagen zu können, als diejenigen, welche sie ohne Nachdenken erlernet haben.

Eine eben solche Gleichgültigkeit in Ansehung des Praktischen ist auch Ursache, daß es so wenig wahre Weise giebt. Denn da die mehresten von der Weisheit nur gut zu reden gelernt haben, so haben sie die Uebung derselben gänzlich vernachläßiget; sie wissen zwar sehr gut die Erklärungen der vortreflichsten Tugenden, das Verdienst und den Werth der schönsten Grundsätze, die Früchte, die man davon sammeln kann, die Mittel, sie auszuüben; aber sie haben sich ein so langes und ernsthaftes Studium daraus gemacht, blos davon zu reden, daß sie sich keine Zeit gelassen und es nicht einmal der Mühe werth gehalten haben, den Gebrauch derselben in ihrer Aufführung zu zeigen; und weil also die Tugend nur von Mund zu Mund gehet, so nimmt sie gar keine Wohnung im Herzen; sie bestehet blos in Worten und wird nicht in Handlungen sichtbar. Das ist eine der vornehmsten Quellen der Unwissen-

wissenheit und des unordentlichen Lebens. Lasset uns daher diejenigen, welche wir Wissenschaft und Tugend zu lehren verpflichtet sind, zu einer beständigen Uebung anhalten; ohne diese Vorsicht macht man nur gelehrte Schwätzer und heuchlerische Tugendhafte.

5.

Der beste Unterricht ist derjenige, welcher auf richtige Grundsätze der Religion gebauet ist.

Die Religion ist die Quelle der Wahrheit und der Gerechtigkeit; die Absichten sind allezeit richtig, die Unternehmungen gesetzmäßig, die Handlungen gerecht, welche durch sie angeordnet und ausgeführet werden; sie bringt in das ganze Verhalten des Menschen die Ordnung, welche durchaus nothwendig ist, ihn der Vollkommenheit näher zu bringen. Und in Ansehung dieser Vollkommenheit lehret sie uns, was wir Gott, den Menschen und uns selbst schuldig sind, und zeigt uns die sichersten Mittel zur Erfüllung aller dieser Pflichten. Hat man Religion, so wird man von der Uebung der Tugend nie durch Menschenfurcht abgehalten, weil sie uns beständig mit der Ehrfurcht gegen Gott erfüllet, der die Uebung der

Tugend von uns fodert. Die Religion macht uns den Gesetzen, den Geboten und allen Vorschriften unserer Lehrer, die keinen andern Zweck haben, als uns zu einem regelmäßigen Verhalten zu führen, beständig getreu, weil sie selbst eine ewige Regel ist, die niemals irgend eine Unordnung leiden kann. Wir dürfen nur unsere Augen auf diejenigen richten, welche allezeit der Religion, als dem besten Führer, in ihrem Leben folgen; so werden wir alle diese Wahrheiten zugestehen und es folglich für gewiß halten, daß der Unterricht, der auf die festen Grundsätze der Religion gebauet ist, der beste sey.

XXIII.

Die Sprache desjenigen, dem man oder der andern ein Geheimniß anvertrauet.

1.

Dasjenige, was uns von andern anvertrauet worden, ist eine heilige Sache, wovon wir nie Gebrauch machen müssen.

Es ist der menschlichen Gesellschaft daran gelegen, den Menschen oft vorzustellen, daß sie verbunden sind, die ihnen anvertrauten Geheimnisse zu verschweigen. Denn, wenn man ihnen diese Treue und Verschwiegenheit nicht zur Pflicht macht, was wird alsdann aus der Gesellschaft anders werden, als ein Umgang, der zur Verrätherey, zum Betrug und zu vielen andern ähnlichen Unordnungen Erlaubniß giebt? Man wird sich keinen guten Rath, um in seinen Unternehmungen glücklich zu seyn, kein

kein Hülfsmittel, sich von seinen Fehlern zu heilen, erbitten, weil man fürchten muß, daß sie entdeckt werden. Bey aller Weisheit, Klugheit und Geschicklichkeit, wird man vor der Treulosigkeit nicht sicher seyn können. Bey beständigen Ursachen zum Mistrauen wird einer den andern als einen ungetreuen Freund, als einen heimlichen Feind ansehen. Man wird also so wenig Vergnügen im gesellschaftlichen Leben schmecken, daß man vielmehr darin nur die Bitterkeit des Hasses und der unüberwindlichen Antipathie finden wird. Dieses lehren uns täglich die Wirkungen des Unwillens derer, deren Geheimnisse verrathen worden. Dies sehen wir an den Haß und Abscheu, den sie gegen diese Unverschwiegene beweisen. Sie betrachten sie entweder als unbesonnene Schwätzer und verachten sie; oder als listige Betrüger und hassen sie.

Eine solche Idee habe ich immer von denen gehabt, die kein Geheimniß zu bewahren wissen; und diese Idee hat in mir so viel Abscheu gegen ihr Betragen gewirkt, daß ich es mir zum unverletzlichen Gesetz gemacht habe, mein Betragen dem ihrigen niemals gleichförmig zu machen. Würde jemand selbst so sehr mein Feind, daß er mich mit Verfolgungen überhäufte, so würde ich doch nie so treulos werden, mich durch ein von ihm mir anvertrau-

tes

tes Geheimniß zu rächen. Ein solches Geheimniß nehme ich als ein Heiligthum auf, von dem ich glaube, daß ich es nicht anrühren darf, ohne eine Entheiligung zu begehen. Man mag, wenn man will, sein Betragen gegen mich ändern, ich werde mich deswegen nicht für berechtigt halten, eine Pflicht der Verschwiegenheit aufzuheben, welche die öffentliche Gesellschaft von mir fodert; indem ich überzeugt bin, daß eine Ungerechtigkeit, die man mir erweiset, die Ungerechtigkeit die ich begehen könnte, im geringsten nicht rechtfertigen würde.

Gern will ich meine Gedanken, meine Wünsche, meine Absichten, meine Vorsätze, selbst meine Güter meinen Freunden mittheilen, wenn sie es wünschen und wenn es ihnen vortheilhaft ist; aber die Geheimnisse, die man mir aufzubewahren gegeben hat, will ich allezeit zurückhalten, ohne ihnen etwas davon mitzutheilen. Denn die Gesetze der Freundschaft fodern im geringsten nicht von mir, daß ich ihnen dieselben bekannt mache; es ist ihnen vielmehr in Ansehung ihrer eigenen Geheimnisse sehr viel daran gelegen, daß ich mich nicht zu dieser Ungerechtigkeit verleiten lasse.

So unbedeutend auch das ist, was man mir im Vertrauen gesagt hat, so ist es genug, daß es mir als ein Geheimniß gesagt worden,

um mich zur Verschwiegenheit zu bewegen. Mache ich es mir zur Gewohnheit, in den geringsten Dingen treu zu seyn, so wird es mir leicht, in wichtigern eine unverletzliche Treue zu beobachten; und ich fürchte so sehr, mich selbst in diesem Stück zu verrathen, daß ich mit einigem Mistrauen zu mir selbst auf alle meine Bewegungen acht gebe, um sie so einzurichten, daß kein äußeres Zeichen das entdecke, was ich verbergen will; und daß selbst derjenige, dem an meinem Stillschweigen am meisten gelegen ist, indem er an mir nichts sieht, was ihn an der Sache, die er mir anvertrauet erinnert, zweifelhaft werde, ob ich sein Geheimniß wisse oder nicht, und erst in seinem Gedächtniß die Gewißheit davon suchen muß. Den Neugierigen ist es so schwer, das, was man mir im Vertrauen gesagt hat, zu entdecken, daß sie nicht einmal erfahren können, ob ich um ein Geheimniß weis. Diese Vorsicht macht die Treue desto sicherer; denn es ist mit einem Geheimniß, wie mit einem verborgenen Schatz; wenn man weiß, wo er verborgen ist, so ist er schon halb entdeckt.

So viel Verschwiegenheit ich mir aber auch zu haben schmeichle, in Ansehung der mir anvertraueten Geheimnisse, so will ich doch lieber ganz und gar keine zu verschwei-

gen haben; ich höre so wenig Geheimes, als ich kann. Zu denen, die durch eine Vertraulichkeit, welche ich nicht verlange, mich zum Bewahrer ihrer geheimsten Absichten machen wollen, wünschte ich, sagen zu können: „Sagen Sie mir ja nicht Ihr Geheimniß, wenn „Sie Ihre und meine Ruhe lieben. Wenn „Sie es mir nicht sagen, so dürfen sie nicht „fürchten, daß ich es entdecke, und ich darf „nicht fürchten, daß Sie mich beschuldigen, „es entdeckt zu haben. Denn ich glaube, „daß Sie es einem andern so gut, als mir, „sagen können, und daß Sie mich im Ver„dacht haben könnten, wenn dieser andere „es offenbarte.“ Alle diese Betrachtungen bestärken mich in der Ausübung der Regel der Klugheit, **Geheimnisse weder zu hören, noch zu sagen.**

2.

Man macht sich freywillig zum Sclaven desjenigen, dem man ein wichtiges Geheimniß entdecket.

Man muß sein Geheimniß nicht anders, als mit vieler Vorsicht und nur dann, wenn die Nothwendigkeit es fodert, entdecken. Ich glaube in der That, daß man nicht zu mistrau-

trauisch und zu behutsam seyn kann, wenn es darauf ankömmt, jemanden Dinge zu offenbaren, deren öffentliche Bekanntmachung uns schädlich seyn würde. Wir müssen allezeit sehr genau und aufmerksam den Schaden, der für uns daraus entstehen könnte, mit dem Nutzen abwägen, den uns diese besondere Vertraulichkeit verschaffen kann, damit wir uns nicht unbesonnen einer Reue aussetzen, die unnützlich seyn würde, weil die betrübten Folgen unserer Unbesonnenheit unersetzlich seyn würden.

Wir müssen daher folgende Ueberlegungen anstellen: Wem will ich mein Geheimniß sagen? Einem Narren? Dieser wird nie schweigen können. Einem Weisen? Dieser ist es nicht immer. Meinem Freund? Wer versichert mich, daß er mein Freund bleiben wird? Sage ich mein Geheimniß meinem Freund N...., weil er mein Freund ist; so wird es N.... seinem Freund M.... und dieser seinem Freund O.... aus eben der Ursache sagen. Und so wird mein Geheimniß öffentlich bekannt werden, ohne daß jemand die Treue verletzt zu haben glaubt, weil es nur durch eine Vertraulichkeit sich ausbreitet, die jeder für rechtmäßig und erlaubt hält. Denn es ist gewiß, daß die allerverschwiegensten Personen einen oder zwey so vertraute Freunde

haben, welchen sie nichts verheelen wollen. Diese Freunde haben wieder andere, zu denen sie ein gleiches Zutrauen haben; und da also die Zahl der Freunde in einer unendlichen Reihe sich vermehret, so vermehren sich auch die Wiederholungen des Geheimnisses. Wie ein Tropfen Wasser, der von einem Ziegel auf den andern fließet, endlich auf die Gasse herunter fällt, so gehet ein Geheimniß, von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, und breitet sich endlich auf den Straßen aus, so daß es allen bekannt wird.

Wenn ich mein Geheimniß sage, warum sollte ich darüber böse werden, daß derjenige, dem ich es gesagt habe, es nicht verschweigt? Wenn es nicht bekannt werden sollte, warum habe ich es gesagt? Gebe ich mein Geheimniß einem andern zu bewahren, so habe ich mehr Vertrauen zu diesem andern, als zu mir. Ist seine Verschwiegenheit nicht größer, als die meinige, habe ich denn Ursache, mich darüber zu beschweren? Es kömmt dabey nicht so sehr auf seinen, als auf meinen Vortheil an; umsonst werde ich Verschwiegenheit von einem andern fodern, wenn ich selbst keine habe. Wäre er mir getreu, so würde ich Ursache haben, darüber zu erstaunen, weil er mir treuer seyn würde, als ich es mir selbst bin. Nur dann werde ich gewiß seyn können, daß niemand

meine

meine Geheimnisse offenbaren wird, wenn ich sie niemanden offenbare.

Niemals werde ich mich entschließen, demjenigen mein Geheimniß anzuvertrauen, der mir das seinige anvertrauet, ohne mich hinlänglich zu kennen; weil ich glaube, daß er, indem er mir sein Geheimniß, ohne mich genug zu kennen, anvertrauet, auch meines einem andern, den er ganz und gar nicht kennet, sagen werde.

XXIV.
Die Sprache der Frauenzimmer.

I.
Die Frauenzimmer würden von den Mannspersonen nicht so sehr verachtet werden, wenn sie nicht so viel verachtungswürdige Dinge sagten.

Es ist gewiß, daß die meisten Männer sich eine Art von Ehre daraus machen, Verachtung gegen die Frauenzimmer überhaupt zu zeigen, da sie doch, ein jeder für sich besonders, sich so gegen sie verhalten, als wenn sie sie höher schätzten, als sich selbst. Die Frage, ob die Vernunft diese Verachtung und die Leidenschaft diese Hochschätzung wirke, verdient eine Untersuchung, der ich mich hier nicht unterziehen mag. Ich sage jezt nur, daß die Männer ihrer Ehre wegen entweder nicht mit so

vieler

vieler Verachtung von den Frauenzimmern reden, oder sich ihnen nicht mit so vieler Leidenschaft unterwerfen müßten. Behaupten sie, daß die Schwachheit der Frauenzimmer verächtlich mache; wie wollen sie beweisen, daß sie selbst nicht verächtlich werden, durch die Schwachheiten, welche sie gegen sie zeigen? Wie wollen sie sich wegen der Herrschaft der Frauenzimmer über sie rechtfertigen? Eine so wahre und so wirkliche Herrschaft, daß sie dieselbe gar nicht leugnen, sondern zeigen, daß sie sich ihr gern unterwerfen und ihre ganze Gewalt fühlen.

Diese Herrschaft wird so oft und auf so mannichfaltige Art sichtbar, daß die großen sowohl als kleinen Bewegungen in der Welt irgend ein Frauenzimmer entweder zur Quelle, oder zur Mittelsperson, oder zum Endzweck haben. Die Frauenzimmer wissen die geschicktesten Entwürfe der Politik nach ihren Begierden zu lenken; sie machen, daß die ernsthaftesten Philosophen ihren Ernst verlieren; sie besiegen die tapfersten Helden; sie machen diejenigen, die das regelmäßigste Leben führen, zu unordentlichen Menschen. Sie können durch ihre Gegenwart die besten Vorsätze, vollkommen zu werden, stören, blos durch einen Blick über die festesten Entschließungen siegen; durch ein kleines Zeichen der Gewogenheit die einge-

wurzelten Fertigkeiten der Tugend zernichten. Eine Mannsperson wird zu allem geneigt, er unternimmt alles, um einem Frauenzimmer, die sein Herz gewonnen hat, zu gefallen; sie zähmet die Wildesten, sie besänftiget die Grausamsten, sie macht die größten Menschenfeinde gesellig; sie entwafnet die Wütendsten; sie ermuntert die Traurigsten; sie macht die gröbsten Leute artig. Wenige sind, deren Mund sich nicht zu ihrem Lobe öfnet; wenig sind, aus deren Herzen nicht ihrentwegen Seufzer aufsteigen; es giebt wenig Große, deren Stolz sie nicht erniedrigen. Sobald sie gefallen — und sie gefallen fast allezeit, wenn sie es wollen — verschwinden alle ihre Fehler; man hat nur Augen, um ihre Verdienste zu sehen, wenn sie einige haben; man wendet nur seine Aufmerksamkeit an, um dergleichen bey ihnen aufzusuchen, wenn sie keine haben. Bey allen diesen Vorzügen, die sie vor den Mannspersonen haben, müssen wir gestehen, daß diese, wenn sie sie verachten, Gelegenheit geben, selbst sehr verachtet zu werden. Ihre Verachtung des weiblichen Geschlechts ist ein Beweis der Verachtung, die sie verdienen. Denn derjenige, welcher einem andern unterworfen ist, muß für schwächer, und also auch für verächtlicher gehalten werden, als derjenige, welcher ihn sich unterwürfig gemacht hat. So lange die

die Frauenzimmer über die Mannspersonen herrschen werden, so lange werden sie berechtiget seyn, über ihre Satyren und Spöttereyen zu lachen. Die Mannspersonen mögen so viel als sie wollen, der Frauenzimmer in ihrer Abwesenheit spotten; diese werden das Vergnügen haben, sie in ihrer Gegenwart zum Weinen zu bringen; jene werden sie durch Worte, und diese hingegen durch Handlungen erniedrigen. Sie werden sich wegen der Verachtung der Mannspersonen schadlos halten durch die Unterwürfigkeit, Höflichkeit und Ehrerbietung, die sie dieselben gegen sie zu beobachten zwingen. Saint-Evremond sagt: „Die „Mannspersonen mögen sagen, was sie wollen, so ist es doch nicht so unmöglich, in einem Frauenzimmer die stärkste und gesundeste Vernunft der Mannspersonen, als in einer Mannsperson die natürlichen Reizungen „und Annehmlichkeiten der Frauenzimmer zu „finden.“ Und dieser Unterschied, der die Stärke der Frauenzimmer und die Schwäche der Mannspersonen ausmacht, wird allezeit jenen einen Vorzug vor diesen geben, der eine Art des Gehorsams gegen sie wirkt, welche so viel werth ist, als Hochschätzung.

Da die Gesetze und die Gewohnheit den Frauenzimmern nicht erlauben, an der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte Theil zu neh-

nehmen, die in der Welt für die wichtigsten gehalten werden; so giebt man ihnen eine Erziehung, welche den ihnen erlaubten Geschäften entspricht, solchen Geschäften, die in Vergleichung mit denen, woran man sie keinen Antheil will nehmen lassen, nicht sehr wichtig zu seyn scheinen. Und diese Erziehung ist es, die ihrer Seele nur einen kleinen Wirkungskreis anweiset und eben daher viel dazu beyträgt, daß sie solche Worte reden, die nur auf verächtliche Gegenstände gehen, und wodurch sie sich selbst verächtlich machen. Sehen wir nicht oft, daß Mannspersonen, die beynahe eben eine solche Erziehung, als sie gehabt haben, auch, gleich ihnen, solche Reden führen, welche das Mitleiden derer erwecken, deren Erziehung männlicher, ernsthafter und erhabener gewesen ist? Es ist also gewiß, daß die Frauenzimmer schätzbarer seyn würden, wenn man sie zu achtungswürdigeren Dingen gewöhnt hätte. Diese Gerechtigkeit müssen wir ihnen wiederfahren lassen, wenn wir einige wahrnehmen, die sich durch ihr Verhalten von andern unterscheiden und es glaubwürdig machen, daß sie alle eine Anlage zu solchen Fertigkeiten haben, die sie ehrwürdig machen würden, wenn man ihnen eine andere Kultur gegeben hätte, oder wenn sie sich über die Kleinigkeiten erhöben, aus welchen man den

Haupt-

Hauptgegenstand ihrer Beschäftigungen macht. Reden die Frauenzimmer Kleinigkeiten und nichtswürdige Dinge, so sehe ich nicht so viel auf das, was sie sagen, als auf das, was sie sagen könnten, wenn sie eine bessere Erziehung gehabt hätten; und ich glaube, daß in der That mehr Gründlichkeit in ihren Reden seyn würde, wenn sie sich gründlichere Beschäftigungen machten, und daß sie dieses thun würden, wenn man es ihnen zur Pflicht machte, oder wenn sie sich Mühe darum geben wollten. Freylich ist dieses eine Mühe, die sie sich nicht gern geben werden. Denn die Mannspersonen fodern sie so wenig von ihnen, daß sie sie vielmehr davon frey sprechen und ihrer sogar spotten, wenn sie sich derselben unterziehen; und hiernächst verträgt sich auch diese Mühe nicht mit dem weichlichen, trägen und den Ergötzlichkeiten ergebenen Leben, daß sie sich zur Gewohnheit gemacht haben. Könnte man sie nicht dadurch zu einiger Bemühung reizen, wenn man die ihnen so natürliche Zärtlichkeit des Ausdrucks und ihr einnehmendes Wesen vorstellte und ihnen mit der Hofnung schmeichelte, daß sie, bey großen Vorsätzen und bey Unternehmung wichtiger Geschäfte, es eben so weit, als die Mannspersonen bringen würden? Sie müßten wenigstens den Versuch machen, dabey aber die Regeln der Behutsamkeit beobachten;

achten; daß sie geschickt wären, ohne sich dafür auszugeben; daß sie nicht ein gewisses kostbares Ansehen annehmen, wodurch das Beste, was sie thäten, seinen Werth verlieren würde; und daß sie nicht in das Lächerliche der Halbgelehrten fallen, die, bey einer kleinen Erkenntniß, viel Eitelkeit besitzen.

2.

Unter allen Geheimnissen ist keines, daß die Frauenzimmer sorgfältiger bewahren, als das Geheimniß ihres Alters.

Es ist vielleicht wahr, daß die Frauenzimmer gern sprechen und sich desto mehr mit Worten beschäfftigen, je weniger sie mit Sachen zu thun haben. Es ist vielleicht auch wahr, daß bey ihrer Neigung zum Sprechen, die Geheimnisse, die man ihnen anvertrauet, von ihnen leicht ausgeschwatzt werden können, wenn sie nichts anders zu sagen haben. Aber, ohne dieses zu untersuchen, müssen wir doch gestehen, daß sie überhaupt das Geheimniß ihres Alters sehr treu bewahren, wenn sie mehr Jahre zählen können, als andere von ihnen glauben sollen. Weit entfernt, dieses Geheimniß zu offenbaren, brauchen sie alle Arten von Kunstgriffe, es zu verheelen. Deswegen

gen wenden sie alles an, rothe und weiße Farben, Liebäugeleyen und Putz; deswegen machen sie Gesellschaft mit den ältesten Personen und entfernen diejenigen, die jünger sind, als sie. Eine Mutter, zum Exempel, die ganz von der Liebe zu sich selbst eingenommen und auf den lächerlichen Ruhm der Jugend eifersüchtig ist, den ihr ganzes äußerliches Wesen ihr abspricht, entfernt ihre Tochter von sich, die ihr misfällt, als ein Gegenstand, dessen Gegenwart die schmeichelhafte Neigung zernichtet, die sie uns von ihrem Alter beybringen will; sie verbannet sie in die Einsamkeit, damit sie selbst mit wenigern Vorwürfen und mehr Freyheit und Vergnügen in der Welt bleiben könne. Alles dieses thut sie wegen der herrschenden Meynung, daß nur junge Frauenzimmer liebenswürdig wären, und weil die Mannspersonen, ohne zu untersuchen, ob diese Meynung gegründet sey, glauben, daß sie nur junge Frauenzimmer lieben müssen. So lassen sie sich durch dieses Vorurtheil leiten und vergessen, daß die Jugend der Frauenzimmer vergehe, und daß die bösen Eigenschaften, die sie haben, nicht vergehen, sondern vielmehr größtentheils ihnen so beständig bleiben, daß sie nicht ermangeln, die Liebe der Mannspersonen in Gleichgültigkeit, wo nicht in Abscheu, zu verwandeln; eine schädliche

Frucht, die man fast allezeit aus Zuneigungen sammelt, die nur aus einigen vergänglichen Reizungen entsprossen sind. Aber die Meynung herrscht und wird vielleicht immer über vernünftige Vorstellungen herrschen und also nicht aufhören, den Frauenzimmern einen scheinbaren Vorwand an die Hand zu geben, die Zahl ihrer Jahre zu verheelen, wenn sie das Ziel überschreitet, das die Meynung ihnen gesetzt hat, um zu gefallen.

Warum sagt man ihnen nicht, daß sie sich durch gründlichere Eigenschaften liebenswürdig machen können, wenn man will, daß sie in Ansehung ihres Alters aufrichtiger seyn sollen. Betrügen sie die Mannspersonen in diesem Stück, so geschiehet es deswegen, weil sie einigermaßen durch dieselben selbst dazu gezwungen werden. Indessen dürfen die Frauenzimmer nicht denken, daß dieser Betrug leicht sey. Da die Mannspersonen es für ihren Vortheil halten, das Recht zu behaupten, das die Meynung ihnen giebt, und da die Frauenzimmer, von einer natürlichen Eifersucht getrieben, sich unter einander in diesem Stück verrathen, so hat man gar nicht nöthig, die Taufregister zu Rathe zu ziehen, um ihr Alter zu erfahren. Die Vorsicht, die sie anwenden, kann die Prüfung, die ein jeder deswegen anstellt, nicht hintergehen. Selbst diejenigen, welche daran

den wenigsten Antheil nehmen, machen sich aus dieser Prüfung ein Vergnügen. Je mehr Neigung die Frauenzimmer zeigen, die Zahl ihrer Jahre zu verheelen, desto mehr findet man sich geneigt, sie zu entdecken. Man macht sogar wichtige Zusätze, um desto mehr zu beweisen, daß man Ursache habe, den Abzug, den sie davon machen wollen, zu tadeln. Die Frauenzimmer würden also besser thun, wenn sie hierin eine weise Mäßigung beobachteten; und deswegen dürfen sie sich nur so betragen, daß sie keine Leidenschaften zeigen, die ihrem Alter nicht geziemen.

3.

Die Frauenzimmer, deren Worte ohne Bescheidenheit sind, geben Anlaß, zu glauben, daß ihre Aufführung ohne Schaam sey.

Die in ihren Reden freyen Frauenzimmer werden auch für frey in ihren Handlungen gehalten. Wenigstens glauben es die Mannspersonen so sehr, daß sie in Ansehung ihrer weit unternehmender sind, als in Ansehung derer, die in ihren Reden bescheidener sind. Die Zurückhaltung dieser hält die Verwegensten zurück; die allzufreye Aufführung jener hingegen scheint einem jeden die Freyheit zum Angrif zu geben; und daher wagen die Mannspersonen denselben

ben mit mehr Zuversicht, da sie sich den erwünschten Erfolg ohnfehlbar versprechen. Eben die Freyheit aber, die die Mannspersonen reizet, sich mit diesen Frauenzimmern einzulassen, macht auch, daß sie derselben bald überdrüßig werden. Ein schönes Frauenzimmer wird zwar eine Zeitlang gewisse Leute ergötzen, niemand aber zu ihrem beständigen Liebhaber machen, wenn es nicht bescheiden ist. Denn, was man nicht hochschätzt, das liebt man nicht lange. Nur das, was für vollkommen gehalten wird, liebt man vollkommen. Und dies ist das Vorrecht der Tugend. Wenn man nicht tugendhaft ist, so macht die Bescheidenheit, daß man dafür gehalten wird. Schaamhaftigkeit ist die sicherste Wache der Ehre der Frauenzimmer. Sieht man sie daher ohne Schaam, so überredet man sich leicht, daß sie ohne Ehre sind. Ist ein Mann, wenn er nur den Muth einer Frau hat, noch nicht grosmüthig zu nennnen; so ist auch eine Frau noch nicht keusch genug, wenn sie nur die Keuschheit eines Mannes hat. Die geringsten Fehler in diesem Stück sind bey den Frauenzimmern wichtige Verbrechen. Das zurückhaltendste und bescheidendste Betragen ist das stärkste Band, dessen sie sich bedienen können, die Mannspersonen zu fesseln. Jedermann denkt hierüber fast so, wie Montagne, wenn er sagt: „Die Frauenzimmer werden fin-

„den

„den, wenn sie darauf Achtung geben, daß sie
„bey der Weisheit nicht allein sehr geschätzt,
„sondern auch sehr geliebt werden. Ein Mann,
„der sich dem Frauenzimmer gefällig zu machen
„sucht, verläßt niemals eine Geliebte deswe-
„gen, weil sein erster Antrag nicht angenom-
„men wird, wenn dieses nur aus Keuschheit,
„und nicht aus Verachtung geschiehet; wir
„mögen immerhin schwören, drohen und uns
„beklagen; wir lügen, und lieben sie darum
„nur desto mehr. Es ist keine bessere Lockspeise
„als die Weisheit.“ Wollen die Frauenzim-
mer also geliebt und beständig geliebt seyn, so
müssen sie eine weise Zurückhaltung beobachten.
Sie mögen thun, was sie wollen, man wird
niemals eine beständige Liebe gegen sie haben,
als in so fern sie beständig Schaamhaftigkeit
zeigen.

XXV.
Die Sprache des Klagenden.

1.

Man wird müde, diejenigen zu beklagen, die beständig klagen.

Es ist wahr, daß man Trost sucht und auch findet, wenn man klaget; denn eben so, wie nichts die Freude fühlbarer macht, als das Vergnügen, mit andern davon zu reden, lindert auch nichts mehr den Schmerz, als die Freyheit zu klagen. Das Mitleiden anderer scheint die Hälfte unserer Leiden von uns zu nehmen. Indessen muß man doch Mäßigung in seinen Klagen beobachten, so daß man nicht immer im klagenden Ton rede und seinen Freunden beschwerlich werde, indem man zu viel von seinen Beschwerden spricht. Die Eigenliebe macht, daß wir unsere Schmerzen sehr stark fühlen; wir dürfen aber diese Fühlbarkeit nicht von andern erwarten, weil ihrer Eigenliebe daran liegt, sich von dieser Fühlbarkeit nicht überraschen zu lassen. Man schütte sein Herz, durch eine

eine gemäßigte Erzählung seiner Leiden vor ihnen aus; man überschwemme sie aber nicht mit Strömen von Klagen, wenn man nicht will, daß ihre Geduld ermüden soll. Wer immer klagt, der wird endlich bey niemand Mitleiden erregen, man wird ihn mehr für weichlich und ungeduldig, als für unglücklich und mitleidenswürdig halten. „Wer ohne Ur„sache klagt,“ sagt Montagne, „der wird „auch dann nicht beklagt werden, wenn er wirk„lich Ursache zu klagen hat. Wer immer klagt, „den beklagt man niemals. Ich suche mich „immer mehr von der kindischen und unmensch„lichen Gemüthsart zu befreyen, welche macht, „daß wir durch unsere Leiden Mitleiden und „Betrübniß in unsern Freunden zu erregen su„chen; daß wir unsere Unbequemlichkeiten ver„größern, um ihnen Thränen auszupressen, „und daß wir die Standhaftigkeit, die wir in „jedem loben, der sein widriges Schicksal mu„thig erträgt, unsern Freunden zum Vorwurf „machen, wenn sie sie in Ansehung unserer „Leiden zeigen. Ich stelle meine Krankheiten „höchstens so vor, wie sie sind, und vermeide „alle Worte, die ängstliche Vorstellungen ver„rathen, und alle klägliche Ausrufungen. Wo „nicht Fröhlichkeit, doch wenigstens ruhiges „Betragen, wünscht der weise Kranke bey de„nen zu sehen, die um ihn sind.“ Ich klage

nicht leicht, so daß ich von meinen Uebeln nicht gern rede, auch nicht gern reden höre. Diese wechselseitigen Reden heften die Imagination nur auf verdriesliche Gegenstände; die Zerstreuung ist mir angenehmer. Gern will ich die Klagen der Unglücklichen hören; aber mein Leiden andern zu klagen, bin ich ganz und gar nicht geneigt, weil ich mich nicht für so wichtig halte, daß man meinen Schmerz der Theilnehmung würdige.

2.

Die Worte derer, welche klagen, kommen nicht so sehr aus der Größe ihres Leidens her, als aus ihrer zu großen Weichlichkeit.

Die glücklichsten Menschen sind am empfindlichsten und weichlichsten; es braucht so wenig, ihnen wehe zu thun, daß nichts leichter ist, als sie zu hindern, vergnügt zu seyn. Um das größte Glück zu stören, braucht es nichts, als eine etwas zu große Weichlichkeit. Wie beklagenswürdig scheint man mir zu seyn, wenn man selbst im Schoos dessen, was man Glückseligkeit nennet, Pein empfindet; „es ist ein Beweis der Schwachheit," sagt Charron, „sich „einer besondern Lebensart unterwürfig zu ma„chen; es ist feigherzige Weichlichkeit und einem „rechtschaffenen Mann unanständige Zärtlich„keit

„ keit, die uns beschwerlich und unangenehm im „ Umgang und zu fühlbar gegen das Böse ma„ chen.“ Ein etwas zu großes Sandkorn verletzt den Fuß einer Person, die selten ausgehet, oder die nur in Kutschen zu fahren gewohnt ist. Ein Wind verursachet demjenigen einen Schnupfen, der keine andere Beschäftigung hat, als auf seine Bequemlichkeit beständig aufmerksam zu seyn. Ein kleiner Fluß, der dem, der zu ermüdenden Arbeiten gewöhnt ist, nicht die geringste Unruhe macht, bringt denjenigen außer sich, den eine weichliche Trägheit gegen das geringste unangenehme Gefühl, gegen die kleinsten Schmerzen empfindlich macht. Alles dieses lehret mich, daß der Süßigkeit des Lebens nichts mehr entgegen ist, als wenn man sie zu sehr liebt, und sie zu eifrig und zu aufmerksam suchet. Je weichlicher man sich hält, desto größer und unerträglicher macht man sich die geringsten Leiden. Man ist immer in Unruhe, weil die Gelegenheiten zu kleinen Unannehmlichkeiten sehr häufig sind. Seitdem ich kleine Schmerzen für nichts rechne, bin ich in Ansehung des übrigen sehr ruhig.

XXVI.

Die Sprache des Tröstenden.

1.

Man tröstet schlecht, wenn man mehr darauf denkt, schöne Worte zu sagen, als gute Trostgründe zu geben.

Und das geschiehet sehr oft; weil man mehr seine Eitelkeit befriedigen und zeigen will, daß man gut reden könne, als darauf bedacht ist, den Kummer derer, die man zu trösten unternimmt, in der That zu erleichtern. Es ist nicht immer die Wahl der Worle oder auch das Gewicht der Gründe, womit man die Bekümmerten zu trösten sucht, sondern die Art, wie man sie anbringt, wovon gemeiniglich die Wirkung des Trostes abhängt. Deswegen muß man anfänglich ihrer Empfindung zu schmeicheln scheinen; hierdurch macht man sie besser geneigt,

geneigt, uns zu hören, als wenn man sie gerade zu bestreiten wollte. „Man muß, wenn „man zu ihnen kömmt, ihre Klage für gerecht „erklären,“ sagt Montagne, „hiedurch wird „man Kredit gewinnen, um weiter zu gehen, „und durch eine leichte Wendung auf Reden zu „kommen, die zu ihrer Heilung dienen kön„nen. Man muß also ihr Zutrauen durch „eine gefällige Nachsicht gegen ihren Kummer „gewinnen, damit man seinen Gründen mehr „Eingang verschaffe. Man verfährt sehr „übel, wenn man, um sie zu trösten, sich ihrer „Leidenschaft widersetzt; denn das bringt sie „auf, und beweget sie noch mehr zur Traurig„keit. Man verhärtet das Uebel, wenn man „sich in Streit darüber einläßt, und reizet sie „dadurch, die Rechtmäßigkeit ihres Kummers „zu vertheidigen. Man siehet das bey ge„wöhnlichen Reden. Wenn ich etwas sage, „an dessen Behauptung mir nichts gelegen ist, „so werde ich verdrieslich und vertheidige es „mehr, als das, was mir in der That wichtig „ist, wenn man es mir streitig macht.“ Es ist vor allen Dingen nöthig, so wenig Zeit, als nur möglich ist, auf das Gespräch von dem Gegenstand des Kummers zu wenden. Man muß die Idee desselben unmerklich zu entfernen, seine Reden nach und nach auf solche Dinge, die damit in keiner Verbindung stehen, zu rich-

 ten

ten und auf solche Art den schmerzhaften Gedanken zu verbannen suchen. Aber zum Unglück für Traurige hat die Gewohnheit, durch Kondolenzen, Kleidungen und alles, was in dem Geist und den Sinnen die kummervollesten Vorstellungen erreget, ganz das Gegentheil dieses Verhaltens eingeführet.

2.

Um fähig zu seyn, andere gut zu trösten, muß man sich selbst zu trösten wissen.

Man muß sich auf alle traurig machende Begebenheiten recht zuzubereiten, sie nach ihrer Schwäche und Stärke recht zu erkennen und sich zu überzeugen wissen, daß man sie desto mehr fühlen werde, je ungeduldiger man sie erträgt: auf diese Art wird die Wissenschaft, sich selbst zu trösten, uns geschickt machen, andere zu trösten.

Hier sind die Lehren, die ich mir selbst gegeben habe, oder die ich mir selbst zu geben wünschte. Ich mache sie darum bekannt, daß man sie nur als Selbstbetrachtungen, nicht als Regeln ansehe, die ich für untrüglich halte, um zu der Ruhe zu führen, die man sucht. Ich glaube, daß viel andere gewiß besser denken können, als ich. Glaubt man, daß es

nicht

nicht immer sicher sey, meinem Beyspiel zu folgen, so werde ich wenigstens andere reizen, mir ein besseres zu geben, dem ich mit großem Vergnügen folgen werde. Denn was ist daran gelegen, woher die Ruhe kömmt, wenn man sie nur erhält?

1. Gedanken

um sich in Widerwärtigkeiten und Unglücksfällen zu trösten.

Alle Unglücksfälle können mir begegnen; ich muß also mein Herz zubereiten, sie zu empfangen, und es für ein Glück halten, wenn ich von einem derselben frey bleibe.

Ich habe einen Prozeß verloren; ich wußte wohl, daß ich ihn verlieren könnte, so gerecht auch meine Sache war; und ich erwartete diese Möglichkeit. Ich erfahre den Tod eines meiner besten Freunde; sein Tod rühret mich, aber er betrübt mich nicht bis zur Verzweifelung, weil ich ihn für so sterblich, als mich, hielt. Man hat mich durch grausame Lästerungen verfolgt; ich erstaune darüber nicht, weil ich weis, daß es keine Unschuld giebt, welche vor der Bosheit böser Menschen gesichert ist. Man hat mir ein Amt genommen, das mir Vergnü-

gen und Ehre gab; ich habe niemals mein Amt dergestalt als mein Eigenthum angesehen, daß ich glaubte, es könne mir nicht genommen werden; sondern als ein geliehenes Gut, das ich gern zurückgeben würde, wenn man es von mir wieder foderte. Ich hatte große Güter, große Reichthümer, ansehnliche Einkünfte, einen vortheilhaften Handel, ich war nichts schuldig und man war mir viel schuldig. Alles ist verschwunden, ohne daß ich darüber erstaune; denn die Erfahrung hatte mich gelehret, daß ein Bankerot, ein Raub, Mangel an Ueberlegung und Aufmerksamkeit, oder ein Zufall, den ich nicht vorher sehen konnte, fähig wäre, mich arm zu machen und in Schulden zu stürzen, die meine Foderungen an andere überstiegen. Ich hatte Freunde, die mir beständige Beweise ihrer Liebe gaben; sie schienen sich für alles zu interessiren, was mich betraf; sie versäumten nichts von allen, wodurch sie mir ihre Zärtlichkeit und Zuneigung zeigen konnten; sie sind verschwunden, diese Freunde; eine Revoluzion in meinen Glücksumständen hat sie alle von mir entfernt; ich dachte es wohl vorher, daß es nichts, als ein widriges Schicksal bedürfe, um mich in ihren Augen so verhaßt zu machen, als mein Glück mich zu einem Gegenstand ihrer Liebe zu machen schien. Ich wurde von einem in großen

Anse-

Ansehen stehenden Gönner unterstützt; er konnte alles bey den Ministern ausrichten; man versagte ihm nichts, warum er bat; und er war immer bereit, alles, was ich foderte, für mich zu erbitten. Diese Zeit ist vergangen; das Rad des Glücks hat ihn auf eine so niedrige Stufe gebracht, daß er selbst eines Beschützers und Gönners bedarf. Diese Revoluzion hätte mich sehr niedergeschlagen, wenn ich geglaubt hätte, daß auf dieser Stütze mein Glück unbeweglich fest gebauet sey, und wenn ich nicht voraus betrachtet hätte, daß ein Konkurrent, der sich mächtiger, als ihn, fände, bald mein Glück mit dem seinigen umstürzen könnte. Ich hatte einen Ruhm, der mir Ehre machte; man redete allenthalben von mir mit Lobsprüchen; man erhob mich als einen Menschen, der seiner Talente wegen vor andern vorgezogen zu werden verdiente. Die Verachtung ist an die Stelle des allgemeinen Beyfalls getreten. Ich glaubte wohl vorher, daß diese Veränderung sich zutragen könnte; denn da der Eigennutz oder die Gefälligkeit gemeiniglich das Lob hervorbringt, das man den Menschen giebt, so kann ein kleines Versehen, das sie begehen, ein kleiner Fehler, den man in ihrer Aufführung bemerkt, ein unglücklicher Erfolg in einer ihrer Unternehmungen, oder eine der sonderbaren Launen, denen der Geist der Völ-

ker

ker so oft unterworfen ist, die Menschen durch Verachtung so oft erniedrigen, als man sie durch Lobsprüche erhoben hatte. Da ich auf solche Art auf nichts Rechnung mache, so werde ich mich auch über nichts so betrüben, daß ich darüber meine Ruhe verliere.

Ich erwarte nicht die Gegenwart der Uebel, um mich zu ermuntern, sie mit Geduld zu ertragen. Ich gewöhne mich dazu, ehe sie kommen; und durch Ueberlegung erhalte ich diese Geduld, die andere nur erst im Leiden zu erlangen suchen würden.

Das Unerwartete muß nothwendig ein Entsetzen in mir wirken; darum bemühe ich mich, alles vorher zu sehen und es so zu machen, daß ich mir nicht nur das, was gewöhnlich geschiehet, sondern überhaupt alles, was geschehen kann, vorstelle.

Bin ich außer meinem Hause, so bilde ich mir ein, daß alle Arten von Unglück in demselben geschehen sind, damit ich, wenn ich zurück komme, die Unordnungen, die ich nicht finde und die ich finden konnte, als einen Vortheil ansehe.

Zu eben der Zeit, da ich mich entschlossen habe, der Parthey der Tugend standhaft zu folgen, habe ich mich überzeugt, daß ich immer Kämpfe wider die Parthey des Schicksals würde aushalten müssen.

In

In welcher Sicherheit ich auch zu seyn glauben kann, halte ich mich doch immer auf unerwartete Zufälle bereit; mitten unter den Liebkosungen des Glücks bereite ich mich auf seine Untreue.

Ich habe bemerket, daß niemand in der Welt ist, der alle Güter besitzt, oder sie während seines ganzen Lebens besitzt, man siehet einige, die große Reichthümer besitzen, aber ihre Geburt erniedriget sie. Andere haben einen Adel, den ihnen niemand streitig machen kann; aber es fehlt ihnen das, was nöthig ist, ihn gehörig zu unterstützen. Dieser ist zugleich edel und reich; aber er ist gezwungen im Verborgenen zu leben, weil er von niemanden geliebt wird. Dieser erlangt durch eine glückliche Ehe unermeßliche Güter; aber er wird gezwungen seyn, sie Fremden zu überlassen, weil er keine Kinder hat. Ein anderer wird so viel Kinder haben, als er wünscht; aber ihre Unordnungen machen ihn unruhig und betrübt. Kurz, das Glück lässet immer, in welchem Stande man sich auch befinden mag, etwas zu wünschen oder zu fürchten übrig.

Ich verliere im Unglück nicht die Hofnung; ich werde im Glück nicht verwegen, weil ich mich bemühe, mein Herz und meinen Geist auf alle Arten von Zufällen zu bereiten. Diese Zubereis-

bereitung macht mich bescheiden in glücklichen und geduldig in widrigen Umständen.

Genieße ich der vermeynten Glückseligkeit, welche der Besitz der Glücksgüter hervorbringt, so weis ich entweder, daß mein Stand der Veränderung unterworfen ist, oder ich weis es nicht. Weis ich es nicht, kann ich mir denn schmeicheln, bey dieser Unwissenheit glücklich zu seyn, die mich außer Stand setzt, die betrübenden Revoluzionen, die mir begegnen können, voraus zu sehen, und sie mir dadurch desto empfindlicher macht? Weis ich die Unbeständigkeit des Glücks, so wird es mir schwer seyn, nicht zu fürchten, das zu verlieren, wovon ich weis, daß es mir geraubt werden könne: kann ein vollkommenes Glück mit einer beständigen Furcht bestehen? Wenn dieser Verlust mir nicht sehr viel Kummer macht, so ist es ein Zeichen, daß das Gut, dessen er mich beraubt, mir kein großes Vergnügen geben kann; und aus allen diesen schließe ich, daß ich alle Güter dieser Welt mit einer klugen Gleichgültigkeit ansehen müsse, damit ich die Ruhe meines Geistes nicht davon abhängig mache.

Wenn mich das Glück verläßt, so thut es nichts, als daß es mir zuvor kömmt; denn es ist gewiß, daß ich es einmal würde verlassen haben. Was ist daran gelegen, ob ich es

einst

einst verlasse, wenn ich sterbe, oder ob es mich jezt verlässet, indem es von mir fliehet?

Wir kennen unsere Kräfte nicht, wenn wir nichts zu ertragen gehabt haben. Die Glückseligkeit, die niemals angegriffen worden, kann nicht den geringsten Anfall ausstehen; wenn sie aber, so zu sagen, Händel und Streitigkeiten mit den Unbequemlichkeiten und Bekümmernissen gehabt und sie lange bestritten hat; so wird sie dadurch abgehärtet und weichet keinen Uebeln; und wenn sie manchmal fällt, so kämpft sie noch auf den Knieen. Der geübteste Theil des Körpers ist gemeiniglich der stärkste. Keine Bäume stehen fester, als die den Stürmen am meisten ausgesetzt sind.

Der Weise fühlet die Unglücksfälle; aber er macht sich zum Sieger über sie und erhebet sich gleichsam wie auf einen Thron der Ruhe und des Friedens über alles Unglück, das ihn angreift und ihm drohet; er nimmt die Widerwärtigkeiten als Uebungen an.

Die Widerwärtigkeit führet mich von meinen Irrwegen zurück, indem sie mich in die Nothwendigkeit sezt, zu Gott zurück zu kehren; sie lehret mich seine Wahrheit nützen, indem sie die Schmeichler von mir entfernet; sie macht, daß ich ihm meinen Geist und meinen Leib zum Opfer bringe.

Es ist mit der Tugend, wie mit den besten wohlriechenden Sachen, die niemals so gut riechen, als wenn sie gerieben oder gebrannt werden. Welch einen guten Geruch hat ein Mensch für mich, wenn er über die Widerwärtigkeit sieget.

Es giebt schwache Tugenden, die nur durch Leiden unterstützt werden; Demüthigungen, die sich ohne Erniedrigungen verlieren würden; regelmäßige Lebensarten, die vom rechten Wege abweichen würden, wenn ihnen Gott nicht gleichsam eine Dornenhecke an die Seite setzte, um sie in ihren Schranken zu erhalten; Barmherzigkeiten, die sich verhärten würden, wenn sie nicht durch die Empfindung einiges Elends zum Mitleiden beweget würden; Andachten, die verlöschen würden, wenn sie nicht durch das Feuer einiger Trübsale wieder angezündet würden.

Ich stehe auf keiner hohen Stufe des Glücks; aber, wie viele giebt es, die noch unter mir sind. Wenn die Meynung macht, daß ich die Fürsten glücklich schätze, für welche man prächtige Palläste bauet; so verhindert mich die Vernunft, mich für unglücklich zu halten, wenn ich auf die armen Arbeiter sehe, die ihr Brod mit dem Schweis ihres Körpers gewinnen, indem sie eben diese Palläste bauen, und die mich für eben so glücklich halten, als diese

Fürsten es mir zu seyn scheinen. Ich bin, es ist wahr, weder Kanzler, noch Präsident, noch Staatssekretär, noch Minister, noch Herzog; aber ich bin auch kein Tagelöhner, Lastträger, Sänftenträger. Diese Unglücklichen haben Zwischenzeiten des Vergnügens; habe ich weniger Ursachen, als sie, zufrieden zu seyn? Wenige Leute machen diese Bemerkung; und indessen ist sie so nützlich, als leicht. Viele sehen immer auf diejenigen, die mehr sind, als sie, und niemahls auf diejenigen, die weniger sind. Ein einziger, der vor ihnen gehet, martert sie, und eine zahllose Menge, die hinter ihnen ist, tröstet sie nicht. Es giebt daher auch wenig Leute, die ruhig sind; weil es sehr wenige giebt, welchen nicht jemand vorgehet.

Ein Mensch, der Muth genug hat, seinem Schicksal entgegen zu gehen und ihm Trotz zu bieten, ist ein den Augen Gottes würdiges Schauspiel; ein Mensch, sage ich, wie derjenige, dessen Bild man in folgenden Ausdrücken so gut geschildert hat:

„Er allein scheint gleichsam unem„pfindlich in seinem Unglück; seine Seele „ist immer groß und immer unüberwind„lich; in diesen großen Veränderungen „wird sein Herz nicht verändert; und der„jenige, der sie leidet, ist am wenigsten be„kümmert. Nichts hat ihn beruhigen

„können; dieser überraschende Sturm
„hat seinen Muth nicht zu erschüttern ver-
„mocht. Und da er sein Glück gut nütz-
„te, so ist er in seinen Wiederwärtigkei-
„ten nicht niedergeschlagen. Der Himmel
„war heiter, als dieser große Donner-
„schlag alle seine Entwürfe und sein Glück
„in Staub verwandelte; aber unter den
„Greueln, die ihn umgaben, hat der un-
„erwartete Schlag ihn nicht in Erstau-
„nen gesetzt.“

Welch ein Heldenmuth, bey der Schwach-
heit eines Menschen, die Sicherheit eines Got-
tes zu haben. Große Beyspiele findet man in-
sonderheit in großen Glückswechseln. Der wahr-
haftig große Mann ist nicht trauriger, noch er-
staunter wenn er ausersehen ist, seine Stärke
gegen die Widerwärtigkeiten zu zeigen, als ein
tapfrer Soldat, wenn er die Trompete hört,
die ihn ins Gefecht ruft. Fällt er, so wird
dadurch seine Größe nicht verringert; man hat
für ihn eben die Ehrfurcht, als für die demo-
lirten Tempel, deren Ruinen sogar die Perso-
nen, welche Religion haben, verehren.

Das Innere des Menschen giebt sich nicht
besser zu erkennen, als im Leiden; dann siehet
man seine Standhaftigkeit oder seine Schwach-
heit. Es entreisset ihm seine wahre Empfin-
dungen, so verborgen sie auch seyn mögen, und
macht

macht sie offenbar. Mitten unter den Leiden verschwindet der versteckte Mensch, und die Wahrheit zeigt sich ganz nackend. Niemahls habe ich die Stärke meines Geistes besser kennen lernen, als wenn der Kummer ihn hat besiegen und niederschlagen wollen. Der Widerstand, den er bey diesen heftigen Anfällen zeigt, macht ihn der Achtung nicht weniger werth, als die ganze stille Ruhe, deren er mitten in den Süßigkeiten des Glücks genießet.

Was macht den Werth des Steuermanns bekannt? Der Sturm. Dem Werth des Kämpfers? Der Ort des Kampfes. Den Werth des Feldherrn? Die Gefechte. Den Werth des Muthigen? Die Wiederwärtigkeit. Die Größe der Seele? Betrübte Vorfälle. In der That wenn ich keinen Kummer gehabt hätte, so wäre ich mir selbst noch unbekannter, als ich es bin. Nachdem ich meine Schwachheit kennen gelernt habe, habe ich mich bemühet, sie zu stärken; und die erlangte Kenntniß von meiner Stärke hat mich gereitzt, sie in Uebung zu erhalten, damit sie nicht abnehme.

Da ich mir nicht schmeichle, genug gute Eigenschaften zu haben, um die Gunstbezeugungen des Glücks zu verdienen, so höret man mich auch niemahls über seine Ungunst klagen.

Es ist nicht genug für mich, die Leiden der Wiederwärtigkeit mit Geduld zu ertragen; ich

bemühe mich auch, noch weiter zu gehen; ich suche sie mir in Güter zu verwandeln. Ich habe einen Verlust erlitten; ich werde die Zeit, die ich auf das, was ich verlohren habe, wendete, zum Studium der Weisheit anwenden. Man hat mich gehindert das zu erhalten, was ich suchte; ich werde mich bemühen, mich geschickter zu machen, damit ich dessen würdiger werde. Eine Krankheit martert mich; sie wird mir das Leben so zuwieder machen, daß ich durch die Furcht vor dem Tode nicht beunruhiget werde.

Wenn ich mit meinen Leiden einig bin, so thun sie mir viel weniger Böses, als wenn ich ungeduldig über sie werde. Ich kann diesen Schmerz nicht vermeiden, ich will ihn also leiden. Wenn ich ungeduldig würde, so würde ich, wie mich dünkt, die Partey des Schmerzens wider mich selbst nehmen, um mich noch mehr zu martern. Warum sollte ich die Zeit anders nehmen, als sie kömmt? Kann ich es verhindern, daß sie nicht so kömmt, wie sie ist? **Ich will meine Ruhe nicht von dem abhängig machen, was nicht von mir abhängt.** Dies ist eine Regel von großem Nutzen.

Je mehr ich meine Aufmerksamkeit auf den Kummer richte, den man mir zu machen sucht, desto unerträglicher werde ich ihn mir machen. Wenn ich mich nicht stark genug fühle, ihn zu

extra=

ertragen, so will ich lieber die Augen davon wegwenden, wenn ich kann.

Viele andere eben so leiden zu sehen, als ich leide, das ist für mich kein Trostgrund; ich müste ihnen Böses wünschen, wenn meine Leiden bloß dadurch, daß ich sie leiden sehe, erleichtert werden sollten.

Die Uebel können mir wohl unangenehme Gefühle machen; aber niemahls werden sie mich zwingen, sie um Gnade zu bitten.

Wie gern höre ich den Philosophen reden, der vom bösen Schicksal, das ihm alle seine Güter geraubt hatte, beleidiget, über die Anfälle desselben spottete, ihm einen Strick hinhielt und sagte: „Gehe hin und hänge dich auf vor „Verdruß, daß du durch deine Verfolgungen „meinen Geist nicht aus seiner ruhigen Lage „bringen, noch die Stärke meines Muths erschüttern kannst.“

Ich wünsche die Uebel nicht; denn aldann würde ich meinen Kräften zu viel zutrauen; aber ich wünsche nur die Tugend, welche macht, daß man sie mit Geduld erträgt.

Niemals werde ich das Glück für ein wahres Gut halten, so lange ich sehen werde, daß es sich auch bey den Bösen befindet, und daß es sie nicht besser macht. In gänzlicher Ruhe schläft die Tugend ein und die Kraft des Geistes lässet nach. Zufrieden, glücklich zu seyn,

 be-

bemühet man sich nicht, weise zu werden. Im Ueberfluß der zeitlichen Güter, die man besitzt, vergisset man der ewigen, die man hoffet. Und wie man alles hat, was man wünscht, so wünschet man das nicht, an dessen Besitz des meiste gelegen ist.“

Niemals würde ich mich auf das Glück verlassen, wenn es auch, um Friede mit mir zu machen, mir freigebig und verschwenderisch, Würden, Reichthümer und Ehre gäbe; ich würde immer alle diese Dinge an einen Ort stellen, wo es sie wiedernehmen könnte, ohne daß ich dadurch in Bewegung gesetzt würde. Das Glück, sagt Horaz, welches sich in seiner Grausamkeit selbst gefällt und in seinem Eigensinn immer beständig ist, leidet nicht, daß die Güter und Würden, die von ihm abhängen, lange an einem Ort seyn; es lässet sie oft ihre Stelle verändern. Heute wird es mir geben, was es vielleicht morgen einem andern geben wird. Will es bey mir bleiben, so bin ich damit zufrieden; will es aber von mir fliegen, so will ich ihm gern alles zurück geben, was es mir geliehen hat, mich in meine Tugend einhüllen und nichts, als eine ehrliche Armuth verlangen.

Es ist nicht in meiner Macht, mir die Gunst des Glücks zu verschaffen; aber das ist in meiner Macht, von dem, was es mir giebt, einen

guten

guten Gebrauch zu machen und mich um das, was es mir nicht giebt, nicht zu bekümmern. Es hängt nicht von mir ab, mich in glücklichen Umständen zu befinden, oder mich von Widerwärtigkeiten zu befreyen; aber es hängt von mir ab, des Wohlergehens ohne Stolz und ohne Verschwendung zu genießen, und die Widerwärtigkeit ohne Ungeduld, ohne Unruhe, ohne Kummer zu leiden.

Verlange ich die ungewissen Dinge vom Glück, so werde ich sie vielleicht nicht erhalten; aber ich kann es von mir erhalten, sie nicht zu verlangen.

Das Glück kann mir wider meinen Willen meine Güter nehmen, mir Krankheiten verursachen, mich der Verleumdung aussetzen und mich in andere Unfälle stürzen. Aber es kann mich nicht wider meinen Willen stolz, neidisch, rachsüchtig, heuchlerisch, verleumderisch, niederträchtig, betrügerisch, geitzig machen. Es kann mir einiges Vergnügen geben, aber es kann mir kein Mißvergnügen machen; ich will nicht, daß meine Ruhe von seinen Launen abhange.

2. Gedanken,

um sich nicht der Traurigkeit zu überlassen.

Wäre ich traurig, so würden die kleinen Uebel, die ich leiden müßte, groß werden. Bey dem Kummer sind die gleichgültigsten Dinge unerträglich, die Freuden anderer niederschlagend, die Tugenden geschmacklos. Welch ein lächerliches Kleid ist es, wenn man seine Weisheit, seine Tugend, sein Gewissen, in Traurigkeit und üble Laune kleidet. Es ist indessen sehr gemein und scheint sehr nach der Mode zu seyn. Ich sehe sehr oft einige unserer vermeinten Weisen, die ihre Weisheit herabzusetzen glauben, wenn sie Frölichkeit zeigten. „Ich liebe und schätze „die Traurigkeit im geringsten nicht,“ sagt „**Montagne**, diese närrische und häßliche „Zierde. Die Italiäner haben mit ihrem Na„men viel schicklicher die Bosheit getauft; denn „sie ist eine immer schädliche, immer thörichte „und immer verzagte und niedrige Eigenschaft. „Die Stoicker verbieten sie ihren Weisen.“

Könnte ich es nicht hindern, mich von der Traurigkeit niederschlagen zu lassen, so würde ich mich doch wenigstens sorgfältig bemühen, sie in Gesellschaften zu verbergen, weil ich, wenn ich sie zeigte, fürchten würde, Vergnügen und Anmuth daraus zu verbannen und dagegen Be-

schwerde und Bitterkeit einzuführen. Ich suche immer alsdann zufrieden mit andern und mit mir zu erscheinen, und ich bin in der That, so viel als ich kann, das, was ich zu seyn scheine.

Eine Kleinigkeit ergötzet mich, weil ich mich gern an einer Kleinigkeit ergötzen will; ich freue mich gern über kleine Gegenstände der Freude und betrübe mich nicht über kleine Gegenstände der Traurigkeit, weil die einen, wie die andern nicht selten sind.

Uebe ich eine Tugend aus, die mit einem ernsthaften und strengen Ansehen verbunden ist, so begleite ich sie auch, so viel es schicklich ist, mit Munterkeit und einem heitern Gesicht, damit ich sie nicht in ein übel Geschrey bringe. Wenn es aber wahr ist, das Frölichkeit sehr gefällt, so ist es auch wahr, daß sie keine Ehre macht, wenn sie sich nicht zu den Personen, zu dem Ort und zu andern Dingen, die zum Wohlstand gehören, schickt; die Klugheit muß sie würzen und die Weisheit muß ihr Gewicht geben. Wenn ich das Muntere mit dem Ernsthaften vermische, so verhindere ich, daß das Letzte nicht in Traurigkeit und das Erste nicht in eine närrische und lächerliche Freude ausarte. Nichts ist der Schwermuth ähnlicher, als ein übertriebener Ernst; nichts ist der Ausschweifung ähnlicher, als eine uneingeschränkte Frölichkeit. Obgleich die Freude sehr schwatzhaft

ist, so mache ich doch, wenn mir ein Glück begegnet ist, davon keine Erzählung vor Unglücklichen, weil ich, durch die Vergleichung ihres Unglücks mit meinem Glück, die sie anstellen könnten, ihre Traurigkeit und ihren Schmerz nicht vermehren will.

Uebrigens lese man, um sich nicht der Traurigkeit zu überlassen, was vorher von den Widerwärtigkeiten gesagt worden.

3. Gedanken,
um sich bey Verachtung, Beschimpfung und übler Nachrede zu trösten.

Sollte ich wohl irgend einem Menschen die Macht geben, meine Ruhe zu stören, so oft es ihm gefiele?

Auf Verachtungen und Beschimpfungen will ich nicht anders antworten, als durch eine große Aufmerksamkeit auf mein Verhalten, um dieses des Lobes und der Achtung würdig zu machen. Die Verachtung, die man alsdann gegen mich zeigen wird, wird auf diejenigen, die mich verachten, zurückfallen. Niemals werden die Verfolger verhaßter, als durch das weise Betragen derer, die sie verfolgen.

Was

Was ist die öffentliche Achtung, die man mir verweigern kann, anders, als die Meinung vieler überhaupt, welcher man insbesondere keinen großen Werth beyleget? Wie viel Leute giebt es in der That, die nicht das, was schätzenswürdig ist, sondern nur das hochschätzen, was sie hochzuschätzen gelernet haben. Wie viel Menschen billigen eine Handlung, ohne fähig zu seyn, zu erkennen, was der Billigung würdig ist.

Die Achtung der Menschen ist so unbeständig, daß es unbegreiflich ist, wie man sich so viel Mühe geben kann, um sie sich zu verschaffen. Derjenige, der unser Verhalten bey irgend einer Gelegenheit billiget, wird deshalb nicht weniger geneigt seyn; uns bey einer andern Gelegenheit zu erniedrigen. Oft wird diese Achtung selbst die Ursache davon seyn, weil sie mehr die Eifersucht, als die Zuneigung, erwecket. Man legt einen sehr unsichern und bald wankenden Grund, wenn man die Belohnung tugendhafter Handlungen auf die Billigung anderer gründet.

Die vollkommenste und gegründeteste Hochschätzung bringt keine Vollkommenheit in uns. Diese Hochschätzung ist ein Blick, den gewisse Personen auf uns richten, und der voraussetzt, daß wir etwas Gutes an uns haben, der es uns aber nicht giebt; denn er lässet uns so, wie wir sind, er vermehret unser Gutes nicht und ist

ist also für uns von keinem Nutzen. Dieser Blick bestehet nur so lange, als man auf uns siehet; und das geschiehet selten und dauert nicht lange.

Obgleich die Hochachtung die Eitelkeit der Menschen sehr schmeichelt, so wünsche ich demohngeachtet doch mehr, ihre Liebe zu gewinnen. Die Hochachtung wird mir nur Eingang in ihren Verstand verschaffen; aber die Liebe wird mir ihr Herz öfnen. Indem sie mich schätzen, können sie vom Neide wider mich beseelet werden; aber, wenn sie mich lieben, werden sie keine von den bösartigen Leidenschaften haben, welche gemeiniglich unsere Ruhe stören.

Schwerlich findet sich jemand, der mich weniger schätzt, als ich mich selbst schätze; und eben darum, weil ich mich selbst nicht sehr hochschätze, werde ich auch gegen diejenigen nicht aufgebracht, welche keine Hochachtung gegen mich zeigen. Ich sorge nur dafür, daß ich das erlange, was sie verpflichten müste, mich hochzuachten.

Ich bedarf der Vollkommenheit zu sehr, um an den Ruhm zu denken; mich besser zu machen, ist das dringendste Bedürfniß. Das kürzeste Mittel, Ruhm zu verdienen, ist, daß man um des Gewissens Willen das thut, was man um seinetwillen thut.

Was

Was ist doch der Ruhm, den man mit so vielem Eifer sucht und mit so großem Schmerz verliert? Die menschliche Ehre bestehet in irgend einem vortheilhaften Urtheil, das andere von uns fällen. Und diejenigen, die es fällen, sind gemeiniglich Leute, die uns wenig kennen und deren Urtheil, nach unserm eigenen Geständniße weder sehr gegründet, noch sehr schätzbar ist; so daß wir sie oft in allen andern Dingen verachten. Diese Urtheile sind uns hiernächst gänzlich unnütz; sie setzen weder zu unserer Seele, noch zu unserm Körper etwas hinzu; sie vermindern keines unserer Uebel; sie dienen zu nichts, als uns zu betrügen, indem sie uns verleiten, nicht nach der Warheit, sondern nach der Meinung eines andern von uns zu urtheilen. Und nachdem wir uns während unsers Lebens damit geschmeichelt haben, so verschwinden sie mit einem mahl in der Stunde des Todes, weil wir alsdann die Empfindung von alleu diesen Dingen verlieren. Ist also wohl etwas, was eitler, schwächer, unnützer, und folglich unseren Begierden unwürdiger sey? „Nichts ist so von der Vernunft „entfernt," sagt **Montagne**, „als wenn wir „Ruhm einzusammeln uns bestreben. Denn da „wir innerlich arm und dürftig sind, da unser „Wesen unvollkommen ist und wir beständig „der Besserung bedürfen; so ist es dieses, wo-

van

„ran wir arbeiten müssen. Wir sind alle hung„rig und leer; nicht Wind und Worte sind es, „womit wir uns sättigen können; wir brauchen „eine festere Substanz zu unserer Nahrung. Ein „ausgehungerter Mensch würde sehr einfältig „seyn, wenn er sich eher mit einem schönen „Kleide, als mit einer guten Nahrung zu ver„sorgen suchte; man muß nach dem drin„gendsten zuerst trachten.“ Das dringendste ist die Tugend, die Rechtschaffenheit, die Weisheit und alles, was durch sich selbst Lob und Beyfall verdient. Unser Ruhm ist das Zeugniß unsers Gewissens, das ist, wenn unser Gewissen uns versichert, daß wir uns nicht von den Vorschriften der Gerechtigkeit und Vernunft entfernen.

Die Achtung, die man uns bezeuget, ist oft sehr zweydeutig, weil die Empfindungen des Herzens oft den Worten widersprechen, und weil man nur darum seinen Beyfall äusserlich zeigt, weil man dazu durch einen Bewegungsgrund des Eigennutzes gezwungen wird. Dieser blickt uns freundlich an, wenn wir ihn sehen, und macht verächtliche Mienen, wenn er hinter uns ist.

Nichts ist wahrhaftig schätzbar, als was unsterblich ist. Die Ehre dauert nicht; ich mache daher auch nicht viel aus ihr; ich schätze nur die Tugend, weil, wenn andere sie nicht

schätzen,

schätzen, sie doch ewig schätzbar seyn wird.
„In dieser würdigen Verwirrung von Gerüch-
„ten, Erzählungen und gemeinen Meinungen,
„die uns umher treiben, kann man keinen Weg
„finden, der etwas taugt. Lasset uns etwas
„so wankendes und flüchtiges nicht zu unserm
„Zweck machen, sondern beständig auf dem
„Wege der Vernunft fortgehen; der öffentliche
„Beyfall mag uns auf demselben folgen, wenn
„er will,“ sagt Montagne.

Da die Verachtung ein eingebildetes Uebel ist, so macht sie mich nicht betrübt; aber über meine Fehler habe ich Ursache, mich zu betrüben, weil es wirkliche und wahre Uebel sind. Doch ist dem ohngeachtet nicht jedermann meiner Meinung; es giebt Menschen, welche durch die Verachtung, die man gegen sie zeigt, mehr gerührt werden, als durch das, was verächtliches in ihnen ist. So wahr ist es, daß die Schläge, die man sich selbst giebt, nicht so wehe thun, als diejenigen, welche man von andern empfängt. Welche Ungerechtigkeit, so unvollkommen zu seyn, ohne darüber Kummer zu fühlen, und so betrübt zu seyn, wenn andere es sehen, daß man so unvollkommen ist! Wie viele würden gern mit le Pais sagen: „Eine ver-
„ächtliche Aufnahme, ein beleidigender Blick,
„ein rauhes Wort, Verweigerungen meiner

Bitten

„Bitten sind für mich so viel Dolchstiche, die „mir das Leben zu nehmen fähig sind."

So empfindlich ist man gegen eingebildete Uebel, da man oft gegen seine Fehler, die wirkliche Uebel sind, gleichgültig ist. Ein Lastträger, der zwey bis drey Centner, ohne sich zu beklagen, trug, konnte nicht zwey oder drey Worte tragen, die er für eine Beschimpfung hielt. Welche von diesen beyden Beschwerden mußte die beschwerlichste seyn? Man darf nur erwägen, welche weniger von der Einbildung abhängt.

Seitdem ich mit mir selbst einig geworden bin, finde ich mich sehr geneigt, einig mit andern zu leben, so verächtlich sie mir auch begegnen. Der Geist der Unruhe wird leicht der Geist der Uneinigkeit. Wie kann man andere dulden, wenn man sich selbst nicht ausstehen kann.

Die Verachtung der Beschimpfungen tödtet die üble Nachrede; die Empfindlichkeit dagegen wecket sie auf. Das heißt die Stärke ihrer Waffen erkennen, wenn man gestehet, daß sie uns haben verwunden können. Ich würde meinen Feind zufrieden machen, wenn ich ihm bezeugte, daß er meine Zufriedenheit stören könnte.

Ich würde die Reden eines Träumers, eines Unsinnigen dulden, er möchte mir auch noch

so viel Beschimpfungen sagen; warum sollte ich denn nicht eben so ruhig die Lästerungen und Verleumdungen eines bösen Menschen ertragen?

Ich wünschte meinem Geist eine solche Ausdehnung geben zu können, daß er sich über alle Beleidigungen derer, die ihn beschimpfen, wegsetzen könnte. In dieser großen Ausdehnung würde ich Ruhe finden können. So wie ein in ein großes Meer geworfener Stein es nicht ungestüm macht, so erreget auch eine Beschimpfung in einer großen Seele keine Unruhe, keine Bewegung.

Man hat es sehr weit in der Weisheit gebracht, wenn man beschimpfenden Tadel so gern höret, als Lob. Denn der Weise richtet sich in seinen Gesinnungen niemals nach der Meinung; er ist überzeugt, daß die wahre Ehre in der Tugend des Tugendhaften ihren Sitz habe, und nicht in der Meynung, die dem Irrthum, den Veränderungen, den Vorurtheilen unterworfene Menschen von ihm haben können.

Wenn ich eine der Würden besässe, die sehr über andere erheben, so würde ich nur in so fern Ehre und Achtung fodern, als es zur Erhaltung meines Ansehens nöthig wäre. Die Rechte der Macht bey Seite gesetzt, würde ich mich sehr wenig um das bekümmern, was man, in Ansehung dieser Macht Ehre nennt.

Es würde eine Unehre für mich seyn, wenn ich von gewissen Leuten geehret würde. Können diejenigen, die keine Ehre haben, sie andern geben?

„Ich bekümmere mich nicht so sehr um das, „was ich bey andern bin, als um das, was ich „in mir selbst bin," sagt Montagne. Könnte ich wohl an der Hochschätzung anderer ein Vergnügen finden, wenn ich mich selbst der Verachtung würdig erkennen müßte? Welch ein Trost ist es hingegen für mich, wenn mein Gewissen mir sagt, daß ich der Achtung würdig bin, eben dann, wenn andere mich verachten. Von dem Lobe meiner Freunde, wenn ich es an sich selbst betrachte, habe ich weder Frucht noch Nutzen, als nur durch die Eitelkeit einer fantastischen Einbildung; und wenn ich todt seyn werde, werde ich noch weniger davon empfinden. Wir müssen also unsern wahren Ruhm in uns selbst zu finden suchen, weil er uns bleiben wird, so lange wir seyn werden. Nur, wir allein wissen, ob wir zaghaft und grausam, oder aufrichtig und fromm sind. Andere sehen uns nicht; sie errathen uns durch ungewisse Muthmaßungen; sie sehen, nicht so sehr unsere Gemüthsart, als ihre Kunst; wir müssen uns also nicht an ihrem, sondern an unserm Urtheil halten.

Bey

Bey gewissen Gelegenheiten rede ich zuerst von meinen Fehlern; dies setzt oft meine Feinde in Verlegenheit und raubt ihnen das Vergnügen, davon zu reden. Die Ursache ihrer Verlegenheit und ihres Kummers ist diese, daß sie überzeugt sind, ich werde, weil ich meine Unvollkommenheiten kenne, alle Mühe anwenden, sie zu bessern; und sie betrügen sich nicht in ihrer Vermuthung. Das grosmütige und freye Geständnis unserer Fehler entwafnet den, der uns darüber beschimpfende Vorwürfe machen will.

Ich ziehe einen doppelten Nutzen aus den üblen Nachreden, die andere von mir führen. Der eine ist, daß sie mich den Karakter derer, die sie führen, kennen lehren und mir also ein gerechtes Mistrauen gegen sie einflößen; der andere, daß sie mir meine schwächste Seite, durch den öftern Angrif derselben, zeigen; ich befestige sie also, damit andere nicht ähnliche Angriffe unternehmen.

Verbreitet sich ein böses Gerücht von mir, so hoffe ich, daß es nicht lange dauern wird; das Leben, das ich führe, wird meinem vorigen Leben zur Rechtfertigung dienen; ich rechtfertige mich nur darum, weil die Liebe, die ich mir selbst schuldig bin, es fodert.

Es würde mich nicht ärgern, wenn man zu der Zeit, da ich mich wohl befinde, versicherte,

daß ich krank sey; es ärgert mich also auch nicht, daß man, da ich unschuldig bin, mich beschuldiget, daß ich strafbar sey.

Es ist kein Zeichen der Gesundheit eines Menschen, wenn er schreyet, so oft man ihn anrühret. Ich würde mich sehr schwach am Geist halten, wenn ich gegen alles, was meine Eigenliebe anzugreifen scheint, zu empfindlich wäre.

Beschuldiget man mich ohne Ursache, so werde ich die Gründe meiner Rechtfertigung bescheiden sagen. Nimmt man sie nicht an, so werde ich mich mit meiner Unschuld trösten; vielleicht wird man aufhören einen Menschen zu unterdrücken, der nicht widerstehet. Ein Mensch mag einen noch so großen Vorrath von bösen Worten haben, endlich ermüdet ihn ein Tauber doch. Wenn ich durch ein tugendhaftes Verhalten die Verleumdung nicht zum Schweigen bringe, so werde ich sie wenigstens entwafnen. Die Unschuld ist ein sehr angenehmer Zufluchtsort für diejenigen, welche verfolgt werden. Je weniger ich mir werde vorzuwerfen haben, desto weniger werde ich mich um das bekümmern, was man wider mich sagt.

Man sagt mir unangenehme Wahrheiten; ich ärgere mich aber darüber nicht, weil ich sie mir selbst vorhergesagt habe. Die aufrichtige Aufmerksamkeit auf mein Verhalten erlaubt mir

nicht,

nicht, meine Fehler zu verkennen. Und weil ich sie kenne, kann ich etwas besseres thun, als sie hinweg zu räumen suchen, wann ich erfahre, daß sie andern auch bekannt sind?

Es will mir jemand übel, er redet böses von mir; er sucht mir zu schaden; kömmt es etwa daher, weil ich mich nicht behutsam genug gegen ihn betrage? Wenn wir uns selbst wollen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so werden wir finden, daß man uns selten ohne Ursache beleidiget und daß man eben so selten ein Vergnügen daran findet, uns mit fröhlichen Herzen zu beleidigen; wir tragen oft etwas dazu bey.

Es hat jemand von mir Böses geredet; ich verzeihe es ihm leicht; seine Lästerung war mehr ein lebhafter witziger Einfall, als ein Ausdruck der Bosheit. So muß man, um die üble Nachreden sich weniger fühlbar zu machen, ihre Urheber zu rechtfertigen suchen.

Man sagt mir, daß man übel von mir gesprochen hat; das wundert mich im geringsten nicht; denn wer ist frey von den Anfällen der Lästersucht? Es ist ausgemacht, daß die Welt sich das Recht angemaaßet hat, von den Fehlern anderer in ihrer Abwesenheit frey zu reden. Einige thun es aus Bosheit, andere, ohne Arges dabey zu denken und blos, weil es das Gespräch so mit sich bringt; und es giebt sogar

solche, die es aus einer scheinbar guten Absicht thun; aber wenige sind, die es gar nicht thun. Ich würde mich also lächerlich machen, wenn ich der einzige in der Welt seyn wollte, den man verschonte. Und wenn diese Urtheile und Reden fähig wären, mich in Zorn zu setzen, so würde ich gewiß niemals davon frey seyn können.

Diese Urtheile und Reden, die mir schmerzhaft seyn würden, wären entweder völlig wahr, oder völlig falsch. Sind sie wahr, wäre es denn nicht eine schreckliche Sache, wenn mir das keinen Kummer machte, daß meine Fehler Gott bekannt sind, und wenn ich doch nicht leiden könnte, daß sie Menschen kennen? Sind sie falsch und ungründet, ist dann das mich rechtfertigende Urtheil Gottes nicht zureichend, mich zu bewegen, das Urtheil der Menschen zu verachten? Warum macht das Urtheil Gottes nicht so viel Eindruck auf mich, als die Billigung meiner Freunde und derer, die ich schätze? Diese ist ja gemeiniglich hinreichend, mich über das zu trösten, was andere von mir denken und sagen können. O wie süß ist es, in der Gerechtigkeit Gottes Trost, bey der Ungerechtigkeit der Menschen zu finden. Ohne Murren sehe ich die schwarze Verleumdung, die mich mit ihrem verpestenden Gift anzustecken sucht und ohne Gerechtigkeit und Ursache wider mich

ihre

ihre Tiraney ausübt. Nein, Herr! Es kümmert mich nicht, wenn die mit Unwissenheit und Irrthum angefüllte Welt nach dem äussern Schein mich bitter tadelt; ich berufe mich von ihren Urtheilen auf dich, der du bis in das Innerste meiner Seele dringest und dereinst ihre Urtheile richten wirst.

4. Gedanken

zur Beruhigung und zum Trost in einem niedrigen Stande.

Verachtet mich ein Großer, so werfe ich sogleich meine Blicke auf meine geringen Glücksumstände, und ich finde, daß er nicht ganz Unrecht hat, weil er aus dem Beyspiel derer, die ihm aufwarten, gelernt hat, das geringe zu schätzen, was nicht seiner Größe gleich kömmt. Wenn ich dann auf mich selbst sehe, so will ich gern glauben, daß seine Verachtung in meinem wenigen Verdienst ihren Grund habe. Ich ermuntere mich also zu dem eifrigen Bestreben, das zu erlangen, was er wahrhaftig schätzen muß. Aber, er wird mich vielleicht darum nicht mehr schätzen. Daran ist nichts gelegen; ich werde vollkommener werden. Und ist das nicht so viel werth, als seine Achtung?

Sie sind über mich erhaben, werde ich ihm sagen können; Sie gehen durch Ihre Würde mir vor. Wandeln Sie also zuerst auf dem Wege der Vollkommenheit; leiten Sie meine Schritte zu ihr; geben Sie mir ein Beyspiel dazu: So werden Sie meine Erniedrigung niedriger machen, wenn ich Ihnen nicht folge.

Die Feinde des Staats und sich selbst besiegen; sich der Gefechte bedienen, um seine Mässigung und Weisheit zu vermehren; Gnade und Güte zeigen, indem man Siege davon trägt; Städte erobern, und zugleich die Herzen derer gewinnen, die sie verlieren; sich eben so geliebt, als gefürchtet machen; sich nur durch Vernunft und Billigkeit leiten lassen, ohne das Vorurtheil oder die Meinung zu hören; andern vieles verzeihen, ohne für sich selbst Verzeihung zu bedürfen: Das ist es, was ich eine der Bewundrung des Himmels und der Erde würdige Größe nenne. Wie gern würde ich mich in meiner Niedrigkeit trösten, wenn ich viel solche Große sähe.

Unsere wahre Größe bestehet nicht darin, daß wir andere vor uns erniedrigen, sondern daß wir in uns selbst groß sind, so daß unsere Erhöhung nicht von ihren Erniedrigungen abhänge. Die wahre Größe hängt also von mir ab; es ist folglich mein Fehler, wenn ich sie nicht habe; ich muß mich also um meine Nie-

drigkeit nicht betrüben, weil es von mir abhängt, mich aus ihr zu erheben.

Ich setze mich, durch die Meinung, die ich von mir selbst habe, so niedrig, daß es unmöglich ist, mich noch mehr zu erniedrigen. Die niedrigste Stufe ist die festeste und sicherste. So schrecklich sie auch den Stolzen und Ruhmsüchtigen ist; so werde ich mich doch trösten, wenn man mich darauf setzt, weil ich dann nur meiner selbst bedürfen werde.

Ich finde mich sehr klein, wenn ich mich mir selbst vorstelle, und noch kleiner, wenn ich aus mir selbst herausgehe, um so viel große Dinge zu betrachten, die mich umgeben, und unter welchen ich mich ganz verliere. Diese Kleinheit meiner selbst, die mir so gut bekannt ist, macht mich mit der Demuth sehr vertraut, und bey dieser Demuth gewöhne ich mich gern an meine Niedrigkeit.

Ich glaube nicht, daß jemand mich geringer schätzen kann, als ich mich selbst schätze. Oft höre ich sagen, daß man sich nicht kennet; das ist gemeiniglich wahr; aber ich unterstehe mich zu versichern, daß ich eine Ausnahme davon bin. Ich kenne mich; und diese Selbsterkenntniß macht es, daß ich mich noch mehr erniedrige, als mich andere erniedrigen können. Es giebt Zeiten wo ich mich nicht ausstehen kann; so unvollkommen finde ich mich. Aber ich tröste mich

über meine Unvollkommenheit durch die Hofnung, daß mein Abscheu dagegen mich helfen wird, mich davon zu befreyen.

So viel Vollkommenheit zu besitzen ich mir auch schmeicheln könnte, so würde ich doch immer Ursache, mich zu erniedrigen finden, wenn ich an alle die Schwachheiten, die ich mit allen Menschen gemein habe, und an meine eigenen Unvollkommenheiten dächte. Da dem so ist, wer kann mich mehr erniedrigen, als ich es selbst thue.

Wann ich mich erniedrige, so thue ich es aufrichtig und nicht in der Absicht, mir ein Recht zur Erniedrigung anderer zu verschaffen, oder der Beurtheilung meiner Handlungen zuvor zukommen, oder guten Rath und Ermahnungen zu entfernen.

Will man mich, bey dem Anblick meiner Unwissenheit, durch Verachtung erniedrigen, so kann man mir darüber nichts demüthigenderes sagen, als ich mir selbst sage. Denn, wie sehr bin ich überzeugt, daß es Dinge giebt, die ich nicht weis; und wie wenig mache ich aus denen, die ich weis! Lächerlich ist der Stolz, der nur auf eine weitläuftige Lektüre und auf ein getreues Gedächtniß sich gründet! Dieses hat lange meine Wissenschaft ausgemacht und macht noch die Wissenschaft des größten Theils unserer Gelehrten aus.

Umsonst sehen mich die Großen, die sich in der Einbildung so weit als möglich ausbreiten, als ein Nichts an, wegen der kleinen Stelle, die ich in der Welt einnehme. Schon lange bin ich ihnen durch folgende Betrachtung zuvorgekommen: Welche Stelle ist es, die ich in der ganzen Ewigkeit, mitten unter allen Himmelskörpern über der Erde, unter so vielen Kreaturen einnehme? Wie wenig Leute kennen mich! wie wenige denken an mich! Wie klein ist die Zahl derer, über welche ich einige Macht habe! Welche große, welche zahllose Menge solcher giebt es, die mächtiger, gelehrter, reicher und weiser sind, als ich? Es ist bey solchen Betrachtungen sehr leicht, demüthig zu seyn.

Wenn ich wegen meiner geringen Glücksumstände kein Ansehen bey den Großen habe; desto besser, ich werde von den Bitten der Kleinen weniger bestürmt werden; ich werde weniger in Gefahr seyn, Ungerechtigkeiten zu begehen; ich werde weniger abhängig von den Großen und also weniger verbunden seyn, mich zu martern, um ihnen zu gefallen, zu schmeicheln, Erzählungen zu machen, zu kriechen und mich allen ihren Leidenschaften gleichförmig zu machen.

Welch ein Vergnügen ist es für mich in meiner Erniedrigung und in meiner Kleinheit,

wenn

wenn ich darin der Ruhe genieße! Wie es besser ist, auf einem kleinen, engen und niedrigen Lager in Gesundheit zu schlafen, als sich krank auf einem großen Bette zu quälen; so ist es auch besser, im niedrigen Stande mit Zufriedenheit zu leben, als in hohen Ehrenstellen von Kummer genaget zu werden, wie die mehresten Großen sind? Ich wünschte gewiß nicht mich in ein geräumiges, gut equipirtes und mit Gold und reichen Kaufmannswaaren beladenes Schif einzuschiffen, von welchem ich wüßte, daß es versinken würde; also wünsche ich auch nicht in einem prächtigen Pallast zu wohnen, wo ich gewiß von Sorgen und Unruhen belastet seyn würde.

Empfinde ich meine Kleinheit mit Unruhe, so werde ich an nichts, als an meine Vergrößerung denken; und wenn ich mich vergrößern will, werde ich mich beständig kleiner machen; um über andere zu herrschen, werde ich mich selbst unterwürfig machen; um zu Ehren und Würden zu gelangen, werde ich mich allen Arten von Knechtschaft unterwerfen; kurz, um mich zu erheben, würde ich mich beständig erniedrigen müssen. Da das nun eine Erniedrigung für die andere seyn würde, so ist mir diejenige worin ich bin, eben so lieb, als eine andere.

Die

Die Simplizität meiner Hausgeräthe ist mir weniger zur Last, als ihre Pracht es seyn würde. Ich liebe ein Bette nicht, welches mehr für den Prunk, als für den Schlaf gemacht ist. Ich betrachte prächtige Dinge nicht sowohl von Seiten des Glanzes, den sie haben, als von Seiten der Unruhe, die sie geben. Ich sehe in meinem Hause genau auf das Nothwendige, und wenig auf das, womit man Staat macht. „Die prächtigen Leute sind mehrentheils wahre Armen," sagt Saint Evremond; „sie suchen „allenthalben mit Sorge und Unruhe Geld, „um das Vergnügen anderer zu unterhalten, „und indem sie ihren Ueberfluß, dessen Fremde „mehr, als sie genießen, den Augen anderer „aussetzen, so fühlen sie insgeheim, mit ihren „Frauen und ihren Kindern ihren Mangel, theils „durch den Ungestüm ihrer Gläubiger, von „welchen sie tiranisiret werden, theils durch „den schlechten Zustand ihres Vermögens, dessen gänzlichen Ruin, sie vor sich sehen." Die Pracht des Großen erlangt ihren größten Werth von der Bewunderung der Kleinen. Die Ehrsucht will eine Schaubühne haben; sie erlaubet nicht, daß man für sich selbst lebe; darum fürchte ich mich vor ihr.

Die Großen und die Kleinen haben gemeiniglich in ihren Unternehmungen und Handlungen gleichen Geist, gleiche Grundsätze. Der Unterschied

schied ist nur der, daß man den Handlungen der Großen große Nahmen giebt. **Montagne** sagt; „Ich finde daß die ersten Stellen „gemeiniglich von den unfähigsten Leuten ein„genommen werden; und daß große Glücks„güter selten mit einem großen Verstande ver„bunden sind. Ich habe, da man sich an der „Oberstelle einer Tafel von der Schönheit einer „Tapete, oder von dem herrlichen Geschmack „des Weins unterhielt, viel herrliche Einfälle an „dem andern Ende derselben verlohren gehen „gesehen." Und **Charron**: „Die Größe und „Alleinherrschaft wird darum von allen ge„wünscht, weil alles Gute, was in ihr ist, sich „äußerlich zeigt, und alles ihr Uebel inwendig ist; „auch ist, andern befehlen zu können, eine so schöne „und göttliche, als große und schwere Sache; aus „diesem Grunde werden die Großen höher als „Menschen geschätzt. Dieser Glaube ist nütz„lich, um die Völker in Ehrfurcht und Gehor„sam zu erhalten; diese sind die Mutter des „Friedens und der Ruhe. Uebrigens sind es „Menschen, nach der Form der andern gemacht „und sehr oft schlechter gebohren und von der „Natur begabt, als viele von gemeinen Stande. „Es scheint, daß ihre Handlungen, weil sie „von großem Gewicht sind, auch von wichtigen „Ursachen hervorgebracht werden; aber es ist „nicht so, sie entstehen aus gleichen Triebfedern,

wo-

„wodurch die Handlungen gewöhnlicher Men„schen gewirkt werden. Eben der Grund der „uns mit unserm Nachbar veruneiniget, erre„get einen Krieg unter Fürsten; der, welcher „einen Bedienten Schläge bringt, macht den „Ruin einer Provinz, wenn er einen Fürsten „betrift. Die Großen wollen so leichtsinnig, „als wir; aber, sie können mehr, als wir; „eine Fliege und ein Elephant haben gleiche „Begierden. Uebrigens haben sie, ausser den „Leidenschaften, Fehlern und natürlichen Be„schaffenheiten, die ihnen mit dem geringsten „ihrer Anbeter gemein sind, oft Fehler und „Unbequemlichkeiten, welche die Größe ihnen „besonders bringt." Darum macht es mir nicht den geringsten Kummer, mich von der Größe so weit entfernt zu sehen.

Da ich keine Begierde nach der Größe habe und mich zufrieden mit meiner Niedrigkeit finde, so suche ich lieber meines Gleichen, als die Großen; ich gehe lieber mit denen um, die mir die Arme entgegen reichen, als mit denen, die mir den Rücken zukehren.

Meine Vernunft beugt sich nicht vor den Großen; ich beuge nur meine Knie vor ihnen. In sich selbst ein zu großes Mistrauen setzen, bringt eine niederträchtige Furcht hervor, welche dem Geist die Freyheit und Zuversicht nimmt,

nimmt, die Vernunft schwach, die Worte zitternd und die Handlungen ohne Kraft und Munterkeit macht. Mit diesen in die Augen fallenden Schwachheiten wird man für wirklich schwach und folglich für sehr verächtlich gehalten. Ich fiel ehemahls leicht in diese Schwachheiten, wann ich vor den Großen erschien; ihre Erhebung erniedrigte mich so tief; der sie umgebende Glanz blendete mich so stark, daß ich vor ihnen war, als wenn ich nicht gewesen wäre; das ist schwach, im Dunkeln, vernichtet. Aber, seitdem ich das Joch der Meinung abgeschüttelt habe, verehre ich sie, weil sie meine Obern sind; ich gehorche ihnen, weil sie meine Herren sind; ich schätze sie, weil sie *ein* persönliches Verdienst haben, weil es *ein* Tribut ist, den ich ihrer Tugend schuldig bin; aber ich vernichte mich nicht durch eine kriechende Herablaßung, die demjenigen unanständig ist, welcher die Dinge so, wie sie sind, zu erkennen weis.

Suche ich die Gunst der Großen, Kredit bey Mächtigen, einen ruhmvollen Ruf, hohe Würden, große Reichthümer, so werde ich die Mittel gebrauchen, die mich in dieser Welt wichtig machen können, welche ich doch bald verlassen werde. Wenn ich aber alle diese vermeinten Vortheile verachte, so werde ich das Mittel gebrauchen, wodurch ich mich glücklich in der andern

dern Welt mache, die mein ewiger Aufenthalt ist. Ich bin entschlossen; ich verachte jene Vortheile.

Hat der Große einen andern Schlaf, einen andern Geruch, ein anderes Gefühl, ein anderes Auge, als ich? Nein. Worin übertrift er mich denn in seinen Ergötzlichkeiten? In verschiedenen äusserlichen Dingen, die weder ihm eigen, noch in ihm sind. „Die Könige,“ sagt Montagne, „sind im Genuß der Wollüste selbst ärger daran, als Privatpersonen; „indem die Leichtigkeit sich zu vergnügen ihnen „das Pikante nimmt, was wir darin finden. „Sollten die Chorschüler wohl ein großes Vergnügen am Singen finden? Das zu viele „Singen macht es ihnen vielmehr überdrüßig. „Wer sich nicht Zeit lässet, Durst zu fühlen, „der kann kein Vergnügen am Trinken finden.“

Ist man größer, wenn man eine angesehene Würde hat? wenn man ein wichtiges Amt zu erlangen glücklich gewesen ist? wenn man der Besitzer eines Landes von großen Einkünften geworden ist? Diese Frage zu beantworten, darf ich nur nachdenken, ob ich größer seyn würde, wenn ich auf einem Berge von Gold und Silber stände oder auf einem der höchsten Berge in der Welt wohnte? Ein Dichter sagt: „Wenn man ehemals lebte, wie „zu unsern Zeiten, so nehme mir das Alter-

„thum nicht übel, wenn ich behaupte, daß die-
„jenigen, die in ihren Schriften von so vielen
„großen Männern reden, die Nachwelt betro-
„gen. Die wenigen Großen, die man in je-
„dem Range der Menschen sieht, stehen immer
„auf einer gewissen Höhe. Der eine den ein
„großes Ansehen oder eine hohe Geburth un-
„ermeßlich groß zeigt, würde ohne diese Hülfe
„sehr klein erscheinen. Der andere, den das
„Glück erhebet, und der darauf stolz ist, glaubt
„von einem so vielen andern gemeinem Irr-
„thum verführet, groß zu seyn, weil er hoch
„stehet."

Alle wahren und nothwendigen Bequemlichkeiten, welche die Fürsten haben, sind ihnen mit ihren Unterthanen gemein; wird man von einem Herren besser bedient, als von einem gewöhnlichen Bedienten?

Ich habe keinen Antheil an den großen Begebenheiten, die die Augen und zugleich die Bewunderung des Volks auf sich ziehen. Da ich sie aber nicht bewundere, so wünsche ich auch im geringsten nicht daran Theil zu haben. Ich bin sehr aufmerksam ihre Quelle kennen zu lernen, um deshalb ruhig zu seyn. Es ist oft zur Ehre der wichtigsten Begebenheiten sehr viel daran gelegen, daß ihre Ursachen verborgen bleiben. Und wie unbedeutend ist das alles in den Augen Gottes! Er sieht unsere Beginnen

auf den kleinen Haufen von Staub und Koth sich hin und her bewegen, woraus unsere Eitelkeit so große Länder macht.

Ich schäme mich meiner Niedrigkeit im geringsten nicht; nur dessen schäme ich mich, es zu verdienen, daß man mich erniedrige.

Die Verschiedenheit des Geschmacks bewahret mich vor Muthlosigkeit, indem ich hoffe, daß einige das, was ich sage und thue, nicht mit Verachtung verwerfen werden. Eben diese Verschiedenheit bewahret mich vor Stolz, so sehr man mich auch lobt, indem ich denke, daß einige das tadeln können, was andere billigen.

Welchen großen Unruhen ist man an erhabenen Stellen ausgesetzt! Wie wird man da beobachtet, beurtheilet, beneidet! Welchen großen Unbesonnenheiten ist man da unterworfen! Wie viel leidet man, wenn man von seiner Höhe herabfällt! Und ist ein solcher Fall selten?

Rechtmäßige und vernünftige Mittel, große Würden zu erlangen, schätze ich höher als die Würden selbst.

„Warum warten Sie den Großen so we„nig auf?“ frägt man mich oft. „Welche „Nachläßigkeit!“ Ich antworte nichts; diejenigen aber, die mich kennen, antworten für mich, daß es darum geschiehet, weil ich mich weder durch Eitelkeit, noch Eigennutz, auf Kosten meiner Ruhe führen lasse.

Der Zweck meiner Ehrbegierde ist, ein der Erhebung würdiges Verdienst zu haben, welche der Gegenstand der Ehrsucht anderer ist. Gelange ich nicht zur Größe, so werde ich mich groß genug finden, wenn ich sie nur verdiene.

Es ist Größe der Seele, Ehrenstellen, Würden, Reichthümer zu verachten. Hieraus ziehe ich die Folge, daß es nicht Größe der Seele sey, sie zu besitzen.

So verschieden auch das Schicksal der Großen von dem Schicksal der Kleinen ist, so haben sie doch mit diesen Kleinen einen Ursprung und ein Ende, und sind eben denselben Veränderungen unterworfen. Das ganze Gewicht ihres Glücks ruhet nur auf der Stütze eines schwachen und sterblichen Lebens. Sie tragen ihre Größe, die ihr Schatz ist, in irdenen Gefäßen, welche, so geschmückt und vergoldet sie auch von aussen seyn mögen, doch in ihrer Materie zerbrechlich sind. Die Großen und die Kleinen, die Reichen und die Armen verwesen auf gleiche Art. Ein Licht mag noch so glänzend seyn; es läßt doch einen übeln Geruch nach sich, wenn es erlischt. Eben so ist es mit den großen Männern, mit den großen Eroberern, die, gleich furchtbaren Kometen, sich durch Verwüstung der Welt hervorgethan haben; es bleibt von ihnen nichts übrig, als der Geruch der Fäulniß und Verwesung. Aller

Glanz

Glanz der Größe wird in der Finsterniß des Grabes verdunkelt. Zwar machen die Großen, die nicht von dem Geist der Religion beseelet sind, aus der traurigen Ceremonie ihrer Leichenbegängniße, die letzte Ressource ihrer Eitelkeit, um sich noch nach dem Fall, der sie zu Boden stürzt, zu erhalten, wenn sie gesehen haben, daß ihres Gleichen alles verlieren, was sie über andere Menschen erhob. Sie bemühen sich, durch das Gedächtniß, was sie hinterlaßen, das zu ersetzen, was der Tod ihrer Person rauben wird; sie sammeln, so zu sagen, die Ueberbleibsel ihres Ruhms in pompösen Lobreden, in prächtigen Mausoleen; in herrlichen Inschriften, und machen sich aus diesem Leichenschmuck gleichsam eine Art von Bezauberung, um das erniedrigende Bild ihres traurigen Schicksals vor sich selbst zu verbergen.

Aber beweinenswürdige Blindheit des menschlichen Stolzes, der sie einigermaßen mit ihrer eigenen Leere anfüllt; der aus den traurigen Lehren, deren sich Gott, sie zu erniedrigen, bedienet, sich die gefährlichsten Illusionen macht, womit er sich nähret; der auf Erz und Bronze die flüchtige Größe, die so schnell vergehet, zu fixiren sucht; der die Reste seiner Macht auf der unvermeidlichen Klippe, woran sie scheitert, errichtet, und sich einen Theil des welt-

lichen Lebens sogar im Reich des Todes selbst zu versichern bemühet.

Man verbirgt nichts so sorgfältig, als den Stolz; ein Beweis, daß der Stolz ein sehr schimpfliches Laster ist. Zu der Zeit, da ich mich durch die Eitelkeit leiten ließ, würde ich mich geschämt haben, so eitel zu erscheinen, als ich war. Jetzt schäme ich mich, einem Fehler gefolgt zu seyn, den zu zeigen ich mich so sehr geschämt haben würde.

Seitdem ich mich bemühe, alle Empfindungen des Stolzes, die meine Eigenliebe in mir erreget, zu unterdrücken, beklage ich mich nicht mehr über den Stolz anderer. Ihre Eitelkeit war mir unerträglich, weil ich mir einbildete, daß sie mir so viel Vollkommenheit rauben wollten, als sie sich beylegten, oder weil die gute Achtung, die ich gegen mich selbst hatte, mit den verächtlichen Begegnungen unverträglich war, die sich eitle und stolze Personen gemeiniglich erlauben.

Je mehr ich in meiner Kleinheit mich stolz über andere erheben zu wollen scheinen werde, desto mehr werde ich sie aufbringen; und wenn ich sie aufbringe, so werde ich mich in ihnen Feinde gemacht haben, die an nichts denken werden, als mich zu beunruhigen, zu betrüben, und meinen Absichten entgegen zu arbeiten. Ich will daher mich bestreben, stärker zu seyn, als

die andern, ohne zu zeigen, daß ich denke, es gebe jemand, der schwächer sey, als ich.

Stolz, Eitelkeit, Einbildung wollen mich oft überreden, daß ich bey aller meiner Niedrigkeit doch etwas Wichtiges in der Welt sey. Kann ich ihnen glauben, wenn ich bedenke, daß, wenn ich aus diesem Leben gegangen seyn werde, eben diese Welt meine Abwesenheit nicht wahrnehmen wird. So wahr ist es, daß ich ihr sehr unnütz bin.

Hohe Würden fliehen mich; ich weiß es ihnen sehr viel Dank, daß sie mir zuvorkommen; denn ich finde darin so viel Lockspeisen, die Eitelkeit in Flammen zu setzen, daß ich sie fliehen würde, wenn sie mich nicht flöhen. Wenn man Ehrenstellen empfängt, so wird man stark versucht, sich der Ehre würdig zu halten; so daß man oft bey dem stehen bleibt, was man zu seyn glaubt, ohne daran zu denken, das zu werden, was man nicht ist.

Wenn ich einen Großen in der Ferne sehe, so blendet er mich und reißt mich hin, vortheilhaft von ihm zu urtheilen; er erfüllt mich mit Vorurtheilen für seine Größe und für ihn selbst; komme ich ihm aber näher, so schwächen die persönlichen Fehler, die ich an ihm bemerke, den fremden Glanz ausserordentlich, den er von seiner Würde und seinem Range entlehnet.

Ein Großer ist in seiner Idee nicht ein einzelner Mensch; er ist ein Mensch, der, von allen denen, die ihm zugehören, umgeben, sich einbildet, so viel Arme zu haben, als sie alle zusammen haben; weil er darüber disponiret und sie in Bewegung setzt, wie es ihm gefällt. Ich sehe ihn also als einen Menschen an, der viel durch andere kann; wenn ich aber die andern von ihm trenne, so betrachte ich ihn als einen andern Menschen.

Die großen Bewegungen, die große Welt liebe ich so wenig, daß es mich im geringsten nicht kränkt, durch meine geringen Glücksumstände mich davon ausgeschlossen zu sehen. Wenn ich darin bleiben muß, so mache ich mir in ihr eine Art von Einsamkeit; ich ziehe meine Seele aus dem Gedränge; ich reservire mir immer in mir selbst ein Hinterstübchen für mich ganz allein, um es zu meiner Hauptwohnung und zu einer Freystäte der Ruhe und der wahren Freyheit zu machen. Da vertheidige ich mich gegen die gemeinen Vorurtheile dieser großen Welt.

Da ich keine Ehrsucht habe, so ist mir auch die Einsamkeit nicht verhaßt; wäre ich ehrsüchtig so würde sie mir unerträglich seyn. Unmöglich wäre es, den Ruhm, den die Ehrsucht suchet, mit der Ruhe zu vereinigen, die die Einsamkeit verlangt.

Ich will, daß es mir bey mir selbst besser gefalle, als bey den Großen und anderwärts; und es gefällt mir in der That besser. Ich habe deshalb genug gelernt, allein zu bleiben. Ich finde die Einsamkeit der Unruhe des öffentlichen Lebens so vorzüglich, daß ich lieber wünschte, immer allein zu seyn, als es niemals seyn zu können.

In der Einsamkeit begreife ich es vollkommen, daß es ein großes Unglück für einen Menschen sey, wenn er jedermann allzubekannt und ihm selbst zu unbekannt lebt. Ohne sich selbst zu kennen, kann sich niemals jemand vervollkommen; und man kann zu eben der Zeit, da man andern sehr bekannt ist, sehr unvollkommen seyn. In der Stille der Einsamkeit lerne ich mich am besten kennen; weil ich da nicht durch eine unendliche Menge von Gegenständen zerstreuet werde, die alle meine Blicke und Betrachtungen auf sich ziehen, ohne mir zu erlauben, einen einzigen auf mich selbst zu werfen. Wenn ich mich selbst studire, so erkenne ich mein Elend, und dies demüthiget mich. Ich erkenne meine Schwachheiten, dies macht mich mistrauisch gegen mich selbst. Ich ererkenne, daß der Besitz keiner Kreatur mich befriedigen kann; darum erhebe ich mich über sie bis zum Schöpfer, der allein die Fähigkeit

meines Herzens und meine uneingeschränkten Wünsche erfüllen kann.

Das Glück hat mich in eine sehr mittelmäßige Lage gesetzt, aber ich finde daran so viel Geschmack, ich befinde mich so wohl dabey, daß es scheint, ich habe mich selbst in Vereinigung mit dem Glück darin versetzt.

Das eingezogene Leben läßt mich viel Annehmlichkeiten schmecken, weil ich dabey von den geräuschvollen Händeln befreyet bleibe, wovon man in der Welt hin und her getrieben wird. Das unangenehme Geräusch eines hitzigen Volks, wovon jeder für seine Vortheile arbeitet, wecket und störet mich nicht. Ich darf denen nicht aufwarten, die man Große nennet, weil sie ein großes Gefolge, große Equipage, große Tafeln, große Palläste haben; weil man große Mühe hat vor ihnen zu kommen, und weil man, wenn man ihnen eine große Anzahl von Jahren gedient hat, aus ihrem Dienst gehet mit großer Verachtung, großem Kummer und einer großen Armuth.

Welch ein Vergnügen, sich von einem Ort entfernt zu sehen, wo man also lebt, daß man immer wider Betrug und Verrätherey auf seiner Hut seyn muß.

Das, was die große Welt in meinen Augen sehr gefährlich macht, ist dieses, daß sie viel Böse in sich enthält, und daß es sehr schwer

ist,

ist, in dem Umgang, den man mit ihnen haben muß, sie nicht zu hassen, oder ihnen nicht nachzuahmen. Haßt man sie, so ziehet man sich ihre Verfolgung zu; ahmt man ihnen nach, so wird man verdorben; zwey unglückliche Extreme!

Die Gewohnheit gern allein zu seyn, macht, daß ich das Spiel, die öffentlichen Spatziergänge und die andern Gelegenheiten, den Geist zu zerstreuen, verabscheue; sie macht, daß ich Vergnügen am Studiren finde; sie gewöhnet mich zum Nachdenken über mich selbst; sie macht mich aufmerksam auf meine Pflichten und geneigt, sie zu erfüllen.

Den Eifer sich in der Welt empor zu bringen, glaubt man sehr zu rechtfertigen, wenn man bey Verspottung derer, die mit ihrem mittelmäßigen Glück zufrieden sind, sagt, daß wir nicht so sehr für uns selbst, als für das gemeine Beste gemacht sind. Ich würde denen glauben, die so sprechen, wenn ich nicht glaubte, daß Zwang oder Ehrsucht sie in die Welt get..:ben hätte.

Ich bin nicht groß, das ist: ich gehöre nicht zu der Zahl derer, zu denen man sagen kann: „Denket ihr, daß das Herz eines Men„schen euch offen sey, dem euer Zimmer so ver„schlossen ist? Könnet ihr ein aufrichtiges und „wahres Wort von einem Menschen erwarten,

der

„der es nicht wagen dürfte euch Guten Mor„gen zu sagen.“ Ich bin nicht groß, das ist, ich habe nicht immer unersättliche Begierden, oder, ich bin nicht immer den bösen Begierden anderer ausgesetzt, oder, man kann von mir nicht sagen, was Comines von der schlechten Erziehung der Herren seiner Zeit sagt. „Sie „haben von keiner Wissenschaft Kenntniß; dem „Unterricht und der Aufsicht eines einzigen Men„schen untergiebt man sie nicht; sie haben Gou„verneure, mit welchen man von ihren Angele„genheiten spricht, und mit ihnen spricht man „von nichts. Auch habe ich oft gesehen, daß „ihre Diener mit ihnen machen, was sie wol„len; und wenn es ja einem einfällt, zu wis„sen, was ihm zugehöret, so ist es zu späte, „daß es zu nichts mehr dienet.“ Ich bin nicht groß, das ist, ich erhalte nicht solche Ehre von Menschen, die mich die Ehre, die ich Gott schuldig bin, vergeßen lassen kann; ich bin nicht in Gefahr, kein anderes Gesetz meines Willens, als meinen Willen selbst, leiden zu wollen; meine Macht ist nicht so groß, daß meine Neigung zur Sünde, durch die Leichtigkeit, sie zu begehen, und durch die Straflosigkeit, wovon ich gewiß wäre, wenn ich sie begangen hätte stärker werden könnte. Ich bin nicht groß, das heißt: Da ich nicht beständig von dem süßen Gift der Schmeicheley trunken bin, so bin ich fä-

hig

an der Bitterkeit der Gefahr Geschmack zu finden. Wäre ich hingegen groß, so würde die Wahrheit es nicht wagen, sich mir zu nähern. Die Großen müssen ihr entgegen gehen, wenn sie sie kennen wollen; denn man untersteht sich nicht ihnen entgegen zu gehen, um sie ihnen zu zeigen. Mit welcher Zurückhaltung begegnet man denen, welche in Größe und Ueberfluß leben! Die Ehrerbietung, welche die Idee, die man sich von der Größe macht, eindrückt, verschließt denen den Mund, die sich den Großen nähern, und hindert sie, ihnen Wahrheiten zu sagen, die ihnen misfallen könnten. Da diejenigen, die sie umgeben, gemeiniglich nur um ihre Vortheile willen an ihnen hängen, so fürchten einige ihnen Kummer zu machen; andere suchen ihnen zu gefallen, und die meisten rechtschaffene Leute selbst begnügen sich, sie zu beklagen, und wagen es nicht, sie zu bessern. Alles, was die Menschen in der Welt erhebt, als Reichthümer, Macht, Ansehen, macht sie unmerklich mehr und mehr anhängig an ihre Meinungen, theils, weil man dieser Dinge wegen ihnen nachsieht und ihre Urtheile ihnen wichtig sind, theils weil sie weniger zum Widerspruch gewöhnt sind, welches sie dagegen empfindlicher macht. Weil man ihnen nicht oft sagt, daß sie sich betrügen, so gewöhnen sie sich zu glauben, daß sie sich niemals betrügen; und sie verwundern sich, wenn man es un-

unternimmt, ihnen merkbar zu machen, daß sie dem Irrthum so gut unterworfen sind, als andere. Kurz, sie kennen fast niemals die Wahrheit, als durch Leute, denen es sehr gleichgültig ist, ob sie sie wissen oder nicht. Eine jede Stufe der Größe ist der Wahrheit ein Hinderniß; und wer sich höher in der Welt erheben will, der will zugleich, daß die Wahrheit mehr Mühe habe, sich uns hörbar zu machen.

Ich beneide das Schicksal dieser Großen der Welt so wenig, daß ich sie vielmehr bedaure. In dem erhabenen Range, der sie den Augen der Welt zum Schauspiel aussetzt, sind sie, den Pflichten ihres Standes unterworfen, selbst Sclaven derer, die ihnen gehorchen. Indem sie in dem Purpur, worinnen sie gebohren sind, nichts Neues mehr finden, so fühlen sie jeden Augenblick die Unruhen und Sorgen die er bedeckt, sich erneuern. Nur ein leeres Fantom von Glückseligkeit, das uns betrügt, zeigen sie den Augen; und die Dornen des Diadems verwunden ihr Herz, indem die Blumen desselben ihre Stirn schmücken. Nach der glücklichen Dunkelheit derer oft seufzend die ihnen ihre Erhebung beneiden, scheinen sie den Glanz derselben nur für andere empfangen zu haben, indem sie ihre ganze Last für sich selbst behalten.

Wenn man von niemanden gesehen wird, so bekümmert man sich nicht um den Besitz

prächtiger weltlicher Eitelkeiten; und diesen Vorzug giebt ein niedriger Stand. N.... würde nicht so schöne Hausgeräthe, so viel Porcelain und Pendulen haben, wenn er nicht erwartete, Leute bey sich zu sehen, die ihn dieser Bagatellen wegen loben würden. Ich lobe ihn nur in so fern, als ich in ihm selbst Stof zum Lobe finde.

Es ist eben so viel Weisheit, die Aemter, zu denen man sich nicht mehr geschickt findet, zu verlaßen, als sich würdig zu machen, sie zu erhalten. Ich habe P..... eben so bewundert, da er die Stelle verließ, die gehörig zu bekleiden sein hohes Alter ihm nicht mehr erlaubte, als da er mit dem Verdienst, das ihm die Wahl des Fürsten und den Beyfall des Volks verschafte, sie annahm. Wie schön ist die Wissenschaft, sich recht zu kennen. Wie schön ist der Muth, gut weichen zu wissen! Wie schön ist eine Entfernung von Geschäften zu rechter Zeit! Aller dieser Schönheit ist man fähig, wenn man eine vernünftige Gleichgültigkeit gegen hohe Würden hat.

Da ich mich so klein an Verdiensten, als an Glücksumständen, halte, so zeige ich mich nicht gern. Gewohnt, mich nicht zu schätzen, glaube ich immer, daß andere Ursachen haben, mich zu verachten. Wenn ich mich unnütz fühle, so entferne ich mich, ohne zu warten, daß man

es mir sage. Wollte ich darauf bestehen, zu bleiben, so würde man endlich Sorge tragen, mich von meiner Unnützlichkeit zu unterrichten; und ich würde vielleicht den Kummer haben, mich schimpflich und gezwungen zu entfernen, welches ich mit Ehren und freywillig hätte thun können. Es ist mir lästig, andern lästig zu seyn.

Wissenschaft, Geschicklichkeit, glänzende Projekte und Handlungen, die uns andere bekannt machen, sind oft Veranlaßungen daß wir uns selbst verkennen. Man ist mit äußerlichen Dingen so beschäftiget, daß man die Geheimniße, seines Innern nicht kennet. So oft ich in mich selbst zurückgekehrt bin, habe ich mich anders gefunden, als ich von aussen zu seyn geschienen habe.

Es ist wahr, ich bin weit davon entfernt, bey Hofe mein Glück zu machen; aber es ist auch wahr, daß ich mit dieser Entfernung sehr zufrieden bin; denn ich liebe es im geringsten nicht, meine Ruhe zu verlieren; ganz von dem Willen eines andern abzuhängen; immer anders zu reden, als ich denke; mit Leuten in genauer Verbindung zu seyn, die mir vielleicht gleichgültig seyn würden und die ich doch zu lieben mich stellen müßte; das zu loben, was ich vielleicht nicht schätzen würde; mich mit Hofnung zu nähren; tausend unnütze Dienste zu thun, ehe man

man einen gut findet; nicht für mich, sondern für andere, zu leben; gänzlich den Leidenschaften eines andern unterworfen zu seyn; mich nur nach seinen Launen zu richten, und aus allen seinen Bekümmernissen und Wünschen meine eigenen Angelegenheiten zu machen; beständig mit der Maske vor dem Gesicht zu gehen; das für angenehm auszugeben, was ich verabscheue. Kurz, ich liebe einen solchen Ort nicht, wo man mehr gut zu leiden, als gut zu thun wissen muß; wo die Verleumdung immer offene Ohren und die Unschuld selten einen für sie geöfneten Mund findet; und wo man von der Furcht vor dem Fall nicht weniger gemartert, als von der Begierde, sich zu erheben, verzehret wird.

Ich sehe nicht, daß die Großen und Reichen lieber und aus vollerm Herzen lachen, als die Kleinen und Armen; ich finde vielmehr, alles wohl untersucht, daß diese größere und häufigere Freuden haben. Die Größe hat immer große Sorgen und große Unruhen zu Begleitern, welche sie immer in dem Genuß der Vergnügungen, die sie haben, stören.

Die großen Herren sind einigermaßen die größten Sclaven. Ein Bauer hängt an nichts, als an seiner Hütte und an seiner Familie; ein großer Herr hingegen hängt an großen Landgütern, an schönen Häusern, an einer großen Anzahl

zahl von Bedienten, so daß er ein Sclave seiner Sclaven selbst ist. Ein bloßer Diener ist fähig, ihn zum Aufschub einer noch so dringenden Reise zu bewegen.

Ich wünschte gewiß nicht, zu der Zahl gewisser Großen zu gehören, welche, wie man so gut gesagt hat, um so viel unglücklicher sind, je mehr sie sich frey zu seyn einbilden. Der eine freuet sich, weil er auf das Glück ist und Hofnungen auf eine wichtige Würde zu hegen berechtiget zu seyn scheint. Aber, welchem Zwange ist er ausgesetzt; er muß beständig ein wachsames Auge auf seine Vortheile haben, sich bis zur Niederträchtigkeit gefällig machen; alle Sorgen erfahren, die gewöhnlich zweifelhafte Hofnungen mit sich führen; er muß die offenbaren Anfälle der Feinde, die geheimen Verrätherey en der Neider, die boshafte Eifersucht derer, die ihm gleich sind, die pikanten Spöttereyen der höhern, die wunderlichen Launen der Herren ertragen; und das alles um einer auf die Meinung gegründeten Ehre, um ungewisser Gunstbezeugungen, um vergänglicher Güter willen. Es ist wahr, daß das Ansehen, das eine Würde giebt, die Achtung, die sie an sich ziehet, die Einkünfte, die sie verschaft, der Rang, zu dem sie erhebt, das Vermögen, sich seine Freunde verbindlich zu machen, seine Angehörigen zu versorgen, sich an seinen Feinden

zu

zu rächen; es ist wahr, sage ich, daß alles dieses die Ehrbegierde erweckt, die Begierde entzündet, der Eigenliebe außerordentlich gefällt. Das ist die schöne Seite der Größe; das ist das einnehmendste, was sie hat. Wenn ich aber in das Innere dieses schönen äussern Anscheins dringe, wenn ich die Unterwerfung, den Zwang, die Emsigkeit, die ein Amt fodert, betrachte; wenn ich bedenke, daß es die Gesundheit dessen angreift, der es besitzt, daß es ihn von seinen Angehörigen entfernt, daß es ihm allen Umgang mit ihnen untersagt, daß es ihn mit Sorgen und Unruhen belastet, um seine Pflichten zu erfüllen, Neider zu entfernen, seine Herren mit sich zufrieden zu machen, wider seine Feinde auf seiner Hut zu seyn: und alles dieses für einen Ruhm, der sehr geschwind vergehet, für eingebildete Ehre, für Güter die ihn verlaßen, oder die er bald verlaßen muß — denn das Leben ist sehr kurz — wenn ich dieses überlege, so würde ich, anstatt eine solche Größe zu suchen, vielmehr fürchten, sie zu erhalten.

Man siehet, ich gestehe es, Große, die sich hervorthun, einige durch Tapferkeit, andere durch Beredsamkeit, durch die Kenntniß der Künste, durch weit ausgebreitete Einsichten; einige durch Politik, durch erhabene Projekte, durch eine große Geschicklichkeit in Unterhand-

lungen, durch heldenmüthige Thaten. Aber, wenn man diese großen Leute näher kennen lernt, wie viel Schwachheiten würde man nicht entdecken! Welche lächerliche Eitelkeit! welchen schändlichen Neid! welche Empfindlichkeit bey nichtswürdigen Dingen! welche kindische Kleinheiten, deren sie sich schämen würden, wenn sie dem Geringsten unter allen Menschen bekannt würden.

Ich erwarte den Großen im Tode, der so viel Verachtung gegen mich hat, daß er es übel nimmt, wenn ich mich mit ihm zu vergleichen wage.

5. Gedanken,

zur Beruhigung in der Abhängigkeit und Knechtschaft.

Wenn man gern gehorchet, so vermeidet man das unerträglichste der Kechtschaft, welches darin besteht, wenn man das thun muß, was man nicht thun wollte. Es ist im geringsten nicht ein Unglück für mich, etwas aus Gehorsam thun zu müssen, aber es würde eins seyn, wenn ich es wieder meinen Willen thäte. Welche Thorheit, lieber mit Gewalt fortgeschleppt seyn, als gutwillig folgen zu wollen. Wer

Wer mit seinem Stande nicht zufrieden seyn will, der macht sich seine Marter selbst.

Um mir das leicht zu machen, was ich thun muß, und um es gut zu thun, thue ich es gern; denn, was man aus Zwang thut, geschiehet niemals so gut, als was man aus Neigung thut. So leicht auch eine Sache ist, wird sie doch schwer, wenn man sie ungern thut.

Da ich gar keine Neigung zum Befehlen habe, so finde ich weniger Schwierigkeit im Gehorchen. Um gut zu befehlen, muß man andere gut zu regieren wissen; wie könnte ich also befehlen, der ich kaum mich selbst gut regieren kann? Lieber will ich folgen, als leiten; auf einem gebahnten Wege gehen, als mir ihn selbst bahnen; für mich selbst, als für andere gut sagen.

Man behält eine Art von Freyheit, wenn man denen gern gehorcht, die die Macht, uns zu zwingen haben. Handelt man nicht frey, wenn man das gern thut, was man thut?

Ich unterwerfe mich meinen Obern ohne Widerstand, um die Pflichten zu erfüllen, die ich ihrem Ansehen schuldig bin; und wenn sie Verdienste haben, so schätze ich sie ohne Widerstreben, um die Pflichten zu erfüllen, die ich ihrer Tugend schuldig bin.

Es ist mir angenehm und vortheilhaft, meinen Herren zu gehorchen, und denen, die mich

leiten; weil es mir so schwer scheint, eine gute Wahl zu treffen und sich nicht zu irren, und weil ich mich von vielen Sorgen befreyet glaube, wenn jemand, der geschickter ist, mir gebietet, was ich thun und laßen soll. Alsdann vereinige ich gern mit der Macht, deren man sich in Ansehung meiner bedienet, diejenige, die ich über mich selbst haben muß.

Bey dem Gehorsam, den ich zu leisten verpflichtet bin, tröstet mich unter andern dieses; daß ich weder meine Handlungen noch ihre Folgen verantworten darf.

Warum sollte ich mich weigern, zu gehorchen, da der Gehorsam zur Erhaltung der Gesellschaft von so großer Wichtigkeit ist? Wäre die Macht, zu gebieten, nicht einer einzigen Person gegeben, wie viel Unordnungen würden nicht durch die verschiedenen Leidenschaften und Vortheile der Menschen hervorgebracht werden!

Man gehorcht nicht so, wie man muß, wenn man zu sehr über den Befehl räsonniret. Ich gehorche und überlasse es dem, der befiehlt, Reflexionen zu machen. Das ist seine Sache, nicht die meinige.

Ich kenne keine des Hasses würdigere Knechtschaft, als die, wenn man seinen Begierden dienet, sich von seinen Leidenschaften beherrschen läßt und sich vor Vorurtheilen und Meinungen

nicht

nicht zu bewahren weiß. Horatz sagt: „Wer „ist derjenige, den man einen freyen Mann „nennen kann? Der Weise ist es, der die Herr„schaft über sich selbst hat; den weder Tod, noch „Armuth, noch Ketten schrecken; der die Kraft „hat, seinen Leidenschaften zu widerstehen und „eitlen Ruhm zu verachten; der alles in sich „selbst findet; der keinem Dinge außer ihm eine „Gewalt über sich läßt; und auf den die härte„sten Streiche des Schicksals immer ohne Wir„kung fallen.“ Ich werde also in keiner Abhängigkeit zu beklagen seyn, wenn ich diese Freyheit behalte.

Immer werde ich mich bey der Herrschaft anderer über mich trösten, wenn ich Herrschaft über mich selbst habe. Bey dieser Herrschaft werde ich mich über alles wegsetzen, mich um nichts eifrig bemühen, was es nicht verdienet, und immer weiten Raum zu freyen Handlungen haben.

6. Gedanken

zum Trost bey einer niedrigen Geburt.

Ich will lieber durch gute Handlnngen, als durch eine edle Geburt, bekannt seyn. In meinen guten Handlungen wird man mein Werk erkennen; in meiner edlen Geburt wür-

de man nur das Werk meiner Eltern sehen. Marius sagt nach dem Salust: „Der Vor-
„zug einer edlen Geburt fehlt mir, ich gestehe es;
„aber ich finde einen größern in meinen Thaten.
„Und die Ungerechtigkeit derer ist ausserordentlich
„groß, die mir deshalb Vorwürfe machen und
„nicht wollen, daß ich mich meiner Tugend rüh-
„me, indem sie sich doch fremder Tugenden
„rühmen.“

Warum erstaunet man, Personen aus den Hefen des Pöbels sich erheben und veredeln zu sehen; warum verachtet man sie. Haben nicht die edelsten Familien einen gleichen Anfang, wenn man bis zu ihrem ersten Ursprung zurücksieht. Das adeliche Geschlecht ist dasjenige, dessen Bürgerliches nach und nach verschwunden, das Unadeliche, dessen Adel auf eben solche Art verlohren gegangen ist. Diejenigen, die blos von Geburt edel sind, machen sich eine Ehre daraus, zeigen zu können, daß ihr Adel sehr alt sey; aber, so alt er auch seyn mag, giebt es doch eine gewisse Zeit, die ihnen ein Non plus ultra ist, über welche sie hinauszugehen nicht wagen würden; weil sie endlich viel Niedrigkeit und Elend finden würden. Je mehr sich die Menschen ihrer ersten Quelle nähern, destomehr Aehnlichkeit finden sie in ihrer Genealogie; und endlich, wenn sie dahin gekommen sind, finden sie keinen Unterschied mehr; sie sind alle gleich.

Hat

Hat jemand alte Schriften, welche beweisen, daß er durch seine Geburt weit über mich erhaben sey, so habe ich ältere, welche beweisen, daß ich durch meine Geburt auch ein großer Herr bin.

Das, was ich in den Adel der Geburt am höchsten schätze; ist die große Verpflichtung edler Personen, von der Tugend ihrer Ahnherren nicht aus der Art zu schlagen.

Die Wappen, die Titel, alles Aeusserliche des Adels giebt diejenigen, die dazu gehören, mehr zu erkennen, als daß sie dadurch wirklich geadelt werden. Man wird mehr beobachtet, wenn man adelich ist, und noch mehr verachtet, wenn man seinen Adel nicht behauptet. Und es ist eine große Sache, einen Adel von Geburt würdig zu behaupten. „Der große „Glanz deines Hauses," sagt **Petrarch**, hin„dert dich nur, verborgen zu leben und nimmt „dir dadurch die süßeste Ruhe des Lebens und „das Mittel, dir selbst zu leben. Man wird „aus allem, was du insgeheim thust, öffentliche „Mährchen machen; man wird wissen, wie du „im Hause lebest; und deine Ahnherren schei„nen alle deine Nachbarn zu Spionen gemacht zu „haben, damit du auf deine Handlungen Ach„tung gebest und merkest, ob du deinen Vorfah„ren nachahmest." Man hat keinen Theil an

 dem

dem Ruhm seiner Ahnen als nur in sofern man sich bemühet, ihnen ähnlich zu seyn.

Ich schätze diejenigen höher, die den Adel ihrer Familie anfangen, als diejenigen, in welchen, und nicht durch welche er fortgesetzt wird. Wer böse ist erröthe, nicht wer von unberühmten Geschlecht ist; denn der Adel kömmt nicht von schon verfaulten Körpern. Besser ist es, ihn angefangen, als geendiget zu haben, wie es besser ist, schön zu seyn, als einem schönen Vater seine Geburt zu verdanken zu haben. Ich sehe weniger auf den Namen, den man unterschreibt, als auf die Handlungen, die man thut.

Der Adel ist einer Null ähnlich, die man nicht rechnet, wenn sie allein stehet; wenn man sie aber zu andern Zahlen hinzusetzt, so ist sie sehr wichtig zur Erhöhung des Werths derselben. So macht auch der Adel allein kein Verdienst bey dem, der sich desselben rühmet; sie ist in Absicht auf ihn nur das usurpirte Gut eines andern, eine eingebildete Eigenschaft, womit er sich schmeichelt; ein Asyl, das er sich bey Gräbern bauet, ein entlehntes Licht, dessen er sich bedienet.

7. Gedanken,

zur Beruhigung in Schmerzen und Krankheiten.

Ich hüte mich sehr zu empfindlich bey Ergötzlichkeiten zu seyn, weil ich fürchte, das Gefühl der Schmerzen dadurch zu vermehren.

Leide ich viel, so muß ich Geduld haben; entweder wird der Schmerz oder ich selbst, bald ein Ende nehmen. Die heftigen Uebel haben gemeiniglich keine lange Dauer; je größer ihre Heftigkeit ist, desto mehr habe ich Ursache zu glauben, daß sie ihrem Ende nahe sind.

Es ist mit dem Schmerz, wie mit einem Feind; unsere Furcht giebt ihm Muth.

In Schmerzen und Krankheiten entferne ich, so zu sagen, meine Seele von ihnen, so viel ich kann, um mich mit ihr zu unterhalten, mein Vergnügen in ihr zu finden und sie zu zerstreuen, damit sie sich nicht ganz mit den Uebeln, die sie leidet, beschäftige. Es ist gewiß, daß, wenn ich durch dieses Verhalten die Empfindung des Uebels nicht schwäche, so wird es wenigstens nicht größer. Die Ursache, daß man mit so vieler Ungeduld die Uebel des Körpers leidet, ist diese, daß man sich nicht gewöhnet, sein vornehmstes Vergnügen in seiner Seele zu finden.

8. Gedanken,

zum Trost bey dem Verlust seiner Güter, Verwandten und Freunde.

Man mag noch so große Güter besitzen, so wird doch der Geist von Sorgen und der Körper von Krankheiten gequälet; warum sollte ich mich denn so sehr über den Verlust dieser Güter betrüben, da sie nicht vor diesen Uebeln bewahren?

Um mich wegen des Guts zu trösten, das ich verlohren habe, so freue ich mich desjenigen, was mir übrig ist; und wenn mir nichts übrig bleibt, als was ich mit allen Menschen gemein habe, so bin ich mit diesem *gemeinschaftlichen* Gut zufrieden um mich über den Verlust meines besondern Guts nicht zu sehr zu betrüben. Denn ich will nicht sinnreich seyn, mich zu martern, und ich würde es gewiß seyn, wenn ich mit den erlittenen Verlust, Kummer, Ungeduld und Verzweifelung vereinigte.

Alle Güter der Welt, die man besitzt, sehe ich nur als geliehene Güter an; wenn sie mir also genommen werden, so denke ich, daß ich sie zurückgebe, nicht daß ich sie verliere. Ich war überzeugt, daß ich sie nicht immer behalten würde; ich hatte sie schon durch Gleichgültigkeit verlaßen, ehe sie mich verließen.

Habe

Habe ich einen Prozeß, so unterrichte ich meine Richter, ohne daß ich sie zu hintergehen suche; ich bitte um ihren Beystand, ohne sie zur Ungerechtigkeit aufzufodern; sprechen sie ein mir vortheilhaftes Urtheil, so mache ich, ohne Härte und Rache, Gebrauch davon; sprechen sie wider mich, so unterwerfe ich mich ihrem Urtheil ohne Murren.

Bey dem Verlust meiner Anverwandten und Freunde gebe ich der Natur, der Erkentlichkeit, der Freundschaft, was sie fodern; und hernach bemühe ich mich, das der Vernunft zuzugestehen, was sie zu erhalten nicht ermangeln würde. Meine Thränen hören nicht aus Müdigkeit, sondern aus Ueberlegung auf, indem ich nicht der Zeit die Ehre überlassen will, sie abzutrocknen.

Bald werde ich im Tode denen folgen, die der Tod mir genommen hat; ich reise mit ihnen einen Weg; sie sind nur ein wenig eher als ich abgereiset; ich wuste wohl, daß wir uns einmal trennen würden.

9. Gedanken,

zum Trost in der Arbeit.

Indem ich mir die Arbeit zur Gewohnheit mache, finde ich es leicht, die schwersten Dinge

ge zu thun; ich bereite mich sogar zu, den Schmerz mit Geduld zu leiden.

Ich weigere mich auch einer überflüssigen Arbeit nicht; damit ich desto geschickter werde, mich mit der, die nothwendig ist, zu beschäftigen. Es ist gut, in Uebung zu bleiben; denn zu viel Ruhe macht schwerfällig, schwach und muthlos.

Habe ich nichts zu thun, so denke ich dem nach, was ich gethan habe und was ich thun muß. Ich fürchte immer, daß Nachläßigkeit im Nachdenken eine Nachläßigkeit in meinen Pflichten hervorbringen möchte. Eine zu lange Muße macht eine kleine Arbeit unerträglich; man lernt Böses thun, wenn man nichts thut. Müßiggang ist nicht so sehr ein besonderes Laster, als eine allgemeine Gelegenheit zu allen Lastern.

Beynahe fühlen alle diejenigen, die die Arbeit hassen, die Unbequemlichkeiten der Armuth. Beym Müssiggang verschwendet man, ohne etwas zu gewinnen; man ist vielen Ergötzlichkeiten zum Raube ausgesetzt, die man immer sehr theuer erkauft; und man hat den Muth nicht, immer seine Vortheile zu vertheidigen.

Man macht sich oft lächerlich, wenn man sich einer Arbeit widmet, die keine Verbindung mit derjenigen hat, welche der Stand, worinnen man lebt, fodert, weil das Publikum überzeugt ist, daß man darinn nicht excellire oder weni-

wenigstens nicht excelliren müsse. Ich würde einem Geistlichen im geringsten nicht rathen, Schriften herauszugeben welche andern die Kriegesbaukunst lehren; noch einem Ingenieur, einen Commentar über die Briefe Paulus zu schreiben. Einem Rechtsgelehrten glaube ich mehr, wenn er mir die Schwierigkeiten des römischen Rechts erkläret, als wenn er mir die Quadratur des Zirkels erklären will. Ich werde lieber von einem Arzte die Meynungen von dem Gebrauch der Kräuter, deren Eigenschaften er vermöge seiner Wissenschaft zu kennen verbunden ist, annehmen, als seinen Unterricht, mich von den Chikanen eines Prokurators zu befreyen. Indeß ist es eine sehr gewöhnliche Versuchung, die Grenzen seines Verstandes zu überschreiten, unter dem Schein eines größern Guten, das man sich thun zu können schmeichelt; denn es überfällt oft den menschlichen Geist eine gewiße Unruhe, welche macht, daß es ihm viel Mühe kostet, sich blos bey den Pflichten seines Standes einzuschränken. Diejenigen, die zur Wirksamkeit und zum Dienst des Nächsten bestimmt sind, wollen zur Unzeit sich dem beschaulichen Leben widmen, nothwendige Uebungen aufgeben, um unnützer Betrachtungen Willen. So wird ein Richter unter dem Vorwand des Gebets und der Frömmigkeit oft verdrießlich und unzugänglich in Ansehung derer, die seines Beystan-

standes bedürfen. Mit Gebeten, die Gott von ihm nicht fodert, beschäftiget, ermüdet er die Geduld der Unglücklichen die Gott ihm geneigt zu hören befielet, und läßt sie lange auf das Urtheil warten, daß er ihnen bald sprechen sollte. Wie viel Frauenzimmer widmen ihre Zeit selbst erwählten geistlichen Uebungen, eine Zeit die sie wesentlichen Pflichten entziehen. Indem sie aus einer Kirche in die andere gehen, sich allem unterwerfen, was man ihnen als eine Sache der Andacht vorstellt, versäumen sie die Pflicht, die für sie eigentlich bestimmt ist, die Gott von ihnen vor allen andern fodert, nemlich die Erziehung ihrer Kinder und die gute Anordnung ihres Hauswesens. Nur den Geschäften, die mir eigentlich zukommen, widme ich alle meine Kräfte; und bin ich gezwungen, andere zu übernehmen, so wende ich alles an, Aufmerksamkeit, Nachdenken, den sorgfältigsten Fleiß, den Rath der geschicktesten Männer, damit ich sie so wenig schlecht als möglich ausrichte.

10. Gedanken,

über die Furcht.

Der Furcht vor gewissen oder ungewissen Begebenheiten laße ich so wenig Gewalt über mich

mich, als möglich; ich begnüge mich damit, mich durch meine Ueberlegungen gegen diejenigen zu stärken, die zu vermeiden mir unmöglich ist; und mir selbst durch Klugheit gegen diejenigen beyzustehen, die nicht so gewiß sind, als der Schmerz, den die Furcht in mir erregte, gewiß seyn würde. Es giebt mehr Dinge, die uns Furcht machen, als solche, die uns wirklich schaden. Die Furcht ist unter allen Uebeln das größte und unangenehmste; denn die andern Uebel sind nur Uebel, in so fern sie es an sich selbst sind, und der Schmerz, den sie erregen, dauert nur so lange, als die Ursache desselben dauert. Aber die Furcht erstreckt sich auf das was ist, auf das, was nicht ist, auf das, was vielleicht nie geschehen wird, ja oft auf das, was gar nicht geschehen kann. Wer zu leiden fürchtet, leidet schon das, was er fürchtet. Es giebt keine Uebel, die nicht endlich sind und gewisse Grenzen haben; das Uebel der Furcht ist das einzige, das keine Schranken hat. O wie viel selbst gemachte Uebel leiden die armen Menschen neben den nothwendigen, die die Natur uns sendet. Die Furcht kömmt von Gefahren und oft stürzt sie uns in Gefahren; denn sie bringt eine unüberlegte Begierde, ihnen zu entgehen, hervor, und also setzt sie uns in Erstaunen und Unruhe und hindert uns, das ordentlich zu überdenken, was ihnen zu ent-

kommen nöthig ist. Die erschrockene Seele ist unfähig die Mittel zu Vermeidung der sich zeigenden Gefahr zu sehen. Nächst der großen Muthlosigkeit, die sie hervorbringt, betäubt sie uns so, daß wir darüber alle Urtheilskraft und Ueberlegung verlieren, und ohne daß uns jemand verfolgt, oft unsere Freunde und ihren Beystand fliehen.

Ich würde immer elend seyn, wenn ich mich so vieler Furcht überließe, als es Dinge giebt, die mir schaden können. Ich will nur Klugheit für diejenigen, die kommen können, und Enschlossenheit für diejenigen die gekommen sind. „Was nützt es dir," sagt Montagne, „dein übles Schicksal dir vorher vorzustellen, „das Gegenwärtige aus Furcht vor dem Zu„künftigen zu verlieren und von dieser Stunde „an elend zu seyn, weil du es mit der Zeit ein„mal seyn mußt?"

Warum sollte ich Uebeln entgegen gehen, um einen Schmerz eher zu fühlen, den ich früh genug empfinden werde, wenn er gekommen seyn wird, und um den Genuß des Gegenwärtigen, durch die Furcht vor der Zukunft, zu verderben. Heißt das nicht große Lust haben, elend zu seyn, wenn man das künftige Uebel nicht erwartet, sondern es aufsucht, es auffodert zu kommen; gleich denen, die sich aus Furcht vor dem Tode tödten? Aus Neugier

oder

oder Schwachheit und eitler Furcht erwarten sie die Uebel und Unbequemlichkeiten, sogar diejenigen, die sie vielleicht nicht treffen, mit der größten Pein und Unruhe. Solche Leute wollen elend seyn durch eine wirkliche Empfindung des Elends und durch eine lange Vorherbetrachtung desselben, welche oft hundertmal ärger ist, als das Uebel selbst.

„Derjenige muß ein großer Feind seiner selbst seyn, der sich jezt elend macht, weil er es vielleicht künftig einmal seyn wird.„ Wer immer „in drückender Furcht ist, sein Vermögen zu „verlieren, verbannet, unterjochet zu werden, „der lebt in beständiger Angst und vergißt Essen, „Trinken und Ruhe; indem die Armen, die „Verbannten, die Sclaven oft so frölich, als „andere, leben. — Ach, armer Mensch, du „hast nothwendige Unbequemlichkeiten genug, „ohne sie durch deine Erfindung zu vermeh„ren; und du bist durch deine Beschaffenheit „elend genug, ohne es durch Kunst seyn zu „dürfen; du hast wirkliche und wesentliche Un„annehmlichkeiten zur Genüge, ohne dir selbst „eingebildete zu schmieden,“ sagt Montagne.

Unter allen ungewissen Dingen, die ich fürchten kann, ist das wahrscheinlichste nicht so gewiß, wie es gewiß ist, daß ich nicht in alle Gefahren gerathen bin, die ich fürchtete. Die furchtbaren Uebel, die man sich als nahe dach-

te, sind durch die Gnade des Himmels nicht gekommen; wie viel peinliche Sorgen aber haben die Uebel, die man nicht gehabt hat, den Menschen gebracht!

Das Verdienst anderer setzt mich nicht so sehr in Erstaunen, daß die Idee, die ich davon habe, mich aus Furcht vor ihnen zittern machen sollte. Denn so eingenommen man auch für einen Mann von großem Ruf ist; so braucht es doch nur eines nicht langen persönlichen Umgangs mit ihm, um zu finden, daß man von den Vergrösserungen des Rufs viel abziehen müsse, und daß jeder seine Schwachheit habe, die ihn gewöhnlichen Menschen nahe bringt, so sehr er auch durch sein Verdienst von ihnen abgesondert wird.

11. Gedanken,

zum Trost in Armuth.

Kaum darf man es wagen, zum Vortheil der Armuth zu reden; so sehr hat sich der Reichthum in den Besitz der Zuneigung des menschlichen Herzens gesetzt. Es ist wahr, daß sie viel dazu beytragen, uns manche Bequemlichkeiten zu verschaffen; aber es ist auch wahr, das sie niemals glücklich machen und oft sogar die

Glück-

Glückseligkeit entfernen, weil sie fast immer die Ruhe rauben. Dieser Ruhe aber kömmt man sehr nahe, wenn man mit Geduld arm zu seyn weiß; und das ist es wenigstens, was man zu lernen suchen muß, wenn man keine Reichthümer besizt und sie zu erwerben nicht hoffen kann.

Je weniger Begierden ich habe, desto erträglicher wird mir die Armuth seyn. Nicht darum, weil man wenig hat, ist man arm, sondern weil man mehr wünscht, als man hat; darum denke ich weniger an die Vergrösserung meiner Güter, als an die Verminderung meiner Begierden. Seneka sagt: „Wie elend „ist ein Mensch, der sich dessen rühmt, daß er „große Einkünfte habe, weitläuftige Felder von „seinen Sclaven bearbeiten laße, unzählbare „Heerden besitze, von einer Armee von Dienern „begleitet werde und in seinen Pallästen, die „mehr einer Stadt, als einem Hause ähnlich „sehen, aus einem Zimmer in das andere gehen „könne. Nach langer aufmerksamer Betrach„tung aller dieser Güter wird er bekennen, daß „er arm sey, wenn er das, was er wünscht, „mit dem, was er besitzt, vergleicht.“ Wenn das Glück einem nach Reichthum begierigen Menschen auch nichts nähme, so würde er doch immer alles, was er nicht erwerben konnte, als einen wahren Verlust ansehen und folglich, oh-

ne etwas zu verlieren, eben so bekümmert seyn, als wenn er viel verlöre. Bey seinem heftigen Wünschen, das zu erlangen, was er nicht hat, genießt er das nicht, was er hat; er leidet beym eingebildeten Verlust nicht weniger, als beym wirklichen. Man betrügt sich, wenn man glaubt, daß die Reichen ihren Verlust mit mehr Stärke und Muth ertragen, als die Armen. Den Schmerz einer Wunde fühlen die größten Körper eben so sehr, als die kleinsten. Ich habe Ursache, zu glauben, daß wenn der Besitz dessen, was man wünscht ein großes Gut ist, es ein eben so großes sey, nur das zu wünschen, was man besitzt. Wir müssen also immer unsere Begierden nach unsern Glücksumständen einzuschränken suchen; denn, wenn wir ihnen weiter zu gehen erlauben, so werden sie uns in eingebildete Gegenden führen, wo wir, weil sie nichts gründliches in sich enthalten, keine Ruhe finden. Ich werde einigermaßen reich seyn, wenn ich mich nicht darum bekümmere, es zu seyn.

Ich habe Reichthümer genug, wenn sie nach den Bedürfnissen der Natur abgemessen sind. Sie fodert, daß ich die Empfindung des Hungers, des Dursts, der Kälte, von mir entferne; und die Gewohnheit der Erziehung will, daß ich Kleidung, Wohnung u. d. gl. habe. Nun habe ich, Gottlob! so viel, daß ich diesen Bedürf-

dürfnissen abhelfen kann; zwar nur nothdürftig, es ist wahr; aber es ist genug für mich, da ich den Ueberfluß immer für eine Ursache der Unruh gehalten habe, weil man viel Sorgen nöthig hat, sich ihn zu verschaffen. Es kostet wenig, den Hunger zu stillen; aber es kostet viel der Lüsternheit nach wohlschmeckenden Speisen und andern Ausschweifungen ein Genüge zu thun. Die Natur fodert nichts, was man nicht allenthalben leicht finden kann; das Ueberflüssige zu erlangen macht die meiste Sorge und Mühe. Was anfänglich nur Ueberfluß war, das wird in der Folge so nothwendig, daß man es nicht ohne Kummer entbehren kann. Wir sehen niemals ein, wie viel überflüssige Dinge es giebt, als wenn sie uns zu mangeln anfangen. Denn wir gebrauchten sie nicht, weil sie uns nöthig waren, sondern, weil wir sie hatten. Wie vieler Dinge haben wir uns bedient, weil andere sich ihrer bedienten! Eine Hauptursache unsers Elends ist, daß wir nach dem Beyspiel Anderer leben und uns nicht durch die Vernunft, sondern durch die Gewohnheit und Meinung regieren laßen. Sobald ein Irrthum allgemein geworden ist, so halten wir ihn für Tugend.

Alle Güter der Welt werden für uns nicht zureichend seyn, wenn wir eine heftige Neigung zum Ueberfluß haben. Zu einem ruhigen Le-

ben in der Armuth gehöret viel weniger, als zu einem prächtigen Leben in Reichthümern. Wir müssen also unsere Begierden nach dem Maasstabe des Nothwendigen abmessen. Hat nicht die Natur selbst unsern Begierden Grenzen gesetzt? Und würde es nicht gut seyn, wenn wir diese Grenzen aufsuchten, um zu wissen, was wir entbehren, oder nicht entbehren können, oder um hiedurch das Unnützliche und Ueberflüssige vom Nützlichen und Nothwendigen unterscheiden zu lernen? Kann der Durstige nur aus einem goldenen Becher seinen Durst löschen? Und wird dem, der vor Hunger sterben will, nichts gut schmecken, als Rebhüner und Fasanen? „Warum durchwandert ihr die Meere „und die ganze Welt,“ sagte ein Brasilianer zu einigen Reisenden, die über das Meer gegangen waren, um Reichthümer zu suchen. „Ist euer Land denn so elend, daß es euch „nicht zureichende Nahrung und Lebensmittel „giebt? Werden die Reichthümer euch der „Gottheit angenehmer machen? Werden sie „den Tod von euch entfernen? Werdet ihr „sie mit euch nehmen? Ihr saget, daß ihr euch „freuet, sie den Eurigen hinterlaßen zu können? „Wird denn das Land, das euch und eure Väter ernähret hat, nicht auch eure Kinder und „Nachkommen zureichend ernähren.“

Ein Armer hat weniger Last, die ihn drückt, und weniger beunruhigende Furcht, als ein Reicher. Wenn man auf die Unbeständigkeit des Glücks aufmerksam ist, so wird man finden daß der Reiche zur Furcht und der Arme zur Hofnung Ursache habe.

Catull preiset aus eben diesem Grunde den Armen glücklich, wenn er sagt: „Lieber Furius, du hast weder Diener, noch Magd; „weder Landgut, noch Haus, noch Zinsen; „und doch lebst du angenehm. Du mußt deinem Schicksal tausendfachen Dank sagen. „Du schläfst ruhig, ohne zu fürchten, daß das „Feuer in der Nacht deine Scheuern in die „Asche lege. Ich finde dich glücklich genug; „Krieg und Friede ist dir gleichgültig. Du „fürchtest weder Prozeß, noch Hagel, noch „Donner, bist frey von beunruhigenden Sorgen, wohnst wo du kannst, hast immer guten „Appetit; deine Zähne würden Kieselsteine zerbeißen, und dein Magen würde sie ohne Mühe verdauen. Ein Jahrhundert könntest du „leben, ohne dich vor dem Gift eines geizigen „Erben zu fürchten. Weder ein zu fetter Körper, noch zu viel Speisen schaden deiner Gesundheit. Fluche nicht deiner Armuth. Du „wünschest dir Güter! was wolltest du denn „damit machen? Gehe; erschöpfe dich nicht „in unnützen Wünschen; geniesse der Vortheile

„ deiner elenden Umstände; ich finde dich glück=
„ lich genug.“

Die Armuth macht mich im geringsten nicht schaamroth; nur des Lasters muß ich mich schämen. Wenn ich mich der Armuth schämte, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ich stolz seyn würde, wenn ich reich wäre. Wäre ich durch meine Schuld arm, so würde ich mich nicht meiner Armuth, sondern des Fehlers wegen schämen, der mich arm gemacht hätte. Es ist wahr, daß die Reichen diejenigen, die in Vergleichung mit ihnen arm und dürftig sind, außerordentlich verachten. Um mich dieser üblen Begegnung wegen zu trösten, will ich meinen Verstand mit den zu seiner Vollkommenheit nöthigen Wissenschaften, meine Seele mit Tugenden, mein Herz mit Großmuth und Standhaftigkeit zu bereichern suchen. Durch Nachsinnen und Ueberlegung will ich lernen, worin das höchste Gut bestehe, damit ich es durch Tugend mir erwerbe und durch standhaften Muth mich allem demjenigen widersetze, was meinem Vorhaben, dieses Gut zu erlangen und zu genießen, entgegen ist. Bey meinen Kentnissen werde ich nicht niederträchtig seyn, um den Reichen zu gefallen, weil ich den Unterschied zwischen ihren falschen Gütern und den wahren Gut kenne. Bey meiner Tugend werde ich mich glücklicher halten, als sie, wenn sie nicht so gut handeln,

als

als ich. Bey meiner Großmuth und Standhaftigkeit werde ich nicht furchtsam in ihrer Gegenwart zittern, wie ein Mensch, der durch den Glanz ihrer Reichthümer geblendet und durch die Furcht, die ihr Stolz einflößt, muthlos gemacht wird. Denn es ist nur allzuwahr, daß die Armuth die Seele furchtsam macht; und daß die Furchtsamkeit, die die Armen an sich sehen laßen, sie oft so verächtlich in den Augen der Reichen macht. Wenn ein Armer mit einem Reichen redet, so scheint er einen so kleinen und eingeschränkten Verstand zu haben, daß diejenigen, die ihn hören, ihn bemitleiden. Und doch hat oft ein solcher Armer viel gesunde Vernunft und einen großen Verstand. Warum scheint er denn aber so schlecht zu denken? Darum, weil er sich bey dem Reichen befindet, von dem er abhängt und dessen Wohlthaten er sucht; er will lieber unfähig scheinen, gut urtheilen zu können, damit er nur die Erfüllung seines Gesuchs erlange, als den Meinungen des Reichen durch starke und vernünftige Gründe widersprechen und sich durch diesen Widerspruch in Gefahr setzen, denjenigen sich zum erzürnten Feinde zu machen, den er zum Wohlthäter zu haben wünscht. Nichts ist gewöhnlicher, als dies furchtsame Betragen der Armen in dem Umgang mit den Reichen. Dieß veranlaßt **Brüyere** den Charakter des leidenden

den, furchtsamen und blöden Armen so natürlich und ähnlich in folgenden Worten zu schildern: „Phädor hat eingefallene Augen, einen „dürren Körper und ein mageres Gesicht. Er „schläft wenig, und das geringste Geräusch „weckt ihn auf. Er ist abstract, träumend „und hat bey vielem Verstande das Ansehen „eines Dummen. Er vergißt zu sagen, was „er weiß, oder von ihm bekannten Dingen zu „zu sprechen; und wenn er es zuweilen thut, „so geschiehet es auf eine schlechte Art. Er „glaubt denen lästig zu seyn, mit denen er „spricht; er erzählet kurz, aber frostig; kaum „kann man ihn hören; er erreget kein Lachen; „er giebt allem seinen Beyfall, lächelt bey dem, „was Andere ihm sagen, ist immer ihrer Mei„nung, läuft, fliegt, ihnen kleine Dienste zu lei„sten. Er ist gefällig, schmeichlerisch eifrig; „in Ansehung seiner Angelegenheiten ist er ge„heimnißvoll und oft ein Lügner; er ist aber, „gläubig, furchtsam und voll Bedenklichkeit; „er hat einen leisen Gang und scheint sich zu „fürchten einen festen Tritt zu thun. Bey immer „niedergeschlagenen Augen wagt er es nicht, „diejenigen anzusehen, die ihm begegnen. Er „gesellet sich niemals zu denen, die sich in ei„nen Kreis stellen, um mit einander zu sprechen; „er stellet sich hinter dem, der das Wort fü„ret, höret verstohlner weise, was er sagt,

„und gehet weg, wenn man ihn sieht. Er geht „mit eingezogenen Schultern, den Hut in die „Augen gedrückt, damit man ihn nicht sehe; „er wickelt sich fest in seinen Mantel; es giebt „keine so betretene und mit Menschen angefüll„te Gassen, wo er nicht ein Mittel findet, ohne „Mühe durchzukommen und wegzuschleichen, „ohne daß man ihn gewahr wird. Bittet man „ihn, sich zu setzen, so setzt er sich kaum auf „dem Rande eines Stuhls; er redet leise und „spricht die Töne schlecht aus. Dennoch denkt „er frey über öffentliche Geschäfte; ist mit „der itzigen Zeit schlecht zufrieden und von dem „Minister und dem Ministerium nur mittelmä„ßig eingenommen. Er öfnet nie den Mund, „als wenn er antworten muß. Wenn er hu„stet und sich schnaubt, so hält er den Hut vor; „er spuckt fast auf sich selbst und wartet, daß „er allein seyn möge, um niesen zu können; „oder, wenn er es sich ja nicht erwehren kann, „so macht er es so, daß es die Gesellschaft nicht „hört, damit es niemanden weder einen „Wunsch, noch ein Compliment koste: Denn, „er ist arm.“

Durch den Besitz großer Reichthümer würde ich im geringsten nicht mein Elend endigen; ich würde es nur verändern. Freylich würde ich mir Ergötzlichkeiten verschaffen können, aber auch zugleich Veranlaßung zu vielen Sorgen haben.

ben. Man wünscht sich Reichthum um angenehm leben zu können; und damit man diesen Reichthum erwerbe, setzt man Gesundheit und Leben in Gefahr; und wenn man ihn endlich erlangt hat, so lebt man in Unruhe, um ihn zu bewahren und zu vermehren. Wir sehen täglich, daß der Arme öfter und herzlicher lacht, als der Reiche; denn jener genießt ruhig das Wenige, das er besitzt, und dieser wünscht mit Unruhe das, was er nicht besitzt. Das, was die Reichen haben, gibt ihnen gemeiniglich nicht so viel Vergnügen, als ihnen das, was sie wünschen, Sorge macht.

Wenn ich viel schöne Häuser besäße und in denselben lange Reihen von aneinander hangenden prächtigen Zimmern hätte, so würde ich deswegen doch nicht zugleich viel Körper, sondern nur allezeit den einzigen haben, durch welchen ich empfinde. Ich würde keinen andern kaufen können, hätte ich auch Millionen. Brauche ich denn bey diesem einzigen Körper, viel Häuser, viel Zimmer, viel Betten, viel Tafeln, viel Bedienten? Unsere Güter mögen sich so sehr vermehren, als sie wollen; unsere Sinne werden sich dabey doch nicht vermehren, um ihrer zu genießen, sie werden vielmehr täglich schwächer.

Schätzen die Menschen den Reichthum sehr hoch, so ist es doch gewiß, daß er bey Gott nicht

nicht in solcher Achtung stehet, weil er den Frommen nicht die mehresten irdischen Güter giebt, sondern die Bösen fast allezeit den größten Theil davon besitzen. Wir müssen also die Güter dieser Welt nicht so sehr lieben, welche weder an sich gut sind, noch den Menschen gut machen können; die man gemeiniglich in den Händen der lasterhaftesten Leute sieht; die oft die guten Sitten verderben und niemals die Bösen bessern; ohne welche so viel Weise ihr Leben glücklich gemacht und um welcher Willen viel Lasterhafte ein unglückliches Leben geführt haben. Daß alle diese Güter gefährlich sind, davon kann man sich leicht überzeugen. Die Reichthümer beleben alle Leidenschaften und ziehen aus dem Innersten des Herzens die bösen Neigungen hervor, die darin eingeschlummert waren; und da sie es uns leicht machen, Böses zu thun, so erwecken sie den in uns wohnenden Hang zum Bösen. Alles gehorchet ihnen; und dieser Gehorsam hat die verderblichste Unordnung und die vermeidlichste Gefahr zur Folge. Bey dem Besitz dieser Güter finden die Wollüstigen Mittel, ihrer zügellosen sinnlichen Begierden zu befriedigen und die strafbarsten Vergnügungen zu geniessen. Bey ihrem Besitz unterdrücken die Ehrsüchtigen diejenigen, die sie auf ihrem Wege antreffen, indem sie sich durch ihren Ueberfluß die Höhen erkaufen, die

zu

zu ersteigen ihr Stolz sie antreibt. Bey ihrem Besiz ergiessen die Nachgierigen ihren bittern Haß über ihre Brüder und laßen sie die grausamsten Streiche ihres Unwillens empfinden. Bey ihrem Besitz leben die Faulen in träger und nachläßiger Unthätigkeit. Die Heuchler selbst wissen sich ihrer zu bedienen, um gewisse äusserliche gute glänzende Werke zu zeigen, die für sie gar nichts verdienstliches sind, weil sie dabey keine redliche Absicht haben und sie nur deswegen thun, damit sie sich den Beyfall derer erwerben, welche sie zu Zuschauern ihrer Handlungen zu haben wünschen. Mit einem Wort, man kann sehr oft von den Reichthümern sagen, daß ein niedriger Eigennutz sie gesammlet habe, und daß sie hernach entweder durch Schwelgerey verschwendet, oder vom Geitz zusammengehalten, oder durch Unvorsichtigkeit zerstreuet, oder durch Spiel verloren, oder durch die Begierde verzehret werden.

Was die Religion derer betrift, die für sie heftig eingenommen sind, so kann man sagen, daß, wenn sie ja eine Religion haben, es eine gotteslästerliche sey, die ihr Geitz bildet. Hat ein Geitziger Glauben, so ist es ein gottloser Glaube; denn er hat ein großes Zutrauen zu allen dem, was sein Geitz ihm einflößt; er läßt sich gänzlich durch seine Grundsätze regieren. Hat er Hofnung, so ist es eine strafbare

Hof-

Hofnung, weil er die Reichthümer, zu deren Erwerb sein Geitz ihn antreibt, für sein höchstes Gut hält. Hat er Liebe, so ist es eine verabscheuungswürdige Liebe, weil er alle die vergänglichen Güter liebt, denen er aus Geitz nachstrebet; weil er sie mehr, als Gott, mehr als alle irrdischen Güter liebt. Hat er Stärke, so hat er sie nur dazu, um die Arbeiten zu ertragen, die sein Geitz ihm auflegt. Hat er Klugheit, so gebraucht er sie nur, um den Verlust den sein Geitz ihn fürchten läßt, zu vermeiden. Ist er mäßig, so ist er es nur deswegen, damit er nicht in solche Ausschweifungen falle, welche das Geld, das sein Geitz ihn hat sammlen laßen, merklich verringern könnten. Ist er gerecht, so ist er es nur denn, wenn die Gerechtigkeit sich mit dem Geist des Eigennutzes vereinigen kann, von welchem sich zu entfernen sein Geitz ihn niemals erlaubt. Er lebt mäßig, es ist wahr; aber sein Geitz macht ihn enthaltsam. Er entsagt den Bequemlichkeiten des Lebens, aber sein Geitz beredet ihn dazu. Er duldet manche Unannehmlichkeiten; aber sein Geitz ist es, der ihn abhärtet. Er verabscheuet einen strafbaren Umgang; aber sein Geitz ist die Ursache der Reinigkeit seiner Sitten. Unruhe, Argwohn und Mistrauen sind seine beständigen Begleiter. Sein Geitz macht, daß er in der Zukunft nichts als abgebrannte Häuser, Plün-

derungen von Kriegesleuten, unfruchtbare Jahre, Theurung und andere eben so verderbliche Begebenheiten siehet; und was thut er nicht bey diesen fürchterlichen Aussichten, bey diesem panischen Schrecken, um noch mehr zu sammlen und noch reicher zu werden? Niemand kennt das öffentliche Elend besser als er; und niemand giebt sich weniger Mühe, daran Theil zu nehmen, um ihm abzuhelfen. So weit gehet die ausschweifende Begierde nach Reichthum. Braucht man noch mehr zu wissen, um sich dafür zu fürchten? Ich würde gewiß Reichthum wünschen und ihn eifrig suchen, wenn die Glückseligkeit zu kaufen wäre. Aber, ehe man eine Sache wünscht, ehe man nach ihrem Besitz mit Begierde strebt, muß man untersuchen, ob der glückselig sey, der sie besitzt. Alles, was ich gesagt habe, ist eine Art einer solchen Untersuchung, woraus man schließen kann, daß man niemals oder doch sehr selten glückselige Reichen sehe. Sie scheinen andern glücklich zu seyn, aber ihnen selbst scheinen sie es im geringsten nicht.

„Sich über seine Wünsche begütert zu se-
„hen, ist oft nur ein Glück, das elend macht.
„Es giebt keine prächtige Lebensart, keinen
„kostbaren Pallast der nicht irgend eine Thüre
„zu unheilbaren Uebeln öfnet.“ So sagt

Mo-

Moliere, und jedermann denkt und spricht auf gleiche Art; ich sehe auch keinen Reichen, welcher behauptet, daß man Unrecht habe, so zu denken und zu sprechen. Und kann das wohl ein Glück genannt werden, was man mit Mühe erwirbt, mit Zittern besitzt und mit Schmerzen verliert?

Jedermann sieht den Himmel, die Sonne, die Sterne und alle andere prachtvolle Schönheiten der Natur. Neran aber hält alles dieses für nichts, weil alles dieses gemein ist. Er muß Palläste, prächtiges Hausgeräthe, vergoldete Zimmer haben; ist er dabey glücklich? Ich glaube es nicht; denn andere haben nach schönere Zimmer, noch prächtigere Meubeln, noch kostbarere Palläste. Nicht das Wesentliche in diesen Gegenständen ist es, was ihm gefällt, sondern die Einbildung, daß er das hat, was andere nicht haben. Wie viel Dinge giebt es, die ich, bey einem vernünftigen Urtheil, leicht entbehren kann, weil ich nicht leide, wenn ich sie aus Nothwendigkeit entbehren muß! Die Begierde Reichthum zu besitzen, giebt ihn einen gewissen Werth, den man nicht mehr kennt, wenn die Begierde gestillt ist, gleich als wenn sie an sich selbst nicht so schätzbar wären, als sie durch den Eifer werden, womit man sie sucht.

Je weniger Dinge ausser mir ich zu meinem Vergnügen brauche; desto unabhängiger werde ich seyn. Der Geitz und die Ehrsucht macht mehr Sclaven, als die Armuth und Niedrigkeit.

So verächtlich mir auch der Reichthum ist, so verachte ich deswegen doch nicht alle, die ihn besitzen. Clean zeigt Gleichgültigkeit gegen den Reichthum; er prediget sogar die Verleugnung desselben. Er ist indessen doch reich. Aber deswegen tadle ich ihn nicht. Ich würde ihn tadeln, wenn es ihm unmöglich wäre, ohne seinen Reichthum zu leben; wenn er ohne denselben nicht vergnügt seyn könnte; wenn er gar keinen guten Gebrauch davon machte; wenn er sich dadurch zum Stolz verleiten liesse. Es verdient keinen Tadel, einen Pallast zu bewohnen; aber das verdient ihn, wenn man nicht mit einem Zimmer sich genügen lassen kann. Der Weise liebt den Reichthum nicht; aber er will ihn lieber besitzen, als ängstlich suchen. Er nimmt ihn nicht in seiner Seele, sondern in seinem Hause auf. Er weigert sich nicht, ihn zu besitzen; er sieht ihn vielmehr als eine Sache an, die seine Tugend ausgebreiteter machen kann. Der Weise hat in der That bey dem Reichthum mehr Mittel, als bey der Armuth, zu zeigen, daß er ein edles Herz habe. Alle

Tugend,

Tugend, die man in der Armuth zeigen kann, bestehet darin, daß man seinen Muth erhalte und sich nicht niederschlagen laße. Im Reichthum aber können sich alle übrigen Tugenden hervor thun: Mäßigkeit, Freygebigkeit, Demuth, gute Ordnung; und welche große Tugend ist es nicht, im Schooße des Reichthums sich nicht verderben zu laßen. Es ist ruhmvoll, als ein Armer zu leben, wenn man sie besitzt; aber es ist weniger gefährlich, sie nicht zu besitzen.

Wenn ich ja lieber reich als arm zu seyn wünschte, so würde ich es deswegen wünschen, weil es mehr Elende giebt, denen meine Freygebigkeit nützlich seyn könnte, als Weise, die fähig sind, meine Geduld zu ihrem Vortheil anzuwenden.

12. Gedanken,

um den Tod ohne Furcht zu sehen.

Das öftere Andenken an den Tod macht uns einigermaßen mit ihn vertraut, so, daß er uns weniger furchtbar wird. In meinen Augen giebt es keine nothwendigere Betrachtung, als die Betrachtung des Todes; denn

unter allen Gegenständen, worüber man nachdenken kann, giebt es keinen gewissern und zuverlässigern.

Von wie vielen Unruhen, Sorgen, Martern und Gefahren werde ich befreyet seyn, wenn ich dieses Leben verlaßen habe. Sollte ich denn das fürchten, was mich von so vieler Mühseeligkeit erlöset?

Der Tod ist die Bedingung des Lebens; ich kam in die Welt, unter der Bedingung, sie wieder zu verlaßen. Diese Bedingung verliere ich nicht aus dem Gesicht, damit ich nicht erstaune, wenn ich verbunden seyn werde, sie zu erfüllen. Ich werde diesen der Menschheit schuldigen Tribut ohne Murren bezahlen.

Es ist keine ausserordentliche Anstrengung des Verstandes nöthig, um an den Tod zu denken; mein Leben selbst stellt ihn meiner Einbildungskraft beständig vor. Ich sehe, daß ich alle Tage stufenweise zu ihm hinabsteige; alle Augenblicke, die ich lebe, gehen zum Tode; der letzte bringt mich zu ihm. „Wie wenig „kennt der Mensch den Tod, den er fürchtet; „wenn er sagt, daß er ihn überrasche! Er „wird mit ihm gebohren, fodert unaufhörlich „einen Tribut von ihm, den sein Stolz ihm um-

„sonst

„sonst verweigert. Er fängt zu sterben an, „lange vorher ehe er stirbt; unmerklich, stück„weise stirbt er. Unsere letzte Stunde, der man „den Namen des Todes giebt, ist nur die Vol„lendung desselben,“ sagt Mad. Deshoulieres.

Warum sollte ich zu sterben mich fürchten? Wird meine Furcht die Gewisheit des Todes aufheben? Sollte ich so unvernünftig seyn können, das durchaus nicht zu wollen, was ich nicht vermeiden kann? Es gehört Tugend dazu, um die ungewissen Dinge nicht zu fürchten, aber zu ganz gewissen Dingen bereit zu seyn, braucht man nur gemeinen Menschenverstand. Es ist gewiß, daß ich sterben werde, ich muß es also erwarten. Aller meiner Furcht werde ich mich nicht bedienen können, um Maasregeln wider diese unvermeidliche Begebenheit zu nehmen; durch die Furcht dafür werde ich mir selbst Wunden schlagen, ehe ich den Gegenstand meiner Furcht fühle. „Der Thor „fürchtet und fliehet den Tod; der Narr sucht „ihn; der Weise erwartet ihn, ohne ihn zu „fürchten,“ sagt Charron.

Wenn man im Tode viel leidet, so ist es gewiß, daß man dieses Leidens bald entlediget wird. Denn große Schmerzen sind niemals

von langer Dauer. Der letzte sey so groß als er wolle, wir fühlen doch gewiß noch größere und längere während dieses Lebens, das wir mit so großem Kummer verlassen. Dieser Schmerz wird mich von allen andern befreyen: sollte ich dann während so vieler Jahre eines Uebels wegen mir Leiden machen, das mir nur auf einen Augenblick Leiden macht? Sollte ich das so lange fürchten, was mich von aller Furcht befreyen soll? Woher kömmt es, daß der Mensch dieses elende Spielwerk des blinden Glücks, dieses Opfer der Uebel und Gesetze, dem das Leben auf tausendfache Art zur Last werden muß, die Gewalt des Todes so sehr fürchtet. Zaghafter, siehe ihn an, ohne dein Gesicht zu verändern; denke, daß, wenn er etwas bitters ist, es die letzte Bitterkeit sey, die du schmeckst.

Aber, was habe ich für Grund, zu glauben, daß der Tod Schmerz verursache? weiß ich, was er ist? Man empfindet dabey vielleicht weniger Schmerz, als Vergnügen. Die Ohnmachten, die das treueste Bild desselben sind, veranlaßen mich einigermaßen, es zu glauben, wenn ich ihre wollüstige Unempfindlichkeit betrachte. Der Schlaf, der ihn auch repräsentiret, sagt mir eben das; wenigstens kann ich nicht das Gegentheil versichern, weil ich es weniger

niger durch mich selbst, noch durch einen andern, erfahren habe.

Ich werde zum Tode, das ist, dahin gehen, wohin alle Dinge gehen; denn wir gehen alle dahin, einige früher, andere später; aber endlich kommen wir doch hin. Sollte ich niemals da ankommen wollen, wohin wir unaufhörlich gehen? Alle, die vor mir gewesen sind, sind dort angekommen; alle, die mit mir gehen, sind auf dem Wege dahin; alle, die nach mir kommen, werden dort ankommen. Die Großen und Kleinen, die Armen und Reichen, die Gelehrten und Unwissenden, die Jungen und Alten, die Thoren und die Weisen, alle gehen auf einer Laufbahn und werden bey Einem Ziel stehen bleiben. Wie viel Leute werden mit mir zu gleichen Zeit sterben!

Das, was den Tod begleitet, ist schrecklicher, als der Tod selbst. Man wird in Furcht und Schrecken gesetzt durch die Thränen, die man vergiessen sieht, durch das Geschrey, das man höret, durch die Behutsamkeit, die man beobachten sieht, um uns zu sagen, daß wir sterben werden; durch die Aerzte, die uns das Leben absprechen; durch die Art zu leben, die von derjenigen so verschieden ist, deren man in gesunden Tagen gewohnt ist; durch die Be-

suche unserer Freunde, die in allem ihren Aeusserlichen nur Traurigkeit und Mitleiden zeigen! durch die Kammer, worein man weder Luft noch Sonne läßt; durch die frommen Geistlichen, die uns nur vom Grabe, von Versuchungen, von bösen Geistern, von Gericht und Hölle, von Furcht und Schrecken vorsprechen; endlich durch die Vorstellung, die wir uns von den Personen machen, welche wir sterbend oder todt gesehen haben, und deren Anblick uns schreckte. Wenn ich alle diese traurige Nebensachen durch meine Betrachtungen entferne, so finde ich in dem Tod nichts, als einem Augenblick, der uns von einem Ort zu einem andern führet; aber zu welchem? Zu einem Ort der Glückseligkeit, wenn ich einen guten Gebrauch von meinem Leben mache. Der Tod hat keinen Theil daran. Gut leben, das ist die Regel, die Versicherung meines Glücks; ohne Geräusch, ohne Zuschauer und schnell nach diesem guten Leben sterben, das ist ein ruhiger Tod.

Mitten unter Ergözlichkeiten denke ich an den Tod; dann nehmen ihre Süßigkeiten nicht meine ganze Seele ein. Mitten unter Leiden denke ich an den Tod; dann bringen sie mich nicht zur Verzweifelung. Ich weiß nicht, wo der Tod mich überfallen wird; ich will ihn also allenthalben erwarten. **Montagne** sagt: „Ich

„bin

„bin von Natur nicht melancholisch, aber sehr „nachdenkend; und mit keiner Sache habe ich „von je her mich mehr unterhalten, als mit „Vorstellungen des Todes; selbst in der ausgelaßensten Zeit meines Lebens, unter Spielen und „Frauenzimmern. Oft dachte man, wenn ich „in Gedanken saß, daß Eifersucht oder die Ungewißheit einer Hofnung mich quälte; indessen, daß ich meine Gedanken mit jemanden „beschäftigte, der in den vergangenen Tagen „von einem hitzigen Fieber überfallen wurde, „worauf ein baldiger Tod folgte, da er eine „ähnliche Gesellschaft, den Kopf voll von Liebe „und guter Zeit, wie ich, verlaßen hatte. Dieser Gedanke machte mich so wenig trübe, als „ein anderer. Es ist unmöglich, daß solche „Vorstellungen uns nicht anfänglich empfindlich sind; aber je öfter man ihnen Raum giebt, „desto mehr wird man ihrer gewohnt.“

Ich treibe meine Todesbetrachtungen noch weiter, als Montagne. Denn oft bilde ich mir ein zu sterben und todt zu seyn. So stelle ich mir mich sterbend vor: Ich sehe mich auf dem Sterbebette, von den Aerzten verlaßen und von Anverwandten und Freunden umringt, die in meiner Gegenwart seufzen. Ich liege dann träumend da, rede verkehrt, verliere endlich die Vernunft; meine Füße erstarren und sind ohne

ohne Wärme und Bewegung; mein Gesicht wird blaß, bleyfärbig und eingefallen; meine Augen fallen ein und können nichts mehr unterscheiden; meine Nasenlöcher ziehen sich zurück; meine Zunge wird schwer und stammelt; meine volle Brust röchelt und hebt sich; alle Glieder werden starr und unempfindlich; endlich endige ich mit einem Schlucken, mit einem Gähnen und mit einer Gebehrde, die die Zuschauer zum Weinen und Seufzen beweget; ich endige wie ein Dunst, der verschwindet; wie abgespannte Triebfedern; wie eine Maschine, die in Stücken bricht. Sobald der Geist meinen Körper verlaßen hat, legt man ihn auf Stroh, hüllet ihn in ein Tuch, schließt ihn in einen Sarg ein, trägt ihn in die Erde und bedeckt ihn mit Staub. Die todten Körper dürfen nie ihr Grab erbetteln. Meine Abscheu erregende Gestalt zwingt die Lebendigen, selbst meine Verwandten und besten Freunde, mich ohne Verzug hinweg zu schaffen. Sobald ich todt bin, entfernt sich alles von mir, verläßt mich alles; höchstens bleibt irgend ein Bediente oder eine so liebreiche Person so lange bey mir, bis man mich aus meiner Kammer wegträgt, wohin ich nie zurückkehren werde.

Das ist es, was ich täglich erwarte; niemals rechnete ein Mensch auf das Leben so wenig

nig, als ich; selbst in meiner frühesten Jugend; auch wird man Wenige finden, die so gleichgültig, als ich, gegen die Güter dieser Welt sind. Warum sollte man sich doch, so viel Kummer um Güter machen, die man so kurze Zeit genießen soll? Wenn die Menschen ewig auf Erden leben sollten, so glaube ich nicht, daß sie sich um ihrer Etablissements willen mehr beunruhigen würden. Ich, für meine Person, werde mehr durch das Beyspiel, als durch die Vernunft dazu angetrieben. Die kurze Dauer des Lebens macht mich so gleichgültig gegen alles, was großes Glück heißt, daß ich für nichts, als für meinem täglichen Unterhalt sorgen würde, wenn man nicht mit dieser vernünftigen Gleichgültigkeit die verächtliche Idee einer Indolenz, Trägheit und Niederträchtigkeit verbunden hätte. Wenn von Ehrenstellen, Reichthümern oder Vergnügungen die Rede ist, so bilde ich mir ein, auf dem Sterbebette zu seyn und frage mich selbst, wie ich sterbend gegen diese Arten von Gütern gesinnet seyn werde. Die Antwort, die ich mir gebe, ist, daß sie mir sehr unbedeutend erscheinen werden, weil ich alsdann gegen alle diese Vergnügungen unempfindlich seyn, keinen von diesen Reichthümern mitnehmen und bey allen Ehrenstellen doch im Grabe in einen sehr niedrigen und demüthigenden Zustand versetzt seyn werde. Ich habe manchen

Ver-

Verlust erlittten; ich tröste mich darüber; denn ich werde sterben; der Tod hätte mir gewiß das genommen, was ich durch Ungerechtigkeit verlohren habe. Wenn ich auf solche Art oft über das Ende meines Lebens nachdenke; so tröste ich mich über den Verlust aller vergänglichen Dinge, weil ich keine starke Anhängigkeit daran haben kann.

Wenn ich zu viel Furcht vor dem Tode zeige, so werde ich die Hülfsmittel entfernen, die mir helfen könnten, mein Leben gut zu endigen. In der That, wer wagt es, einem Kranken seinen nahen Tod anzukündigen, der es verräth, daß er sich vor demselben sehr fürchte? Wer wagt es, ihn darauf vorzubereiten? Man entfernt vielmehr alles, was ihm den geringsten Argwohn erregen kann. Die Ehegattin widersetzt sich aus allen Kräften den Eifer derer, welche ihm diese Nachricht geben zu wollen scheinen; die Kinder gehen dem Arzt entgegen, um ihn zu dem Versprechen zu bereden, daß er ihn heilen wolle, indem er entschlossen ist, ihn aufzugeben; seine Freunde versichern ihn, daß er in keiner Todesgefahr sey, nachdem sie einen Augenblick vorher in seinem Vorzimmer gehört haben, daß er nicht zwey Stunden mehr Leben könne; seine Bedienten, um die Hofnung, womit man ihn schmeichelt, zu bestärken, zeigen

ihn

ihn in eben den Augen Freude, die sie insgeheim abgetrocknet haben, um die Thränen über seinen nahen Tod zu verbergen. Ja, wenn er schon im Sterben ist, wagt man es nicht, ihm zu sagen, daß er sterben müsse; und die Diener des Herrn, die ihn zur Erkenntniß und Bereuung seiner Fehler ermuntern sollen, werden nicht eher gerufen, als bis er ohne Kenntniß und Gefühl ist.

Bey einer zu großen Furcht vor dem Tode würde ich gewiß wünschen, daß er sich meiner bald bemächtige, um mich von dieser Pein zu befreyen; ich wollte lieber sterbend einen Tod leiden, als sie alle lebend fürchten; ich wollte lieber einmal sterben, als so oft zu sterben fürchten. Da uns so viel Arten des Todes drohen, ist es nicht übler, sie alle zu fürchten, als eine auszustehen? Wenn wir den Tod fürchten, so fürchten wir alles, weil ihn alles uns geben kann.

Bedaure ich den Verlust des Lebens, ehe ich sterbe; so werde ich ihn, wenn ich gestorben bin, nicht bedauren; wie viel Gründe giebt es, die mich verpflichten, über diesen Verlust nicht traurig zu seyn, ehe ich ihn leide.

Die

Die letzte Stunde meines Lebens ist im geringsten nicht die letzte Stunde meiner Seele, sondern nur meines Leibes. Alles, was um mich ist, sehe ich als Geräthe eines Gasthofes an, worin ich mich nur auf der Reise aufhalte, und den ich bald wieder verlassen muß. Der Tag, den alle Welt als den letzten meines Lebens ansieht, wird mir ein Geburtstag zur Ewigkeit seyn. Der Tod wird nicht der letzte Augenblick meines wahren, sondern meines sterblichen Lebens seyn; der Tod, den ich erwarte, wird der Anfang eines andern Lebens seyn, über welches er kein Rechr haben wird. Meine Religion lehret mich, daß ich so viel unendliche und ewige Güter in der andern Welt besitzen werde; sollte ich denn unvernünftig genug seyn, um mich zu fürchten, diese Welt zu verlassen, wo ich nur eingebildete Güter und wirkliche und wahre Uebel habe? In der That, was ist diese Welt, die zu verlassen man sich so sehr fürchtet? Eine Sammlung von Eitelkeiten und Lügen, ihre Ergötzlichkeiten sind ein betrügerisches Vergnügen, ihre Schmeicheleyen Betrug; ihre Reichthümer Güter, die vergänglich sind; ihre Glückseligkeiten, Schatten, Fantome von Glück, die uns amüsiren, unsrer spotten und sich oft in wahres Unglück endigen. Diese Welt ist eine Menge von verschiedenen Figuren, die sich vor unsern Augen darstellen und verschwinden; ein

ein Wechsel von Glück und Unglück; ein sich immer erneuerndes, bald verborgenes, bald sichtbares Verderben. Da, wo diese Welt uns Freyheit verspricht, finden wir nichts, als Sclaverey; da, wo sie Friede verheißt, finden wir Unruhe; da, wo sie uns Freude hoffen läßt, finden wir nichts, als Bitterkeit. Ihre zärtlichsten Freundschaften endigen sich; ihre Vergnügen laßen oft nichts, als eine lange Reue zurück; ihre Größen fallen von selbst; ihr Ruhm verliert sich endlich in den Abgrund einer ewigen Vergessenheit; in Allem, was sie uns darbiethet, ist nichts, was uns glücklich machen könnte, weil nichts den Umfang unsers Herzens ausfüllen kann. Alle Geschöpfe sind zu klein in sich selbst, und zu schwach in ihrem Vermögen; ihre Schönheit fällt in die Augen; es ist wahr; ihr Lob schmeichelt dem Ohr; ihre Süßigkeit befriediget den Geschmack; ihre Reichthümer dienen dem Körper; aber kein einziges thut dem Geist völlig genug. Sie können wohl das menschliche Herz einnehmen, aber seine Begierden nicht stillen, weil es nur falsche Güter, Illusionen und Schatten sind, oder vielmehr wahre Uebel, die den Menschen böser machen und ihn nicht hindern, unglücklich zu seyn. Das glänzendste Glück ist nicht nur eitel und vergänglich, sondern lästig, voll von Bitter-

keit und Sorgen; man seufzet und leidet auf dem Thron so gut, als in Ketten. In der Welt leidet die Tugend beständig Schiffbruch; in ihr ist die Ehrlichkeit nicht sicher, wagt es die Frömmigkeit nicht, sich zu zeigen, erröthet die Demuth vor Schaam, ist die Keuschheit beständigen Anfällen ausgesetzt, wird freywillige und gezwungene Armuth mit gleicher Verachtung begegnet. Hier erscheint man lächerlich, wenn man Standhaftigkeit in Erfüllung seiner Pflichten zeigt; hier wird man für ungesittet gehalten, wenn man das, was Galanterie genannt wird, sich für unanständig hält; hier wird man ein Schwärmer genannt, wenn man sich über die Sinne erhebet und mit den würdigsten Gegenständen, mit Gott und der Religion, beschäftiget: Hier findet man schädliche Maximen, verfürerische Beyspiele, eine das Herz verderbende Moral, Irrthümer, die den Geist betrügen, eine Staatskunst, die sich der Religion nur zur Erreichung ihres Zwecks bedient; eine Heucheley, die die schändlichsten Laster in den Schmuck der Tugend kleidet; Gewaltthätigkeiten, die zum Verbrechen hinreißen; Schmeicheleyen, die es entschuldigen, damit es mit weniger Wiederstand und mit mehr Leichtigkeit ausgeübt werde. In diesen verwirrten Chaos der Welt entdecke ich eine unzählbare

Men-

Menge von Menschen, die von verschiedenen Leidenschaften beseelet, vom Stolz aufgeblasen, vom Eigennutz verblendet, von der Liebe bezaubert, vom Haß aufgebracht, vom Neide genaget, von der Trägheit verdorben, von der Wollust entkräftet sind; es ist eine unglückliche Gegend, wo das Verderben so allgemein ist, daß verderbt zu seyn und andere zu verderben das wechselseitige Geschäft der meisten Menschen ist; es ist eine fast allgemeine Secte von betrügenden oder betrogenen Geistern. Welche Verdorbenheit in den Sitten, welcher übertriebene Luxus in den Kleidungen? Welche Schickanen im Gericht! Welcher Betrug im Handel! Welche Verrätherey in Freundschaften! Welche Untreue in Ehen! Welche Heucheleyen in der Frömmigkeit! Welche Laulichkeit und Gleichgültigkeit in Ansehung des Heils der Seele! Sieht man nicht die Sclaven der Welt immer in Unruhe, immer in Ausschweifungen; bis zur Narrheit lieben, bis zur Wuth hassen, bis zur Raserey eifersüchtig, bis zur Verzweifelung traurig und so völlig sinnlich, daß sie sich um ihre Seele so wenig bekümmern, als wenn sie keine hätten.

Ach, wenn ich diese Welt liebe, weil sie mir hohe Würden, Ehre, Macht, Wissenschaft und

Reichthümer verspricht; wer ist denn höher als Gott, der über alle Kreaturen erhaben ist? wer hat mehr Ehre als Gott, für welchen so viel Altäre rauchen, so viel Opfer brennen; unter welchem so viele Zepter sich beugen, dem so viel gekrönte Häupter gehorchen? Wer ist mächtiger, als Gott, vor dem die Staaten, die Königreiche und Länder nichts, als eine Samlung von Staub und Rauch sind, die er in einem Augenblick zerstreuen und vernichten kann. Wer ist gelehrter als Gott, der alles in sich selbst sieht, der Tiefen von Erkenntniß, Reichthümer von ewiger Weisheit in seinem Verstande hat, vor welchem die Zeit keine Verjährung, die Natur keine Decke, die Höhe nichts Hohes, der Abgrund nichts tiefes hat. Wer ist reicher, als Gott, der die Schönheit den Feldern, die Anmuth den Blumen, die Fruchtbarkeit den Bäumen, Gold und Silber den Erzgruben, Perlen den Muscheln, Diamanten den Felsen und die Fruchtbarkeit der ganzen Natur giebt? Kurz, wer ist unserer ewigen Zuneigung würdiger, als der Gott, in welchem man alles siehet, was schön ist, alles liebt, was gut ist, alles besitzt, was groß ist, alles empfindet, was angenehm ist; in welchem man die erste Wahrheit sieht, die erste Schönheit liebt, das höchste Gut besitzt, das höchste Vergnügen schmeckt, in

in welchen man das Gute ohne Böses, das Vergnügen ohne Schmerz, den Ueberfluß ohne Armuth, das Leben ohne Furcht des Todes, und eine Glückseligkeit findet, die nie zerstöret werden kann. In den Schoos dieses Gottes hoffe ich zu kommen, wenn ich dieses Leben werde verlaßen haben; und dies tröstet mich vollkommen wegen des Todes.

Je weniger ich dieser Welt hier genieße, desto weniger Hindernisse werde ich zu überwinden haben, um zum Genuß der Glückseligkeit der zukünftigen zu gelangen. In der That, wir wünschten seelig zu werden, und diese Welt reitzet uns nur, an unserm Verderben zu arbeiten. Wir wünschten eine klare und deutliche Erkentniß unserer Pflichten und der zu unserm Heil so wesentlichen Wahrheiten zu haben, und diese Welt braucht alle Arten von Hinterlist, um uns in Irrthum zu stürzen. Wir erkennen, daß wir unserm Verderben zueilen, wenn wir unser Herz von den sinnlichen Wollüsten einnehmen laßen; und diese Welt stellt ihm unaufhörlich eben diese Wollüste vor, um es zu verführen. Gott fodert eine Liebe, die ihn den Vorzug vor allem giebt; und die Welt will daß wir diese Liebe den Kreaturen aufopfern. Gott fodert, daß wir unsern Nächsten mit einer

Liebe lieben sollen, welche uns die Beleidigungen vergessen macht; und die Welt begegnet uns als Niederträchtigen, wenn wir uns nicht dafür rechten. Gott will, daß wir einen so standhaften Glauben haben, der uns bereit macht, in seiner Vertheidigung zu sterben; und die Welt nimmt uns, so viel sie kann, die religiösen Empfindungen, damit sie uns so schwach mache, daß die geringste Rücksicht auf Menschen uns besiege. Gott versichert uns, daß diejenigen, welche hier leiden, dort selig werden sollen; und die Welt reitzt uns, unser Glück in den Freuden zu suchen, die sie uns darbiethet. Oft hat man gut gelebt, weil man nicht lange gelebt hat; denn es ist schwer, lange mitten unter Gefahren zu wohnen, ohne unterzuliegen.

Hier denke ich mehr an die Güter, die ich hoffe, als an diejenigen, die ich verlaßen muß; jene sind wirklich und werden immer dauern; diese sind falsch und verlaßen mich, wenn ich sie nicht verlaße. Ach! was liegt mir daran, ob ich hier oder anderswo bin, wenn es mir nur wohl gehet!

Warum sollte ich den Tod fürchten, da ich, wenn ich will, ihn für mich zum größten aller Güter machen kann; nur dann muß er mir

schreck-

schrecklich seyn, wenn mein Verhalten böse ist. Das gute Leben, das aus einer guten Aufführung entstehet, hängt von mir ab; ein langes Leben aber im geringsten nicht; denn es ist mir nicht möglich, meine letzte Stunde um einen Augenblick zu verlängern. Ich werde meinen Tod glücklich machen, wenn ich in meinem Leben mich pflichtmäßig verhalte.

Ich will mich also nicht vor dem Tode fürchten, sondern nur gut zu sterben lernen; es ist von großer Wichtigkeit für mich, daß ich eine Sache gut zu thun wisse, die ich nur einmal thun werde und deren Ausgang bedenklich ist, deren Folgen verderblich seyn können und deren Fehler unersetzlich sind. Um gut zu sterben, müssen meine Fehler mit mir sterben; meine ganze Philosophie, Wissenschaft und Klugheit bestehet in der Zubereitung zum Tode. Der nüzlichste Rath, den ich mir selbst geben kann, ist der, oft an meine letzte Stunde zu denken und mein ganzes Leben in Rücksicht auf den Augenblick, der es endigen soll, zu ordnen, damit ich mich denn durch die Religion von dem losmache, was ich aus Nothwendigkeit verlaßen muß, und während der kurzen Zeit, die ich in dieser Welt bin, für das sorge, was ich ewig in der andern seyn soll. Ein

schö-

schöner Tod krönet das ganze Leben. Ach! wie gern werde ich dann zur Hofnung und zum Glück sagen: „Ich sehe den Hafen; „Glück und Hofnung, lebet wohl; ich habe „mit euch nichts mehr zu thun; täuschet nun „andere.“

Inveni portum, spes et fortuna valete;

Nil mihi vobiscum; ludite nunc alios.

XX II 9a

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bordelon, Laurent,

Die Sprache

Berlin 1789

Ph.pr. 1013
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041642-6
VD18 12850918